Aus dem Leben eines Ostindischen Missionars
von
C. M. Zorn

Class DS 485

Book M276

Copyright No. 1907

COPYRIGHT DEPOSIT.

**Rajah Ramachendra Tondiman Behauder,**
**Maharajah of Pudukottai.**

# Dies und Das

## aus dem Leben eines ostindischen Missionars.

---

Von

**C. M. Zorn,**

lutherischem Pastor zu Cleveland, Ohio.

---

Mit einem Vorwort von Prof. D. A. L. Gräbner.

Der Reingewinn fließt in die Synodalkasse der Synode von Missouri, Ohio u. a. Staaten.

Zweite, reichillustrierte Auflage.

St. Louis, Mo.
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.
1907.

IIS485
.M27Z6
1907

LIBRARY of CONGRESS,
Two Copies Received
JAN 20 1908
Copyright Entry
Sep 27 1907
CLASS A XXc, No.
188058
COPY B.

Copyright, 1907,
BY
CONCORDIA PUBLISHING HOUSE,
ST. LOUIS, MO.

# Vorwort.

Von Pantänus, dem ersten namhaften Lehrer der ältesten christlichen Gelehrtenschule und theologischen Lehranstalt, meldet der Kirchengeschichtschreiber Eusebius, daß er, nach seiner Bekehrung von brennendem Missionseifer erfüllt, gen Osten gezogen und bis nach Indien gekommen sein solle. In demselben Kapitel berichtet aber Eusebius weiter, man sage, Pantänus habe in Indien schon Christen und in deren Besitz das Evangelium Matthäi vorgefunden; denn schon der Apostel Bartholomäus habe daselbst die Botschaft von Christo verkündigt und den Christen das geschriebene Evangelium hinterlassen.

Als zweiter Missionar aus der heiligen Zwölfbotenschar im Lande Indien wird uns ebenfalls im christlichen Altertum, nämlich von Gregor von Nazianz, der Apostel Thomas genannt, wie denn die Thomaschristen in Indien ihre Urgeschichte auf St. Thomas zurückführen und noch heute ein Ort in der Nähe von Madras Bait Thoma oder Bethuma, das ist, Haus des Thomas, genannt wird.

In dem Jahrhundert, in welchem Gregor von Nazianz schrieb, dem vierten nach Christi Geburt, kam, wie der Geschichtschreiber Philostorgius berichtet, Theophilus von Diu, wahrscheinlich einer Insel im Arabischen Meerbusen, die eine Station für den lebhaften Verkehr mit Ostindien bildete und Sitz einer indischen Handelskolonie war, auf seinen Missionsreisen auch nach Indien und fand da schon christliche Gemeinden aus alter Zeit. Im sechsten Jahrhundert berichtete Kosmas mit dem Beinamen Indicopleustes, der Indienfahrer, daß er auf der Insel Ceylon eine christliche Kirche besucht,

auch zu Male, „wo der Pfeffer wächst“, christliche Kolonialgemeinden und in Kalliane, vielleicht Kalkutta, sogar einen persischen Bischof gefunden habe. Im neunten Jahrhundert sandte König Alfred von England zwei Geistliche, Sigehelm und Athelstan, mit Weihgeschenken „zu den Kirchen des heiligen Thomas und Bartholomäus“ nach Indien, und noch Jahrhunderte später zeigte man in England die von jener Gesandtschaft mitgebrachten orientalischen Edelsteine. Als zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts Marko Polo in Ostindien war, wurde ihm bei Madras die Stelle gezeigt, wo der heilige Thomas der Überlieferung nach den Märtyrertod erlitten habe, und die Portugiesen bauten später daselbst eine Kirche, die St. Thomas geweiht war. Im fünfzehnten Jahrhundert — —

So etwa müßte ich zu Werke gehen, wenn ich ein Büchlein über die Mission in Indien schreiben sollte. Ich müßte zusammentragen und wiedergeben, was andere gesehen und gehört und berichtet, oder auch nicht gesehen und nicht gehört und doch berichtet haben; ich müßte dann, wenn's nach heutigem Münzfuß etwas Rechtes werden sollte, allen Fleiß tun nachzuweisen, daß möglichst wenig von dem, was berichtet ist, wahr sei und möglichst viel von dem, was noch wahr ist, anders zu verstehen sei, als es lautet, müßte zu merken geben, daß wohl der Apostel Thomas in Indien nicht der Apostel Thomas oder überhaupt kein Thomas, das Indien des Thomas nicht Indien, sondern Äthiopien, das Indien des Bartholomäus und des Pantänus auch nicht Indien, sondern Arabien, das Christentum der frühen Christen in Indien nicht Christentum, sondern Arianertum gewesen, auch an König Alfreds Gesandtschaft und ihren Berichten manches verdächtig oder, feiner ausgedrückt, kritische Zweifel zu erregen angetan, kurz, daß das meiste oder alles Überlieferte mehr oder minder zweifelhaft sei. Das wäre nach *einem* heutzutage beliebten Rezept. Nach einem andern, das auch nicht selten befolgt wird, nimmt sich der Bücherschreiber gar nicht die Mühe, erst durch jahrelanges Forschen in alten und neuen Schriften und Büchern zu erfahren, was denn

von Augen- und Ohrenzeugen und andern Gewährsmännern überliefert sei; sondern er denkt sich, wie es ungefähr könnte oder seiner Meinung nach sollte gewesen sein, und das schreibt er ganz munter nieder und läßt es drucken und verkaufen, und es gibt Leute, und nicht wenige, die lesen solche Bücher und glauben solchen Schreibern am liebsten und werfen dafür mit beiden Händen über Bord, was gewiß und aufs beste beglaubigt ist. Ja sicher, es war bei der Unwahrhaftigkeit vieler und der Irrtumsfähigkeit aller Menschen schon immer ein schwierig Geschäft und ist besonders in unsern Tagen ein vielfach gar undankbares Geschäft, zu erzählen oder zu beschreiben, was man nicht selber gehört und gesehen hat.

In der glücklichen Lage nun, Selbsterlebtes erzählen, mit eigenen Augen Geschautes berichten zu können, war der geehrte Verfasser des vorliegenden Buches, als er vornehmlich für seine Glaubensbrüder in Amerika, teils schon vor Jahren, teils ergänzenderweise in jüngster Zeit, zu Papier brachte, was auf den folgenden Blättern zu lesen steht. Da ist alles unmittelbar, aus der eigenen Anschauung heraus anschaulich, man möchte sagen photographisch, dargestellt. In einem wertvollen und kostspieligen literarhistorischen Werke lese ich unter der Überschrift „Indien" in einer Beschreibung jenes merkwürdigen Landes: „Die Natur des Landes bietet in Klima und Erzeugnissen die verschiedenartigsten Erscheinungen: Hitze und Kälte, üppige Fruchtbarkeit und entsetzliche Öde. Der Schoß der Erde birgt köstliches Edelgestein. In herrlichem Wachstum erblühen zahllose Pflanzen. Nicht minder reich ist die Tierwelt ausgestattet. Und so schaffen in diesen weitgedehnten Talebenen, in Wäldern und Wildnissen die Kräfte der Natur unablässig fort, um den Menschen zu erhalten." Aber das alles gilt ja Wort für Wort ohne Ausnahme auch von Nordamerika und bereichert unsere Anschauungen und Vorstellungen um nichts, gar nichts, was wir nicht durch den Augenschein in uns aufnehmen könnten, ohne auch nur einen Fuß über die Grenzen der Vereinigten Staaten gesetzt zu haben. Gar anderes hingegen

hat uns unser Autor zu bieten. Bilder und Gestalten, die wir hierzulande nie geschaut, führt er aus seiner Erinnerung in bunter Mannigfaltigkeit uns vor und an uns vorüber. Und dabei führt er uns ein in ein Land und Volk, das, zwar fern, fern entlegen, doch unserm Herzen neuerdings sehr nahe gerückt ist oder doch sein sollte, das unser wärmstes Interesse für sich in Anspruch nehmen darf. Ist es doch Indien und in Indien das Tamulenland und das Tamulenvolk, das Land und das Volk, dahin wir unsere Heidenboten entsendet haben, da in unserm Namen und Auftrag das Werk des HErrn getrieben, die edle Saat des lauteren Evangeliums gestreut und unter Gottes mildem Regen und Gnadensonnenschein die große Freudenernte auf den Tag der Garben gemehrt werden soll. Und auch wie es bei solcher Arbeit, der Missionsarbeit in Indien und im Tamulenlande, zugeht, welcherlei Bollwerke des Satans da einzunehmen sind, wird uns hier aus dem Leben und Wirken eines Missionars vor die Seele geführt; wir hören ihn, wie er die Einfältigen lehrt, die Widersprecher eintreibt, mit einzelnen handelt, zur Menge predigt, das Wort treibt zu rechter Zeit und zur Unzeit, ja, wir begleiten ihn auf seinen Zügen, bis uns auf dem wundersam fremdartigen Missionsfeld schier heimisch will zumute werden. So wird denn das Buch nicht wenig dazu beitragen, daß die Missionsberichte, welche von unsern Heidenboten einlaufen werden, um so besser verstanden und deshalb um so lieber gelesen, auch um so regere Teilnahme für das Werk unserer Heidenmission in Ostindien wirken werden; und wenn das geschieht, wird eben damit der Zweck erreicht, dem der teure Verfasser mit seinem Buche gerne dienen möchte.

St. Louis, in der Osterwoche 1895.

A. L. Gräbner.

# Vorwort des Verfassers.

Da dies Buch zum größeren Teile aus Artikeln besteht, die ich vor Jahren für die „Abendschule“ geschrieben habe, so will ich auch das Vorwort von dazumal hierher setzen.

Hier ist es:

„Man schreibt das Vorwort gewöhnlich zuletzt, wenn alles fertig ist. Aber was ‚man‘ auch tue — ich brauche mich an dergleichen Regeln nicht zu kehren, denn ich bin gar kein ‚man‘, nämlich kein Bücherschreiber, kein Autor, sondern ich bin nur — einerlei, wie — auf den Gedanken gebracht, allerlei Erinnerungen aus meinem ziemlich bewegten Leben aufzuschreiben und drucken zu lassen; und mit dem Vorwort will ich den Anfang machen. Warum?

„Sieh, lieber Leser, wenn ich das Vorwort allein für *dich* schriebe, wie ‚man‘ zu tun pflegt, so möchte es ja billig zuletzt geschehen. Aber nun ist es durchaus nicht allein für dich bestimmt, sondern auch und zumeist *für mich selbst*. Denn versetze dich in meine Lage: der Entschluß, zu schreiben, ist kürzlich erst ganz plötzlich von mir gefaßt; und ohne mir näher überlegt zu haben, in welchen Schacht meiner Erinnerungen ich hinabfahren, was ich aus ihm heben und dir zeigen soll, sitze ich da, Papier vor mir und die schon mehrmals eingetauchte Feder in der Hand. Wieder eintrocknen oder gar weggelegt werden soll diese nicht; so muß ich also schreibend überlegen, mein Überlegen in eine Art Vorwort packen und dieses den Faden der Ariadne sein lassen, welcher mich — da ich nun doch einmal die Geschichte auf den Kopf stelle — zunächst in das Labyrinth *hinein* führt. Laß es dir gefallen, mir zu folgen.

„Also was will ich? Das weiß ich, wie gesagt, so genau noch nicht. Aber was will ich *nicht*? Das läßt sich eher beantworten.

Ich will vor allen Dingen keine Selbstbiographie schreiben — nein, das wäre schrecklich! auch keine teilweise von irgend einer Periode meines Lebens. Von Reisen wird vielleicht erzählt werden, aber reguläre Reisebeschreibungen sollen's auch nicht sein. — *Meine Schreiberei soll überhaupt gar keine bestimmte Tendenz haben*, das erkläre ich mit Nachdruck. — Ich denke, das Einfachste wird sein, in einigermaßen chronologischer Ordnung dies und das zu erzählen, was mit meinem fünfjährigen Aufenthalt in Ostindien zusammenhängt und wie es mir gerade einfällt. Dabei will ich reden, wie mir ‚der Schnabel gewachsen' ist. Eine Art ‚Bilderbuch ohne Bilder' mag's werden, ohne mich mit Andersen zu vergleichen, denn der war ja ein Autor und dazu ein Poet, von welchen beiden Qualifikationen, namentlich von letzterer, ich sehr weit entfernt bin.

„So, das war das Vorwort. Und siehe da, wir sind nun beide einigermaßen orientiert. Es mag also seinem Zweck genügen.

„Oktober 1878."

Der geneigte Leser wird nun verstehen, welchen Charakter dies Buch hat. Es ist eine Art leichterer Unterhaltungslektüre, aber von einem Christen und aus einem Christenleben geschrieben; oft fröhlich und heiter, oft ernst, tiefernst.

Den früheren — revidierten — Abendschulartikeln habe ich noch eine Reihe von gleichfalls revidierten Missionsberichten über meine *Gemeindearbeit* und namentlich über meine *Heidenpredigtreisen* in Ostindien folgen lassen.

Auf diese Weise, glaube ich, kann der Leser ein deutliches Bild empfangen von dem ganzen Leben und der Arbeit eines Missionars unter den Heiden Ostindiens und mit um so größerem Verständnis und Interesse dem Werk unserer Missionare unter den Tamulen in Ostindien folgen.

März 1895. **Der Verfasser.**

# Vorwort zur zweiten Auflage.

Die zweite Auflage ist im Text ganz unverändert. Nur sind etliche Fehler ausgemerzt, die offenbar durch meine schlechte Handschrift entstanden sind. Meine Frau hat, was den Lesern lieb sein wird, das Buch jetzt reichlich mit Bildern ausgestattet. Sie hat auch mein Jugendbild hineingetan. Um mich zu rächen, habe ich das ihre mit unsern indischen Kindern hineingeschmuggelt. Die Bilder sonst zeigen Indien und die Tamulen genau.

September 1907. E. M. Zorn.

# Inhaltsübersicht.

## Erste Abteilung.

**Reise nach Ostindien, erste Erlebnisse dort, und etwas über Land und Leute.**


Seite

Erstes Kapitel: Von Leipzig nach Alexandria ..... 3
Zweites Kapitel: Alexandria ..... 13
Drittes Kapitel: Suez ..... 25
Viertes Kapitel: Ankunft in Madras ..... 31
Fünftes Kapitel: Die ersten Tage in Ostindien ..... 36
Sechstes Kapitel: Tranquebar ..... 51
Siebentes Kapitel: Ein alter Brief aus Tranquebar ..... 68
Achtes Kapitel: Etwas über Land und Leute ..... 76
Neuntes Kapitel: Die Tiere des Landes ..... 93
Zehntes Kapitel: Sprache und Religion der Tamulen ..... 110


## Zweite Abteilung.

**Meine Missionsstation Pudukottai und allerlei mehr äußere Erlebnisse auf derselben.**


Elftes Kapitel: Pudukottai ..... 119
Zwölftes Kapitel: Rajah Ramachendra Tondiman Behauder, Maharajah of Pudukottai ..... 131
Dreizehntes Kapitel: Ein Blick hinter den Vorhang ..... 155
Vierzehntes Kapitel: Der Blick hinter den Vorhang bringt noch mehr Enttäuschung als im letzten Kapitel ..... 174
Fünfzehntes Kapitel: Räubergeschichten ..... 182

## Dritte Abteilung.

### Eigentliche Missionsarbeit.

Seite

Sechzehntes Kapitel: Aus einem alten Stationstagebuche vom Jahre 1872.. 195
Siebzehntes Kapitel: Fortsetzung und Schluß des Tagebuches ..... 208
Achtzehntes Kapitel: Das zweite Jahr in Pudukottai. Ein alter Bericht als Fortsetzung des Tagebuches ..... 221
Neunzehntes Kapitel: Ein Nachmittag auf Heidenpredigt im Pudukottailande 239
Zwanzigstes Kapitel: Zwei Heidenpredigttage im Pudukottailande ..... 245
Einundzwanzigstes Kapitel: Mehr aus Heidenpredigten in Pudukottai .... 252
Zweiundzwanzigstes Kapitel: Vier Tage auf Heidenpredigt im Pudukottailande ..... 263
Dreiundzwanzigstes Kapitel: Heidenpredigt in Kudumiamalei ..... 273
Vierundzwanzigstes Kapitel: Ende gut, alles gut ..... 280

# Erste Abteilung.

Reise nach Ostindien, erste Erlebnisse dort und etwas über Land und Leute.

# Erstes Kapitel.

## Von Leipzig nach Alexandria.

Es ist mir etwas unangenehm, daß gerade das erste Kapitel mancherlei enthält, was nicht sonderlich zart und fein ist; es wäre mir lieber, wenn das später so gelegentlich einmal mit unterliefe, denn der erste Eindruck ist bei vielen Leuten maßgebend, und ein ungünstiges Vorurteil hat schon manchen ehrlichen Kerl, wenigstens eine Zeitlang, in Mißkredit gebracht. Aber dennoch — heraus damit! Der Reihe nach will ich ja erzählen, und das, was ich meine, ist nun einmal zuerst passiert.

Also: Es war am 2. Juni des Jahres 1871 sehr früh morgens, da die Sterne noch blinkten, als ein nun seliger Herzensfreund und ich uns ganz in leichte grauleinene Reisekleider steckten und sogar Zeugschuhe anzogen, denn wir wollten ja in den heißen Orient. Weil wir aber, als wir uns anzogen, noch nicht im Orient, sondern in der guten Stadt Leipzig waren, so froren wir gleich in der ersten Viertelstunde dermaßen, daß wir die Mühe nicht scheuten, unserer Toilette durch ein paar ungemein dicke Unterjacken mehr inneren Gehalt zu geben. Dann fuhren wir ab und zunächst nach Erlangen im Bayerlande. Da sollten wir die Wahrheit des Sprichworts an uns erleben: „Kleider machen Leute.“ Denn in Erlangen war's kalt und regnerisch. Es war ein Sonntag. Alle Leute, denen wir auf dem Kirchwege begegneten, gingen in Winterüberziehern und guckten uns Orientale ganz seltsam an; ich glaubte sogar ein Lächeln auf den Gesichtern vieler bemerkt zu haben. Uns wurde es ganz unheimlich. Wir schämten uns unserer Röcke, unserer Hosen, unserer Schuhe. Wir konnten es uns nicht verhehlen, daß wir den Leuten aus eigener Schuld ein unerhörtes und lächerliches Schauspiel gaben, und verloren alle Sicherheit des Auftretens. Ja, hätten sie unsere Unterjacken sehen können, so hätten wir unsere Augen freier aufschlagen können, denn die waren ja solide genug (ich meine die Unterjacken). Aber die

konnten sie nicht sehen und wir selbst — nicht fühlen, denn wir klapperten doch vor Frost. Wie Verbrecher schlichen wir eilenden Fußes — in Zeugschuhen — um die Ecken und kauerten uns eng aneinander in einen entlegenen Winkel der großen Kirche. Aber da ging erst das Frieren an! Der Herr Vikar predigte auch nicht sehr erwärmend, und wir konnten kaum aufpassen. Als Amen gesagt wurde, drückten wir uns still hinaus, ehe die andern die Kirche verließen, um nicht noch einmal Spießruten laufen zu müssen, und es gelang uns auch wirklich, ziemlich unbemerkt, nur von einigen Kindern und Studenten bewundert, nach Hause zu entkommen. Da blieben wir, bis der nächste Eilzug abging, und in dem jagten wir unaufhaltsam bei Tag und Nacht, von den Furien der Kälte gepeitscht, über München, den Brenner, Verona, dem, wie wir hofften, warmen Venedig zu. Und da war es auch wärmer wenigstens, und wir gewannen unser Selbstbewußtsein wieder.

Missionar C. M. Zorn.
1871.

Einen Tag über besahen wir uns die Herrlichkeiten der Lagunenstadt von der Gondel aus, besuchten auch den Dom, in welchem uns rot angekleidete Tempelknechte unversehens mit Weihwasser bespritzten, und abends setzten wir uns unter die Veranda eines Kaffeehauses am Markusplatz und schauten dem bunten, strahlenden, bewegten Treiben zu, das uns wirklich etwas märchenhaft vorkam. Gegen Mitternacht bestiegen wir einen kleinen Küstendampfer, der uns nach Triest führen sollte, und zwar als Passagiere der zweiten Kajüte. Rings an den Wänden derselben waren, offenherzig genug, die Kojen angebracht, immer zwei übereinander; vor der unteren Reihe Kojen

zogen sich mit rotem Plüsch gepolsterte Bänke hin. Die Kajüte war sehr besetzt; es waren mehr Passagiere als Kojen da, so daß etliche ihr Nachtlager auf den Polsterbänken suchen mußten. — Da, als der Dampfer eben abfahren wollte, kam noch eine ganze Truppe französischer Schauspieler und Schauspielerinnen. Als mein Freund und ich das sahen, waren wir sofort egoistisch genug, in unsere Kojen — wir hatten beide obere — zu klettern und uns halb eingeschlafen zu stellen, um nämlich ihres Besitzes gewiß zu sein; und wir sahen bald, wie ersprießlich solches Verfahren war, denn einige Schauspielerinnen nahmen ohne Zögern oder sonstige Bedenklichkeiten, vielmehr mit höchster Unverfrorenheit die von Herren nicht tatsächlich besetzten Kojen ein und ließen die rechtmäßigen Besitzer sehen, wo ein Lager zu finden. — Der Dampfer setzte sich in Bewegung. Schreiend, quiekend und heftig gestikulierend verlangte die Schauspielerbande von dem Steward Lagerstätten, die er doch nicht geben konnte. Der arme Mann erschöpfte sich in Vorstellungen, die ihm nichts halfen. Endlich kam er auf den Einfall, Spielkarten auf den Tisch zu legen. Das half ihm aus der Klemme. Alle eben noch so unzufriedenen und zornigen Gesichter klärten sich auf. Man dachte nicht mehr an Schlaf und Ruhe, sondern setzte sich zurecht und spielte. Aber lange sollte der Friede nicht währen. Eine alte Schauspielerlady warf einem ihrer Genossen Betrug vor. Der gestand das natürlich nicht zu, sondern schimpfte. Parteien bildeten sich, und wieder entstand ein grausiger Skandal, ärger als vorher. Für uns war an Schlaf nicht

**Mein Herzensfreund Alfred Grubert.**
1871.

zu denken. — Da schritt das Adriatische Meer ein und brachte durch seine von einem heftigen Winde bewegten Wellen den kleinen Dampfer ordentlich ins Schaukeln. Das wirkte noch besser als vorher die Karten. Mit einem „O wie elend fühle ich mich!“ streckte zuerst die alte Dame die Waffen und sank bleich auf einen Stuhl. Ein schallendes Gelächter in vollem Chor war die Antwort. Doch der Chor wurde immer dünner, denn das Schiff schaukelte immer ärger. Ein Lacher nach dem andern wurde still, bleich, sank zu Boden oder auf einen Stuhl oder auf die Bänke. Immer aufgebrachter wurde das Meer. Auch uns in den Kojen wurde es angst und weh. Wir griffen nach kleinen zierlichen Blechgefäßen, welche in einem Verschlage am Fußende standen. — Kaum sahen das die lager- und deshalb auch blechgefäßlosen Damen, als sie wimmernd um dieselben baten. Aber da war kein Mitleid, jeder dachte nur an sich selbst und hielt, was er halten konnte. Von allen Seiten her ertönten unartikulierte und deshalb unbeschreibliche, aber doch sehr bekannte und verständliche Laute. Etliche stürzten die Treppe hinauf in die freie Luft, Aufwärter mit Aufwaschlumpen herab in die Kabine. In der Koje unter mir lag eine Schauspielerin, vor ihr auf dem Sofa ein dicker Herr, welchen sie aus der Koje vertrieben hatte. „Lassen Sie mich heraus!“ rief sie, offenbar in höchster Angst. „Fällt mir nicht ein!“ brummte der Rachsüchtige. Aber ein Laut ihrerseits und der Dicke sprang rasch beiseite und sie die Treppe hinauf. — Ich lag auch mit abscheulichen Gefühlen da, erwartete jeden Augenblick das Schlimmste, und meine Hände hielten krampfhaft jenes Blechgefäß umklammert. Leise fragte ich meinen Freund — den ich fortan A. nennen will —: „Wie geht dir's?“ „Sei ganz still!“ war seine Antwort. Endlich gegen drei Uhr senkte sich ein wohltätiger Schlummer auf meine Augenlider, und bei hellem Tage erwachte ich, die Wange zärtlich an das Blechgefäß gedrückt. Schnell warf ich das als eine unangenehme Erinnerung beiseite und eilte aufs Verdeck. Das Wetter war still und schön geworden, die Sonne stand ziemlich hoch am Himmel und beleuchtete die herrlichen Küsten des Meerbusens von Triest und — die bleichen Gesichter der Passagiere. Bald konnten wir unsern Fuß auf festen Boden setzen, und alle Nachtgrauen waren vergessen.

Alles, was ich von unserm Aufenthalt in Triest erzählen will, ist, daß wir uns im Laufe des Tages Billette kauften für die Überfahrt

nach Alexandria in der zweiten Kajüte eines österreichischen Lloyddampfers. Begeben wir uns gleich auf denselben und sehen wir, was sich da alles zutrug. — Auch hier betraten wir gegen Mitternacht unsere Kajüte, und diese sah nicht viel anders aus als jene des Küstendampfers, nur war sie natürlich, den Dimensionen des ganzen Schiffes entsprechend, etwa fünfmal so groß; die Einrichtung war sonst die-

Eine Tamulenfrau schmückt die Straße vor ihrer Haustüre mit Zeichnungen.

selbe, abgesehen von einer Damenkabine, welche sich hier glücklicherweise vorfand. Raum genug hatten wir, da die meisten unserer Mitreisenden es vorgezogen hatten, für mehr Geld mehr Bequemlichkeit sich zu verschaffen und erste Kajüte zu fahren. Unsere Genossenschaft bestand nur aus einigen Österreichern mit Familie, die in Beirut wohnten und nach einem Besuche in ihrem Vaterlande dahin zurückkehrten; aus zwei Agenten einer Hamburger Firma, die in wilden und ausländischen Tieren „machten" und eine Ladung afrikanischer

Elefanten holen sollten; und aus zwei griechischen Kaufleuten, wie wir aus ihrem roten Fes schlossen, den die Griechen (wie auch das türkische Militär) ja als Kopfbedeckung jetzt meist tragen. Einer von diesen war lang und hager (man merke sich den einmal für später), der andere kurz, beide im besten Mannesalter. Letzterer hatte eine Italienerin bei sich, eine Frau in der Mitte der Dreißiger, von dunklem Teint und schwarzhaarig, noch immer schön zu nennen, aber frech dreinblickend, südländisch lebhaft, mit einem bunten Seidenkleide und einer Art Turban bekleidet. Kurz ehe die Anker gelichtet wurden, stürzte, offenbar in höchster Aufregung, ein junger Mensch von 17 bis 18 Jahren in die Kajüte, schaute sich wild einen Augenblick um, und sobald er jene Italienerin erblickte, überschüttete er sie mit Vorwürfen, Liebkosungen, Drohungen, Bitten — alles in einem Atemzuge und einem Durcheinander, wie dessen nur ein aufgeregter Südländer fähig ist. Daß ich's gleich sage: es war ihr Sohn, der seine Mutter hindern wollte, mit jenem Griechen durchzugehen. Seine Mutter hörte ihn mit zusammengekniffenen Lippen, übereinandergeschlagenen Armen, aber funkelnden Augen still an, und als er schwieg, um ihre Antwort zu hören, bekundete sie mit einigen hervorgestoßenen Sätzen ihren unabänderlichen Entschluß, ihrem Liebhaber zu folgen. Er fing an zu weinen, sie mit den fürchterlichsten Schimpfworten zu bewerfen, kniete vor ihr nieder, breitete seine Arme nach ihr aus — sie drehte ihm halb den Rücken zu, maß ihn, das Haupt seitwärts zurückgebeugt, mit höhnischen Blicken — und spuckte ihn an. Da sprang er auf wie ein Tiger, packte sie bei den Haaren und schlug sie, so daß der Grieche sie verteidigen mußte —; und als wir glaubten, es werde zum Äußersten kommen, schritt ein Matrose, von dem Steward gerufen, ein und führte den armen Knaben mit Gewalt hinaus, da das Schiff abgehen sollte. Seine entartete Mutter lachte laut hinter ihm drein. — Nicht wahr, eine schreckliche Scene! In welche Abgründe menschlichen Verderbens und Elends läßt das blicken! Uns schauderte.

Am andern Morgen früh setzten wir uns auf das für die Passagiere beider Kajüten gemeinsame Verdeck. Es war noch ganz leer, und wir konnten daher ungestört eine kurze Andacht zusammen halten. Nach all den Sündengreueln, die wir in den letzten Tagen gesehen hatten, tat das lebendige Wort Gottes unsern Seelen wohl und rich-

tete sie auf, wie der Morgentau und der Strahl der jungen Sonne die Blümlein aufrichtet und frisch und lustig macht. Die Küsten Europas konnten wir nicht mehr erblicken — was freilich mehr an unserer Kurzsichtigkeit als an ihrer Entfernung lag, denn wir fuhren nahe an Istrien hin und näherten uns den Dalmatischen Inseln. Pfeilschnell durchschnitt unser Schiff die blauen, schaumbegipfelten Wogen, Delphine purzelten mit uns, und wir wurden es recht inne, daß wir einer Zukunft entgegeneilten, die uns, wer weiß was, bringen würde; inne wurden wir aber auch, daß *einer* wußte, was da kommen sollte, nämlich der lebendige, treue Gott, der alles regiert und seine Kinder, wenn auch oft seltsam und wunderlich, doch immer selig führt. Und *dies* Innewerden machte uns sehr fröhlich. Und schaue ich nun zurück, wie ist's denn gewesen? Wir sind freilich wider alle unsere Gedanken geführt, durch viel Freud' und groß Leid, aber immer über die Maßen herrlich: A. durch den Tod in den Himmel und ich vorläufig in den Schoß der rechtgläubigen Kirche Amerikas; „vorläufig", sage ich, denn ich hoffe ja auch über kurz oder lang meinem herzlieben Freunde nachzufahren; wenn auch das nicht noch am Ende ein wenig anders wird, als man denkt, durch das Dazwischenkommen des lieben Jüngsten Tages nämlich, was das Allerschönste wäre. Wohl uns Christen, daß wir so selige Hoffnungen und Gewißheiten im Glauben haben! Wie elend sind die Leute, die das nicht haben!

Will euch gleich mal ein Bild solchen Elends zeigen: Als wir eben unsern Morgensegen gebetet hatten, hörten wir etwas die Treppe der ersten Kajüte heraufkeuchen, und es erschien ein uraltes, eisgraues Männlein, wie wir in leinenen Kleidern, und offenbar die hohlen Wangen und eingefallenen Lippen mehrere Tage nicht rasiert. Der Alte kam zunächst auf mich zu und fragte mich im Frankfurter Dialekt: „Wie heißen Sie?" Innerlich über die Neugierde etwas brummend, dieses Brummen durch Betrachtung seiner weißen Haare aber verbannend, antwortete ich: „Zorn." „Wo wollen Sie denn hin?" „Indien." „Nach Indien? Was wollen Sie denn da? Sind Sie ein Kaufmann?" „Ich bin ein Missionar." „Ein Missionar?!" wiederholte der Alte gedehnt, drehte kurz um und schritt auf A. zu, an den er dieselben Fragen richtete. Als er da auch bis zur Antwort „Missionar" gekommen war, meinte er: „Ist denn hier alles Missionar?!" — Inzwischen war ein weiteres, ziemlich langes

und ohne Zweifel jüdisches Menschenkind die Treppe heraufgekommen. Das fiel nun der Alte an und sagte: „Hör' einmal, ist's auch recht, daß hier alles voll von Missionaren ist?" Was dieser Sohn Israels nach dem Fleisch für eine Antwort gab, hörte ich nicht. Aber nachdem der Alte weitergehumpelt war, ging ich auf dasselbe Menschenkind zu und erkundigte mich nach dem sonderbaren Greis und vernahm, daß er ein Jude und steinreicher Frankfurter Bankier sei, der, nachdem er Geld genug zusammengewuchert, nun selig werden und zu dem Behufe im Gelobten Lande sterben wollte. O blinder Wahn und große Torheit! Mein Berichterstatter gehörte zu seiner ziemlich zahlreichen Gesellschaft und Dienerschaft und erzählte mir viel von der Menge Kisten und Kasten, die der Alte mit sich führte. Er war ein redseliger Mensch und gerade im besten Schuß, als der Alte wiederkam und, ihn mit mir im Gespräch erblickend, eiligst ansegelte, ihn am Rockschoß ergriff und heiser rief: „Das ist ein Missionar, mit dem darfst du nicht reden!" Er wollte sich und die Seinen ganz koscher halten und vor aller Berührung mit den Gojim, namentlich mit solchen Erzgojim, wie Missionaren, bewahren.

Merkwürdig! bei unsern Wanderungen durchs Schiff entdeckten wir in einer einsam gelegenen Kabine (wohl eigentlich einem Offizier gehörig, aber gerentet) noch einen alten Juden, aber einen ganz untadeligen, in langem schwarzen Rock, wie ihn die polnischen Juden tragen; kein Schermesser war an Haar oder Bart gekommen, Hosen hatte er auch nicht an, nur Unterhosen, und er wohnte und kochte koscher für sich allein. Wollte gleichfalls in Jerusalem sterben. Das war sonst ein ganz gemütliches Haus, lachte und scherzte viel. Ich stellte mich ihm gleich als Missionar vor und fragte ihn, ob er sich auch scheute, mit mir zu reden. „Nein!" Wir unterhielten uns denn auch ganz gut mit ihm, in seine Kabine ließ er uns aber nicht hinein. Einmal kam er aufs Verdeck mit einem hebräischen Alten Testament unter dem Arm. Ich wollte so ein Menschenkind mal näher kennen lernen und fing an, ihn über seine Seligkeitsabsichten ein wenig auszufragen. Er antwortete, während er sonst freundlich war, sowie ich auf solche Dinge kam, stets sehr von oben herab und mit einem Gesicht, das zu sagen schien: „Armseliger Heidenwurm, du bist eigentlich gar nicht wert, daß ich von solchen Sachen mit dir rede." Ich merkte bald, daß er an keine Auferstehung des Fleisches glaubte, und

**Barbier.**

Neben dem Rasiertwerdenden liegt ein Tamburin; auf der andern Seite steht eine Tonguſa (Waſſerkaraffe). In der Mitte liegt das Werkzeug des Barbiers. Der Raſierte guckt in einen Handſpiegel.

bat den alten Sadducäer im Phariſäerkleide, mit mir einmal das 19. Kapitel im Buche Hiob zu leſen. Das tat er auch ganz gerne und ſchlug auf. Da kam der Frankfurter an und rief: „Das iſt ein Miſſionar, das iſt ein Miſſionar, rede nicht mit ihm!“ Aber er meinte ganz ungeniert: „Hab' keine Angſt, der bekehrt mich nicht!“ Die

übrigen Juden stellten sich herum und wir lasen. Als wir an V. 25 und die folgenden Verse kamen, fing ich an, von dem Messias und der Auferstehung zu reden. Aber er sagte: „Von beiden steht nichts in diesen Versen.“ „Na, dann erklären Sie mal“, bat ich ihn, und er legte los: „‚Ich weiß, daß mein Erlöser lebt‘, das heißt, ich weiß, daß Gott lebt. ‚Er wird mich hernach aus der Erde auferwecken‘, das heißt, Hiob saß auf der Erde, von da wird ihn Gott gesund aufstehen machen. ‚Und werde danach mit dieser meiner Haut umgeben werden‘, das heißt, ich werde von meiner Hautkrankheit gereinigt und eine Haut kriegen wie früher“ ꝛc. So sind die Juden, hängen sich mutwillig die Decke vor die Augen und verdunkeln das helle Gotteswort sich zur Verdammnis. Ich wollte noch gerne mit ihm ein wenig in den Propheten Jesaias hineingehen, aber er schlug mir's ab und fing ein anderes Gespräch an.

Der lange Grieche, auf den ich vorhin aufmerksam gemacht habe, also nicht der mit der ehebrecherischen Frau, hatte uns immer beobachtet, und beim Essen saß er neben mir und fragte mich gleich am ersten Tage, ob ich wirklich ein Missionar sei. Als ich das bejahte, drückte er mir die Hand. Seitdem redeten wir ab und zu miteinander, doch nicht allzuviel, weil das Französische, in welcher Sprache wir mit ihm verkehren mußten, uns nicht recht von der Zunge fließen wollte nach langer Ungewohntheit. Doch ging's alle Tage besser.

Über unsere Fahrt von Triest nach Alexandria weiß ich sonst nichts zu berichten, als daß wir an Korfu anlegten und Rindvieh einnahmen, wobei wir uns sehr amüsierten über die Art und Weise, wie das geschah: Es wurden dem in einem Floße an das Schiff gebrachten Vieh Stricke unter dem Bauch durchgezogen, deren Enden an dem Haken einer Aufwindemaschine befestigt und es dann wie Warenballen eins nach dem andern aufgewunden und auf dem Verdeck abgesetzt. Eine Kuh nahm das sehr übel und stellte sich vor lauter Bosheit tot; man sah deutlich, daß sie sich nur so stellte, konnte sie aber mit keinem Mittel auf die Beine bringen. Endlich drehte ihr ein Matrose knickknack den Schwanz um — eine Prozedur, die ich später in Indien unzählige Male gesehen —: da kam das Leben mit Macht.

# Zweites Kapitel.

## Alexandria.

Am 11. Juni, morgens früh um ein Uhr, hatten wir in Triest die Anker gelichtet, am 15. Juni mittags erblickten wir die grauweiße Küste Nordafrikas, und um vier Uhr nachmittags fielen die Anker vor Alexandria.

Das Schiff war sofort von Booten umschwärmt. Schwarze Gestalten kletterten zu Dutzenden die Wände hinan und lugten herein. Auf ein vom Kapitän gegebenes Zeichen stürzten sie wie Raubtiere auf das Verdeck. Sie zerrissen uns fast, denn jeder wollte uns und unser Gepäck in seinem Boot ans Land fahren. Diesen Negern folgten etwas gesetztere gelbe Türken, benahmen sich aber nicht weniger zudringlich. Wir wiesen alle ab, weil wir zusammen mit jenem langen Griechen uns ein größeres Boot vom Steward mieten lassen wollten. A. ging, um Erkundigung einzuziehen, in die Kajüte, ich blieb auf dem Verdeck als Hüter des Gepäcks, das vorher schon dahin geschafft worden war. Ein alter gelber Mohammedaner stellte sich neben mich ganz geduldig und voll Würde. Sagte ich, er solle sich scheren, so antwortete er freundlich: "Yes, sir, I will wait; you will come with me." Übrigens war er in einer Weise ganz angenehm, denn er betrachtete mich als seine Beute, und wenn andere kamen, um meine arme Person zu beanspruchen, so schimpfte er teils, teils schlug er ihnen an die Ohren. So stand er auch eine halbe Stunde neben mir. Seine Geduld sollte aber doch schlecht belohnt werden. Denn auf einmal kamen zwei Neger angesetzt, stießen mich, stießen den Mohammedaner beiseite, rissen mir das Gepäck unter den Händen weg, und fort ging's mit Koffern und Taschen — ich wütend und ängstlich hinterher. Der alte Türke rannte mir nach und hielt mich hinten am Rock; er wollte Bezahlung für seine Unverschämtheit, sich so lange neben mich gestellt zu haben. Ich riß mich los und sah eben, wie unsere Sachen über Bord durch die Luft hinab in ein Boot flogen und da von andern Unmenschen in Empfang genommen wurden. Ich wollte die beiden Kannibalen gerade mit meinem Schirm, der einzigen Waffe, die ich besaß, anfallen, als ich mich wieder am Rock gezogen fühlte. Nun wandte ich meinen Schirm drohend dahin, sah aber zu rechter Zeit A.'s lachendes Gesicht und hörte, daß jene Neger

von ihm gemietet seien und also, was sie getan, mit Fug und Recht getan hatten. Ich atmete auf, aber die Erleichterung dauerte nicht lange. Auch A. kam aus der Fassung. Denn nachdem die Neger unser Gepäck spediert hatten, ergriffen sie uns selbst samt dem Griechen; und hastdunichtgesehen ging's mit uns über Bord und ins Boot. Wir wußten nicht mehr, wo uns der Kopf stand. Übrigens sprachen die Kerle alle möglichen Sprachen ganz fließend und waren gar nicht so unmanierlich bei näherer Betrachtung.

Sobald wir uns dem Ufer näherten, schauten wir wieder neuem Entsetzen entgegen. Eine Meute von Gepäckträgern, aus allen Nationen der Welt zusammengewürfelt, stand trampelnd, heulend, winkend da, wollten alle das Gepäck ins Zollhaus schaffen. Unsere Sachen wurden von ihnen bald erobert, zurückerobert und wieder erobert. Wir machten es endlich dem Griechen nach und schlugen auf sie los. Sie wollten wütend werden und sich zur Wehr setzen, als endlich Polizei kam und mit Knütteln zwischen sie drosch. So was passiert übrigens alle Tage, und später in Indien wurden wir dergleichen auch so bald gewohnt, daß wir uns mit Plaisir in solchen Trubeln bewegten und aufs schönste durchkamen. Aber damals waren wir noch grün, verstanden's nicht und ließen uns verblüffen, was die Schelme sofort merkten.

Glücklich im Zollhause angelangt, mußten wir unsere Pässe revidieren lassen. Man wollte sie aufs deutsche Konsulat schicken, und wir sollten sie da am nächsten Tag abholen. Weil wir aber gehört hatten, daß es oft mit Schwierigkeiten verknüpft sei, sie zurückzuerlangen, so drangen wir darauf, sie gleich wiederzukriegen, und nach vielem Hin- und Herreden gelang es uns auch. Darauf untersuchte ein Mohr in langen weißen Gewändern unsere Koffer und schmiß so lange alles durcheinander, bis er ein Backschisch (Trinkgeld) kriegte. Dann ließ er uns zufrieden. Der Hamburger Elefantenagent gab ihm indes statt des Backschisch eine ungeheure Backpfeife; das hatte denselben Effekt und war billiger. Aber so etwas muß man verstehen, sonst kann man übel ankommen. Ein weißer Zollbeamter war recht freundlich gegen uns. Als er unsere Grüne und Unerfahrenheit bemerkte, fragte er uns: „In welches Hotel wollen Sie gehen?" Wir erwiderten: „In ein deutsches, das uns vom Steward empfohlen worden ist." Er: „Nehmen Sie meinen Rat an und

gehen Sie in das beste Hotel von ganz Alexandria, sonst fallen Sie Gaunern in die Hände und werden bei allen vorgeblich billigen Preisen so geschunden, daß Sie mehr zahlen müssen als so." Dem Rat folgten wir und stiegen in einen Wagen, um uns in das erste Hotel der Stadt, nämlich ins Hotel d'Orient, bringen zu lassen. Kaum waren wir im Wagen, so liefen etwa 50 Kerle hinter uns her, um noch etwas zu erwischen. Zwei sprangen mit in den Wagen. Wieder prügelten wir und ließen uns von der Polizei helfen. Endlich kamen wir mit heiler Haut im Hotel an und, was das Merkwürdigste war, wir hatten alle unsere Sachen. Wäre aber der orienterfahrene Grieche nicht bei uns gewesen, so wäre es uns doch schlecht gegangen.

Nachdem wir uns etwas gewaschen und angezogen hatten, holte uns der Grieche zu einem Spaziergang durch die Straßen der Stadt ab. Ich kann mich jetzt kaum mehr in den Eindruck hineinversetzen, den das orientalische Straßenleben damals auf uns machte. Wir riefen uns immer zu: „Fabelhaft, fabelhaft!" Die Häuser, die Trachten der Männer und Frauen, die Kramläden und Handwerksstätten auf offener Straße, Wagen mit Läufern voraus, Reiter ebenso, Kavalleristen mit weißen fliegenden Gewändern und Lanzen, namentlich die Eselsbuben, ich meine die weltberühmten kleinen Eselstreiber, die uns gleich unser Deutschtum ansahen und uns mit „Esel! Esel!" anschrieen, Kamele mit Lasten — das alles übernahm uns ordentlich.

Gegen acht Uhr kehrten wir in unser Hotel zurück, speisten mit dem Griechen zusammen und verabschiedeten uns von ihm, um gemütlich und ungeniert erst noch eine Weile miteinander in unserm Zimmer am offenen Fenster zu sitzen und auf den vor demselben liegenden "public square" Alexandrias und sein bewegtes Treiben herabzublicken, dann Gottes Wort zu lesen und endlich zu Bette zu gehen. Kaum aber hatten wir es uns bequem gemacht, das heißt, Rock, Weste und Stiefel ausgezogen, da klopfte es an unsere Tür. „Herein!" Es erschien der Grieche und sagte mit einem ordentlich bittenden Ausdruck im Gesicht: „Ach, erlauben Sie mir, daß ich den Abend mit Ihnen zubringe!" „Gewiß, nehmen Sie Platz, aber entschuldigen Sie unser Negligé, es ist so warm." „Warten Sie, ich will mich auch so kostümieren", rief er, eilte in sein Zimmer und kam eben so abgetakelt wie wir wieder. In der Hand hatte er eine strotzende Geldkatze, die er auf den Tisch legte — wie wir meinten,

der Sicherheit wegen, um sie nicht unbewacht in seinem Zimmer zu lassen. „Nun, meine Herren", begann er etwa, „lassen Sie uns Platz nehmen, ich möchte Ihnen gerne mal etwas sagen." Wir setzten uns um den runden Tisch vor dem Sofa; A. saß auf dem Sofa, der

**Frauen beim Reisstoßen.**

Grieche ihm gegenüber auf einem Sessel, ich zwischen beiden auf einem Stuhl. „Meine Herren", begann er wieder sehr ernst, „das, was ich jetzt sagen und tun werde, wird Ihnen zuerst wunderlich, ja närrisch vorkommen, aber nachher werden Sie es verstehen. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen vor allen Dingen sage: nachdem ich Sie nun

etliche Tage beobachtet habe, bin ich zu der festen Überzeugung gekommen, daß Sie ehrliche Leute sind. — Ach", fuhr er nach einer Pause fort, in welcher wir allerdings verwundert dagesessen und nicht gewußt hatten, was wir sagen sollten, „es muß Ihnen fast wie eine Beleidigung vorkommen, von mir die Versicherung zu hören, daß ich Sie für ehrlich halte. Aber ich bin 40 Jahre alt, habe fast die ganze Welt durchreist, aber nur, nur, nur Schufte getroffen, in allen Ländern und in allen Ständen; und, was das Schlimmste ist, meine Herren, ich bin selbst ein Schuft." Tief bewegt blickte er vor sich nieder, und uns ahnte, daß wir einen Menschen vor uns hatten, der bankerott in sich selber und von dem Heiligen Geiste angefaßt worden war, und mit inniger Teilnahme warteten wir, was er weiter sagen werde. „Ich bin Juwelenhändler, meine Herren, habe kostbare Steine und Geschmeide bei mir, die ich stets auf meiner bloßen Haut trage, denn mein ganzes Vermögen und mehr steckt drin, und werde ich bestohlen, so bin ich ruiniert. Sehen Sie hier, diese Katze birgt meine Schätze, und nun, bitte, lassen Sie mich in dem Genusse schwelgen, wirklich ehrliche Christen vor mir zu haben" — mit diesen Worten breitete er den Inhalt seines bauchigen Ledergürtels vor uns aus: Diamantringe, Broschen, Nadeln, Geschmeide aller Arten, wie sie sonderlich im Morgenlande getragen werden. Er füllte uns die Hände mit ungefaßten glitzernden Diamanten, streute alles auf dem Tisch umher, stand auf, ging an das Fenster, lehnte sich hinaus und rief zurück: „Nun habe ich alle Kontrolle verloren; Sie können leicht etwas stehlen, rauben, ich könnte Sie nicht überführen; will auch ohne Nachsehen und Zählen wieder einpacken — nur um das recht zu kosten und zu genießen, daß ich bei ehrlichen Leuten bin."

Bis tief in die Nacht saßen wir zusammen. Er erzählte uns in großen und allgemeinen Zügen sein Leben. Es war nicht ein ungewöhnliches, wie wir nach seinen oben berichteten Andeutungen anzunehmen geneigt gewesen waren. Auch war er nicht ein sonderlicher „Schuft", wie wir gleichfalls gemeint hatten, als er sich selbst so betitelte. Er war ein Weltmensch und hatte mit Weltmenschen gelebt nach dem obersten Grundsatz der Weltmenschen: Ein jeder liebe sich selbst. Weiter nichts. Es bedeutet aber dieser Grundsatz in Wahrheit nichts anderes, als daß man in erster Linie danach

strebt, sich dieses Leben so angenehm wie möglich zu machen und seine Begierden zu befriedigen, Gott und sein Gesetz und Gericht, auch Wohl und Wehe des Nächsten mißachtend, höchstens einige weise Rücksichten auf ein gewisses Selbstbewußtsein, die „Gesellschaft", den Ruf, die Gesundheit und — die Polizei nehmend. Hierbei kann man freilich einen Stachel im Gewissen nie ganz los werden, mehr aber noch sieht man an den Genossen derselben Gesinnung Tadelnswertes (dasselbe, was man von sich selbst nicht gestehen mag), kann kaum Vertrauen zu jemand fassen, und da, wo man am meisten wünscht, es zu können, sieht man sich am bittersten getäuscht: wie man auch selbst wahren Vertrauens völlig unwert ist. Nach diesen Grundsätzen und in diesen Bahnen bewegt sich das Leben der Kinder dieser Welt, wie sie das auch, nachdem sie freilich einige Schminke aufgetragen, nicht allein zugestehen, sondern geradezu rühmend vor Augen stellen in Romanen, Liedern, Dramen. Nur wenn einer, sonst nach demselben Prinzip lebend, jene obengenannten Rücksichten außer acht läßt, wird er in den Augen der Welt zum Schuft. Letzteres hatte der Grieche nun gar nicht getan, sondern nach jener gerühmten Weisheit hatte er gelebt, mit andern gehandelt und Behandlung von andern erfahren. Und doch nannte er sich und andere „Schufte", und nicht mit Unrecht.

Etwas erzählte er übrigens, das war traurig genug, zumal er es auf so ergreifende Weise vorbrachte. Er nahm eine Photographie aus seiner Brieftasche und zeigte uns das Brustbild einer jungen schönen Frau. „Das war meine Frau", sagte er, „die ich unaussprechlich geliebt habe." „Ist sie tot?" fragten wir. „Nein, sie lebt — mit einem andern Manne. Nachdem wir einige Jahre mit wenig Unterbrechungen glücklich zusammen gelebt hatten, mußte ich mehr reisen als früher. Bei jeder Heimkehr fand ich sie mir mehr entfremdet. Ich machte ihr Vorwürfe, sie widersprach, wir erzürnten uns und konnten nicht wieder ins Geleise kommen. Sie schlug Trennung vor und ich in unüberlegtem Eifer willigte ein. Ich bereute es bald, aber ebenso bald war es zu spät, denn sie war gleich zu einem andern Manne gegangen. Darf ich sie verdammen? ich bin auch nicht rein geblieben. — Aber das ist nicht alles. Sehen Sie hier", er zeigte uns das Bild eines Knäbleins, „das ist mein Kind, mein liebes, teures Kind! Das hat sie mit sich genommen, und ich bin meines eigenen Fleisches und Blutes durch Treulosigkeit beraubt.

Ich wollte fast verzweifeln. Frieden zu suchen, durchreiste ich Meere und Länder, aber die Bosheit der Menschen und meine eigene raubte mir denselben überall. Ich ging nach Rom und in die Peterskirche. O meine Herren, welch ein Bau ist das! Ich wurde überwältigt, und ein heiliges Gefühl kam über mich. Aber es hielt nicht Stich. Sobald ich die Kirche verließ, war es weg. Selbst ein wiederholter Besuch derselben ließ mich kalt, kalt wie Eis. Es mag Frevel sein, so zu reden, aber was für eine Befriedigung können uns die Zeremonien der römischen Kirche gewähren? Und o, meine Herren, die Pfaffen habe ich auch kennen gelernt — aber verzeihen Sie, ich vergaß, daß Sie auch Geistliche sind. Sie sind ehrlich, haben Sie ein Paternoster übrig, so sprechen Sie es für meine arme Seele" — schloß er mit Tränen in den Augen.

Ich schweige von dem, was wir ihm nun sagten. Von den Moscheen wurde zum zweiten Male zum Gebet gerufen, als wir unser Lager suchten. —

„Herr Oberkellner", sagte ich zu dem betreffenden Würdenträger am andern Morgen früh, als wir nach sehr kurzer Ruhe aufgestanden waren, „wir haben uns entschlossen, schon heute mit dem Morgenzuge nach Suez zu fahren. Bringen Sie uns daher die Rechnung und lassen Sie den Hotelwagen zu rechter Zeit bereit sein. Und noch eins: Bei der Landung waren wir, wohl zum Teil unserer Unerfahrenheit wegen, den größten Unannehmlichkeiten ausgesetzt; die Proletarier Alexandrias sind ja die reinen Hyänen! Es wundert mich, daß wir noch einen heilen Fetzen an unserer Kleidung und noch ein Stück unsers Gepäcks haben. Nun fürchten wir, daß es uns bei der Abreise nicht besser gehen möchte. Das wollen wir aber um jeden Preis vermeiden. Begleiten Sie uns also auf den Bahnhof und bringen Sie uns, ohne daß wir uns im geringsten um irgend etwas zu kümmern haben, mit Sack und Pack in das Coupé und weichen Sie nicht von unserer Seite, bis der Zug im Abgehen begriffen ist; so sollen Sie, um klar zu werden, 20 Francs Trinkgeld haben. Sind Sie bereit?"

„Mit dem größten Vergnügen, mein Herr."

„Eh bien, das ist abgemacht. Nun lassen Sie uns unser Frühstück aufs Zimmer bringen und ersuchen Sie den neben uns auf No. 20 wohnenden Herrn, den griechischen Kaufmann, es mit uns einzunehmen."

Eine Tamulenfrau reibt Gewürze für den Carri, das indische Nationalessen.

„Soll alles geschehen, mein Herr. Nur eine Bemerkung wollte ich mir noch erlauben: Wenn ich Sie auf den Bahnhof bringe, so versprechen Sie mir, unbedingt alles mir zu überlassen und in keinem Falle selbst einzugreifen, was Sie auch hören oder sehen mögen. Wollen Sie mir das freundlichst zusagen?"

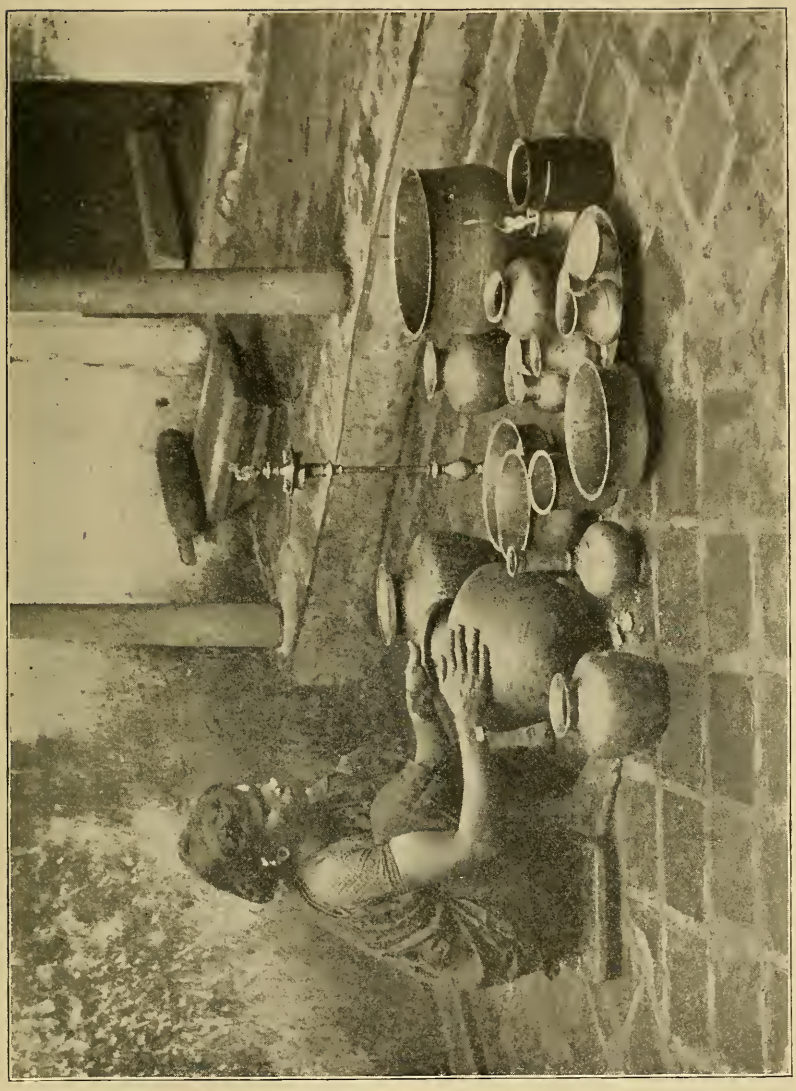
„Topp, es gilt! Nun den Kaffee!"

„Bitte, nehmen Sie sich das ernstlich vor, Sie werden alle Festigkeit nötig haben, um an Ihrem Versprechen festzuhalten." Dies mit geheimnisvoll lächelnder Miene sagend, verließ der bleiche Jüngling, ein Vollblut-Franzose, mit einem eleganten Bückling das Zimmer. Gleich darauf kam der Grieche. Wir teilten ihm unsern Entschluß, abzureisen, sowie die Vorsichtsmaßregeln, die wir getroffen hatten, mit. Über das erstere sprach er sein herzliches Bedauern aus, das andere lobte er als weislich, sagte uns seine Begleitung auch zu. —

Gegen acht Uhr fuhr der Wagen vor, wir stiegen ein, und in gehaltenem Tempo zogen uns die stolzen Rosse durch die schon belebten Straßen dem Bahnhofe zu. Unsere obenauf gepackten Effekten bekundeten uns als Abreisende. Hie und da lösten sich von den Ecken einige schwarze Bummler ab und folgten uns. Je näher wir dem Bahnhofe kamen, desto größer, desto enger anschließend wurde unser Gefolge. Man begann schon, sich zu stoßen, zu schimpfen, zu schlagen. Wir näherten uns der Einfahrtshalle, und der Kutscher mußte Schritt fahren. Da fielen sie uns heulend an. Wir hielten an. Da stürzten sie über uns her — Dutzende; und in einem Nu war alles weg, unsere Koffer, unsere Taschen, Plaids, Schirme, alles. Verschiedene liefen nach verschiedenen Richtungen damit weg. Uns zitterte das Herz im Leib. Wir machten Miene, den Kerlen nachzulaufen — aber ruhig lächelte uns der Kellner an und wir blieben sitzen — auf Kohlen. Ich hatte noch ein kleines Reisetäschchen in der Hand und hielt es mit Inbrunst fest, es war Geld drin. Auch das packte ein junger Kannibale. Ich zerrte, er zerrte. „Lassen Sie es ihm nur", sprach der Bleiche. Ich ließ es — schaudernd. Aber kaum hatte er's, da sprang der Kellner aus dem Wagen, wie ein Tiger, Augen funkelnd, brüllend: „Canaille!" schrie er und packte mit der linken Faust den Araber an der Kehle und schnürte sie zu, daß ihm die Augen aus den Höhlen traten und er blauschwarz wurde, und mit der rechten Faust schlug er dem Kerl immer ins Gesicht. „Die

Sachen her, alle Sachen her, oder ich ermorde dich!“ schrie er und immer heftiger drosch er in des armen Jünglings Physiognomie. Wir staunten in atemloser Spannung diese Prozedur an, wußten nicht, wo das alles hinaus sollte und von welchem Nutzen es sein könnte, den einen und geringsten Missetäter so zu bleuen, der überdies die Tasche längst hatte fallen lassen, während die andern Spitzbuben mit unsern Sachen über alle Berge waren, wie wir wähnten. Aber es kam ganz überraschend und merkwürdig. Sobald nämlich das Gebrüll des sich in den Klauen des Kellners Befindlichen, oder wenn ihm die Kehle zu stark zugeschnürt wurde, sein Gegurgele ertönte — wir trauten unsern Augen kaum —, trugen sie von allen Seiten unsere Sachen wieder herbei und stellten sie ruhig neben dem Wagen nieder. Noch immer dreschend, fragte uns der Kellner, ob alles da sei. Wir zählten, und es fehlte kein Stück. Da entließ er den Armen aus seinem eisernen Griffe, pätschelte ihm freundlich mit der Hand auf die Wangen und sagte: „So, mein Sohn, nun darfst du auch die Sachen tragen. Doch es ist wohl zu viel für dich. Nimm also deinen besten Freund zu Hilfe.“ Ganz zahm, noch etwas nach Luft schnappend und sich die Nase mit seinem Gewande vom Blute reinigend, aber mit offenbarer Genugtuung, winkte der Geprügelte einem seiner Genossen, und ganz ruhig, unangefochten von allen andern, trugen die beiden unsere Sachen ins Gepäck- und Wartezimmer. Selbst mit dem geringen Lohn, den sie empfingen, waren sie völlig zufrieden. Einige Polizisten hatten sich, gemütlich lächelnd, die Scene angesehen, lächelnd über unser unverhohlenes Erstaunen, und freuten sich jedenfalls, daß sie ihre faulen Arme nicht hatten zu heben brauchen.

„Nun, Teuerster, geben Sie uns Aufklärung! Wodurch in aller Welt haben Sie es bewirkt, daß nicht allein der unter Ihren Fäusten sich Windende die Tasche fallen ließ — das ist verständlich genug —, sondern daß auch die andern ihren Raub wiederbrachten?“ fragten wir. „Diese Eckensteher und Gepäckträger Alexandrias“, erwiderte der Kellner, „stehen alle miteinander in Verbindung, das heißt, sie haben vertragsmäßig die Stadt in so und so viele Bezirke eingeteilt und jeden derselben einer Bande zugewiesen. Und wie sich die einzelnen Banden nie vertragswidrige Übergriffe erlauben, so und noch viel mehr stehen auch die Glieder der einzelnen Banden miteinander in Geschäftsverbindung, ich glaube, häufig sogar in Güter-, das heißt,



Messing- und Kupfergeschirr der Tamulen.

Verdienstgemeinschaft. All ihr Stoßen, Drängen und sich den Rang ablaufen wollen, ist eitel Spiegelfechterei. Daß ein Band alle umschließt, haben Sie deutlich wahrnehmen können: ich prügelte einen und an einem Dutzend übte es seine Wirkung aus. Nun kaufen Sie sich, bitte, Ihre Billette!"

Wir gingen an den Schalter. Da saß ein blasser, phlegmatisch aussehender Jüngling. „Zwei Billette nach Suez, zweite Klasse!" Keine Antwort. „Nach Suez, zweite Klasse!" „Erst Geld!" war die gähnende Antwort. Auf die Frage wie viel? erfolgte die Angabe der Summe in ägyptischer Münze. Als wir fragten, wie viel das in Francs oder Sterling sei, winkte er nur dem Kellner, uns das zu sagen. Endlich warf er uns die Billette hin, und wir setzten uns gleich in unser Coupé, da die Abfahrtszeit nahe war. Von dem Griechen nahmen wir freundlichen Abschied, und gebe Gott, daß wir ihn einst am Jüngsten Tage wiedersehen. Dem Kellner gaben wir seine wohlverdienten 20 Francs. „Noch sind Sie nicht ganz sicher vor den Leuten", meinte er. „O, nun können sie uns nicht mehr schaden", erwiderten wir keck. „Nun, dann leben Sie wohl!" „Adieu!"

Wie recht hatte er gehabt! Kaum war er außer Sicht, so guckten die Kerle von beiden Seiten in die Wagenfenster und streckten ihre schwarzen und braunen Hände herein und riefen: „Backschisch! Backschisch!" Wollten Geld, weil sie eine Strecke mit unserm Gepäck fortgerannt waren! Den Geprügelten schienen jetzt erst seine Wunden zu schmerzen. Mit jammervoller Miene kam er in den Wagen, wies auf seine Kehle und Nase und streckte die Hände aus. Wir versuchten sie abzuweisen, aber das machte sie nur toller. Wir ignorierten sie — ja, aber sie uns nicht! Wohin wir auch blickten, sahen wir ihre schreienden Mäuler. Alle Nerven krabbelten uns. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung — sie liefen noch mit, standen noch auf den Tritten und guckten und reckten und schrieen herein; aber es hatte doch ein Ende. Sie mußten herunterspringen, zurückbleiben. „Lebe wohl, Alexandria, auf Nimmerwiedersehen!" so seufzten wir auf.

# Drittes Kapitel.

## Suez.

Am 16. Juni morgens sagten wir Alexandria Valet, und den Tag über fuhren wir quer durch nach Suez; nicht über Kairo, denn damals existierte noch die vor Vollendung des Kanals sehr rentable direkte Linie von Alexandria nach Suez, welche aber seither eingegangen ist. Wir hatten nicht gewußt, daß wir, ohne irgend eine bedeutende Station zu berühren, den ganzen Tag durch in entsetzlicher Hitze durch Staub fahren mußten, und hatten uns weder Essen noch Trinken mitgenommen. Unterwegs konnten wir nur einmal jeder ein Glas miserabeln Getränks auftreiben, dessen Natur und Benennung mir bis heute unbekannt geblieben ist; nur daß es sehr sauer war, weiß ich noch. Zu essen kriegten wir gar nichts. Man kann sich also denken, wie wir hungerten und dursteten. Auch sonst war die Fahrt keine angenehme. Zuerst freilich interessierte es uns, die Orientalen in ihren uns fremdartigen Trachten mit untergeschlagenen Beinen auf den Bänken sitzen und Zigaretten rauchen und sich gegenseitig anbieten zu sehen. Aber als wir immer mehr schmutzig, hungrig und durstig wurden, als der Wüstenstaub selbst den Speichel im Mund in eine Art gelbbraunen Schleimes verwandelte, als die Schuhe — trotzdem es Zeugschuhe waren — uns über die Maßen drückten, da hörte alle Gemütlichkeit auf, und brummig und ärgerlich guckten wir unsere Mitreisenden an, entdeckten mehr und mehr Schattenseiten an ihnen, was leicht genug war, denn der Kondukteur war betrunken, Mohammedaner räucherten uns ein — wir beiden rauchten nicht —, Juden waren unverschämt und zudringlich, und Europäer waren förmlicher Abschaum der Hölle und vollführten Gemeinheiten, die ich gar nicht für möglich gehalten hätte und an die ich gar nicht denken mag. Wir kamen an einem ägyptischen Soldatenlager vorüber, an Karawanen mit Kamelen, fuhren zuletzt am Suezkanal entlang, was ja alles anziehend genug war, aber wir würdigten es nur eines flüchtigen Blickes. Ein Glas frisches Bier und ein Beefsteak, sechs Zoll lang und vier Zoll breit, würde uns viel tausendmal mehr vergnügt haben.

Endlich, etwa um sieben Uhr abends, kamen wir in Suez an und eilten gleich in das Hotel der Peninsular and Oriental Steam Navigation Society, das „größte, schönste und besteingerichtete Hotel

des ganzen Orients", wie es genannt wird. Das teuerste wird es wohl auch sein. Da kriegten wir es bald gemütlich genug und konnten uns erholen. Vor allen Dingen entledigten wir uns unserer staubigen Kleider — auch der im ersten Kapitel erwähnten Unterjacken, und dieser für immer, denn wir schenkten sie einem Kellner, von dem ich nachher erzählen will —, stiegen ins Bad, zogen uns völlig rein an und gingen dann wie neugeboren zum supper. Hieben unbarmherzig ein! Und mit einem Gefühl unsäglichen Behagens erhoben wir uns, um zunächst unser Hotel von innen und außen ein wenig anzusehen.

Suez liegt in einer öden Sandwüste und bekanntlich an der äußersten Spitze des Roten Meeres, oder, genauer gesagt, des Meerbusens von Suez, also auch nicht weit von der Stelle, an welcher vermutlich die Kinder Israel das Rote Meer durchschritten. Es war, als wir reisten, eine Stadt von 20,000 Einwohnern, ein bedeutender Handelsplatz; denn damals fuhren alle von Europa nach Indien, China und Australien Reisenden bis an die Landenge, oder gewöhnlich nach Alexandria, dann mit der Bahn nach Suez und wurden von den da harrenden Dampfern aufgenommen und weiter befördert. Es war deshalb damals Haupthaltestelle, ja Ziel und Ausgangspunkt einer großen Anzahl von Dampferlinien. Da jetzt die Dampfer von Europa aus gleich durch den Kanal weiterfahren, so halten sie in Suez kaum mehr an, und es wird, denke ich, bald seine Bedeutung verloren haben.

Unser Hotel lag etwas von der Stadt entfernt und war das einzige, in welches wir mit Anstand gehen konnten; es war in mancher Beziehung eine rechte Oase in der Wüste. Im Binnenhofe war mit weit hergeschaffter Erde ein schöner Garten angelegt, in dem man unter schattigen Bäumen lustwandeln und sitzen konnte. Auch ein Bazar war vorhanden, in dem man alles mögliche kaufen konnte. Spiel- und Lesezimmer, halb orientalisch und halb europäisch eingerichtet, mit Diwans und Flügel.

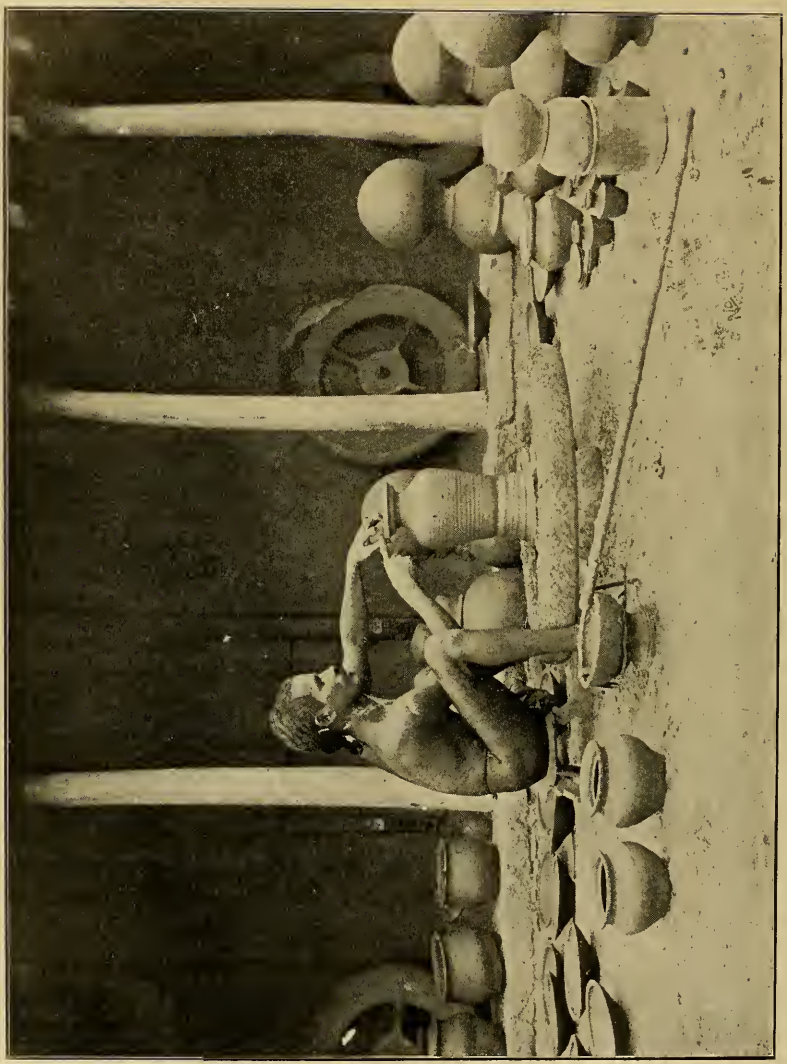
Lassen wir indes die Beschreiberei. Uns war das Interessanteste, daß die gesamte Dienerschaft aus *Indiern* bestand. Zum erstenmal sahen wir das Volk, dem wir das Evangelium bringen sollten, wiewohl weit, weit von Indien entfernt. Wir waren sehr erstaunt über den feinen Schnitt des Gesichtes und das ganze so gefällige Wesen dieser Leute, die doch ohne Zweifel niederen Kasten angehörten. Wir waren eben, trotz alledem, was wir gelesen und ge-

hört hatten, immer noch etwas in dem Wahn befangen, als seien die Indier ein halb barbarisches Volk, was doch durchaus nicht der Fall ist. Übrigens darf ich nicht vergessen zu bemerken, daß einer dieser unserer späteren Landsleute, und zwar unser Zimmerkellner, gerade der, dem wir die Unterjacken geschenkt hatten, mit uns in eine beiden Teilen unangenehme Berührung kam; nämlich er betrog uns, wir merkten es, zeigten es an und er wurde sofort an die Luft gesetzt. —

Indes kommt es mir vor, als ob mein Suez-Kapitel etwas langweilig sei, will daher Suez Suez sein lassen und mir noch von unserer Einschiffung erzählen. Die war aber auch interessant genug und schrecklich zugleich.

Wir hatten uns entschlossen, auf einem französischen Dampfer, der von Marseille durch den Kanal nach China ging, von Suez aus Passage zu nehmen. Gingen also auf die betreffende Agentur und kauften uns Billette zweiter Klasse bis Madras (in Indien), für welche wir 1880 Francs Gold oder etwa 376 Dollars Gold zahlen mußten. Als der Agent hörte, daß wir Missionare seien, wunderte er sich, daß wir noch so jung seien und keine Bärte tragen; „unsere Jesuiten, die ins Heidenland gesandt werden, sind immer schon älter und vollbärtig", sagte er. Wir konnten ihm nur erwidern, er möge uns deshalb die Passage nicht versagen, und ich besonders versicherte ihm, daß ich nicht aus Bosheit unbärtig sei, sondern aus dem sehr zwingenden Grunde, weil absolut nichts Gescheites wachse. Der gute Mann gab sich denn auch zufrieden, und an unsern Goldfüchsen entdeckte er keinen Mangel.

Am 18. Juni, morgens in aller Frühe, sollte unsere „Ava" — so hieß unser Dampfer — anlangen. Aber lange lugten wir vergeblich nach ihr aus. Endlich kam die Meldung, sie liege einige Meilen entfernt im Kanal hinter einem englischen Dampfer, der in den Grund gefahren sei und an welchem sie nicht vorbeikönne; alle Passagiere sollten daher auf kleinen Kanaldampfern oder Segelbooten sich zu ihr hinverfügen, denn sobald der Weg frei sei, würde sie abfahren und im Hafen von Suez nicht mehr besonders anhalten. Wir griffen nun einen blaukleidigen Mohammedaner auf und ließen ihn unsere Koffer zu dem an der Küste gelegenen französischen Agenturgebäude schaffen. Wir kannten den Blauen schon als Schuft, da er uns durchaus hatte in verrufene Kaffeehäuser führen wollen, aber



Ein Töpfer.

wir konnten in der Eile keinen andern auftreiben. Der Kerl trabte mit unsern Sachen los, und wir hinterdrein. Am Agenturgebäude angekommen, erkundigten wir uns, ob wir nicht mit dem kleinen Dampfer des Agenten zur „Alva“ fahren könnten. Man sagte ja, aber es würde etwas dauern. In unserer Unerfahrenheit waren wir bange, auf diese Weise die gesetzte Abfahrtszeit etwa zu verpassen, und gaben den Wunsch zu erkennen, ein Boot zu mieten und auf eigene Faust zur „Alva“ zu segeln oder zu rudern — je nachdem. Kaum hatten wir das geäußert, als unsere Sachen auch schon in einem von sechs braunen und schwarzen Mohammedanern bemannten Segelboote lagen, zusammen mit einer ziemlich beträchtlichen Ladung von Gemüse ꝛc. Dem blauen Gepäckträger gaben wir einen Dollar, womit wir ihn reichlich bezahlt zu haben wähnten. Den warf er uns aber vor die Füße und behauptete, fünf Dollars verdient zu haben, da er drei Tage zu unsern Diensten gestanden habe, wiewohl wir sie nur zuletzt benutzt hatten. Entrüstet wiesen wir diese Zumutung ab. Aber ägyptische Polizei, wie in Alexandria, war nicht zur Hand. Der Spitzbube machte einen greulichen Hallo. Der französische Agent, zu dem wir Zuflucht nahmen, zuckte die Achseln und sagte, da wir nicht akkordiert hätten, müßten wir zahlen. Und wir zahlten — zu unserer Schande sei es gesagt. Dann setzten wir uns ins Boot und verlangten abzufahren. Die Bootsleute erwiderten uns, ein anderer Deutscher, Besitzer eines Hotels und Stores in Suez, dem das Gemüse gehöre, wolle mit uns fahren, um seine Ware auf der „Alva“ anzubieten, und auf den müßten wir warten. Man zeigte uns den Betreffenden. Er stand am Ufer und fixierte uns mit perfiden Blicken. Zu unserm Schrecken sahen wir, daß es einer unserer Reisegenossen auf der Eisenbahnfahrt von Alexandria war, und zwar derjenige, welcher uns durch seine Gemeinheiten mit Abscheu erfüllt hatte. So unangenehm uns daher seine Gesellschaft war, so konnten wir doch das nicht ändern und baten ihn einzusteigen, damit wir bald an Ort und Stelle kämen. Doch er meinte, es sei noch Zeit genug, und verschwand auf einmal. Dreiviertel Stunden warteten wir auf ihn in glühender Sonnenhitze, wiewohl unter einer Art von Zeltdach. Als er da noch nicht kam, bestanden wir darauf, ohne ihn abzufahren. Man schwatzte uns allerlei vor, was wir nicht verstanden, und fuhr uns endlich zu unserer Beruhigung ein wenig spazieren — legte aber bald darauf an einer nur wenig entfernten Stelle wieder an. Die Sonne stieg immer höher

und brannte immer ärger durch das löcherichte Zeltdach auf unsern Scheitel. Die Bootsleute machten sich am Ufer zu tun und verschwanden teilweise. Nachdem wir so eine Stunde gelegen hatten, flogen plötzlich andere Boote an uns vorbei. Ein Pfiff von seiten eines Negers, der bei uns zurückgeblieben war, brachte die Mannschaft zurück, und wir folgten den andern Booten. Nach einer halben Stunde Fahrt legten wir wieder an, und unsere Spitzbuben stiegen aus, wandten ihr Angesicht gegen Mekka und beteten zu Allah drei Viertelstunden hindurch. Wieder ging's weiter und bald um eine Wüstenzunge herum in den eigentlichen Kanal hinein. Nun nahm man das Zeltdach der Richtung des Segels wegen weg, und die Sonne brannte so, daß unsere Koffer rochen und krachten und wir ganz flau und elend wurden. Die Kerle versuchten des widrigen Windes wegen zu kreuzen, was uns aber nicht von der Stelle brachte. Jene vertrieben sich die Zeit damit, daß sie uns unverschämt ausfragten, und wurden überhaupt so frech, daß wir anfingen, für unsere Sicherheit zu fürchten. Als wir gar nicht mehr fortkamen, forderte ich sie auf zu rudern, aber sie hatten keine Ruder mit. So stiegen denn endlich die vier Kräftigsten ans Ufer, banden ein langes Seil an die Spitze des Bootes und zogen uns, im Wüstensande watend, dahin. Der kleine Dampfer des Agenten war schon lange an uns vorbeigefahren, und auf ihm der Deutsche, der uns höhnisch auslachte. Um halb fünf Uhr kamen wir an dem englischen Dampfer vorbei, der in den Grund gerannt war. Unsere Mohammedaner verspotteten die englischen Matrosen, wofür diese nicht übel Lust bezeigten, unser Boot umzustülpen. Endlich um fünf Uhr lagen wir bei unserer „Ava". Ich kann nicht sagen, wie wir uns freuten und Gott dankten. Sechs Stunden lang waren wir in Hitze, Angst und Not herumgezerrt worden. Aber auch jetzt sollten wir noch nicht ganz außer Gefahr sein. Als wir schon Miene machten, aussteigen zu wollen, fuhren die Schufte wieder zurück und sagten, sie würden uns nicht aussteigen lassen, wenn wir nicht 1½ Pfund Sterling bezahlten. Auch hier muß ich gestehen, wir versprachen ihnen das Geld, um nur von ihnen loszukommen. Und noch eine Minute, so waren wir an Bord.

So geht's Unkundigen in Ägypten. Und hätte Gott der HErr uns nicht geholfen, so wären wir schwerlich mit heiler Haut davongekommen, denn die Kerle konnten ja, ohne Propheten zu sein, wissen, daß wir all unser Geld bei uns hatten.

# Viertes Kapitel.

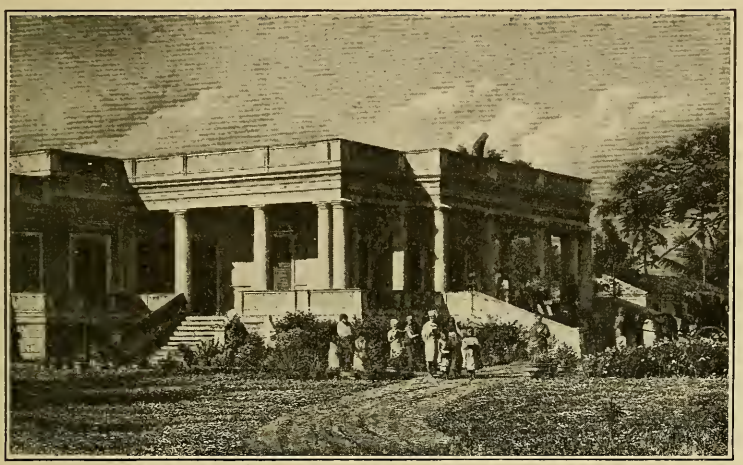
## Ankunft in Madras.

Die Fahrt auf der „Ava" von Suez über Ceylon nach Madras sollst du nicht mitmachen, lieber Leser. Ich habe fast nur widrige, kranke und seekranke, Eindrücke davon behalten. Will dich damit verschonen.

Sonnabend, den 8. Juli, morgens um vier Uhr, wurden A. und ich — alle andern Passagiere gewiß auch — durch einen Kanonenschuß geweckt. Wir sprangen aus unsern Betten und erblickten durchs enge Kajütenfenster die flache, aber von tosender Brandung geschützte Küste von Madras im ungewissen Morgengrauen vor uns liegen. Eilig und still zogen wir uns an und stellten all unser Gepäck fertig hin. Dann lasen wir fröhlichen und andächtigen Herzens den 103. Psalm miteinander und fielen uns um den Hals mit einem „Nun walt's Gott!" Rasselnd fielen die Anker. Boote umschwärmten das Schiff. Wir stiegen aufs Verdeck. Die Strahlen der aufgehenden Sonne spielten in den schaumigen Wogen der Brandung und zeigten uns eine lange Reihe am Ufer sich hinstreckender gewaltiger Handlungshäuser in weißstrahlendem Lichte. Dahinter die unabsehbare Stadt. — Wir lehnten uns über die Brüstung und schauten auf die Menge der starkbemannten Boote hinab. Ein unbeschreibliches Kauderwelsch von außerordentlich schleunig hintereinanderher hervorgestoßenen Silben tönte zu uns herauf. Es kam aus den Kehlen der zigarrenbraunen Bootsleute. Wir konnten nur ein endloses Ta-ta-ta-ta heraushören und fragten uns bestürzt: Wie sollen wir die Sprache lernen!? Man hatte uns natürlich sofort bemerkt und winkte uns schreiend zu aus allen Booten in Sicht. Wir dachten an Alexandria, und Grausen beschlich uns. Die nur mit einem Tuch um die Lenden und mit einem Turban bekleideten Gestalten sahen gar nicht vertrauenerweckend aus. Aber sie durften nicht aufs Schiff. Das war ein Trost. So konnten wir wenigstens die Sachen einigermaßen ruhig überlegen. Doch siehe da! plötzlich standen zwei majestätische Erscheinungen vor uns. Hohe Männer — daß ich von unten anfange: die braunen nackten Füße in rotledernen Schnabelschuhen, hinten niedergetreten; das Unterkastell in ein weißes ungenähtes Gewand gehüllt, das vorne faltig niederwallte, hinten die Waden

samt Kniekehlen bloß ließ; weißbaumwollene und langschößige Röcke — ähnlich wie unsere modernen Damenmäntel gemacht, aber mit ganz engen und ungeheuer langen Ärmeln; golddurchwirkte Turbane über blitzenden Augen und langen Schnurrbärten. Solche Gestalten, voll Adel und Selbstbewußtsein, standen vor uns und redeten uns an: "Gentlemen, going to Madras?" Wir schnitten wohl, uns unbewußt, bejahende Gesichter, wiewohl kein Wort dem Zaun unserer Zähne entfloh, und sie fuhren daher fort: "Oh yes, I see, you missionaries? Yes. All right." Woher wußten die nur gleich, daß wir Missionare waren? Freilich, wir hatten uns in Schwarz geworfen, aber sonst sahen wir nicht sehr „geistlich" aus. Ich hatte sogar einige kummervoll borstige Versuche zu einem Schnurr- und Kinnbart in der Physiognomie, denn ich hatte mich fünf Wochen nicht rasiert, und A. war ganz verhaart. "We also good Christians, sir, Roman Christians, sir." Da, sie hielten uns für römische Patres, am Ende gar für Jesuiten! O weh! o weh! Indes war mir schon einmal so was passiert. Eine adelige Dame aus Sachsen, jetzt russische Baronin, machte mir mal das mehr als zweifelhafte Kompliment, ich sähe wie ein Jesuitenpater aus. — "We guides, you come in our boat", so schwatzten sie los. Wir guckten uns an und beschlossen bei uns selbst: Spitzbuben sind sie wahrscheinlich alle. So können wir ebenso gut gleich die ersten nehmen. Aber wir akkordierten. Sie forderten eine sehr bescheidene Summe und ließen diese noch ganz willig beschneiden. Das hätte unsern Verdacht erregen sollen; aber es machte im Gegenteil einen ganz guten Eindruck auf uns, und mit einem gewissen Vertrauen übergaben wir ihnen unsere Sachen und banden ihnen unsere glückliche Landung auf die Seele; namentlich wünschten wir, uns von ihnen wohlbehalten durch das Zollhaus und in eine Droschke hinein gesteuert zu sehen. Mit großer Würde versprachen sie alles. Durch zwei Bootsleute ließen sie unsere Sachen in ein Boot schaffen, geleiteten uns fürsorglich die Treppe hinab, placierten uns ins Boot, setzten sich gegenüber, und fort ging's unter eintönigem Wechselgesange der Ruderer der Brandung zu. Es war uns unklar, wie wir durchkommen sollten. Aber geschickt wurde jede kommende Welle benutzt, uns weiter zu bringen; verfloß sie, so verhinderte das Rudern das Zurückgehen des Bootes. Eine vor uns gestellte Segelwand verhütete unser Naßwerden. Nachdem wir

so die Brandung passiert hatten, kamen wir aufs Seichte. Zwei Riesen kamen uns vom Ufer entgegen, nahmen uns wie Babies auf die Arme und trugen uns ans Trockene. Gepäckträger holten unsere Koffer. Unsere Führer ließen uns nun die Bootsleute und Träger ablohnen und führten uns dem Zollhause zu. Niemand war da, und wir mußten warten. Als niemand kam, murrten wir, und unsere gefälligen Begleiter ließen die Sachen einfach auf einen Wagen laden und setzten uns hinein. Wir gaben unsere Adresse an, und der mohammedanische Kutscher hieb auf die Pferde.



**Das lutherische Missionshaus in Madras.**

Zu jedem Fenster guckte einer unserer Begleiter herein. „Was wollt ihr?“ “Money, if you please, gentlemen.” „War denn das nicht mit in dem Geld für die Boote?“ “Not at all, sir.” Nach langem Hin- und Herreden nahm jeder mit einer Rupie (50 Cents) vorlieb. „Nun für die Leute, die die Sachen auf den Wagen geladen!“ „Wie viel?“ „Vier Anna (1 Schilling) für jeden, sir.” Ohne Murren zahlten wir das, und zwar in die Hände der Führer und — ab schoben sie damit, den die Hände ausstreckenden Gepäckträgern nur einige Worte zurufend. Was das war, verstanden wir zwar nicht, merkten's aber bald. Denn heulend liefen die Träger neben dem Wagen her und reckten die Hände hinein. A. zum einen

und ich zum andern Fenster hinaus hielten wir seine Reden an sie des Inhalts, daß uns das gar nichts angehe, daß die Führer ihnen das Geld nicht gegeben hätten, wir hätten unsere Schuldigkeit getan, sie sollten sich an jene wenden. Ob sie unsere Erzählung verstanden oder nicht, weiß ich nicht. Jedenfalls konnten wir keinen Eindruck sehen. "Papa, I poor man, you very rich man, Papa. Give money, Papa. I poor man, got wife and many, very many, children, Papa!" So brüllten sie und hielten sich dabei am Kutschenschlage fest. Na, unser Herz wurde auch erweicht, und wir gaben jedem einen Schilling, wiewohl sie ja nichts getan hatten, als die Koffer ein paar Schritte getragen und auf den Wagen gesetzt. Und das Geld hat in Indien einen fabelhaften Wert. Ein guter Tagelöhner kriegt nur einen Schilling den Tag ohne Kost dabei. Sie waren also überreichlich belohnt. Aber sie drückten uns unsere Schillinge wieder in die Hände und heulten weiter. Uns entrüstete das. Auch wollten wir uns unbelästigt dem gewaltigen Eindruck hingeben, welchen die indische Großstadt auf uns — zu machen bereit war, denn „machte" kann ich nicht sagen, eben weil die Kerle durch ihr Gebrüll und ihre freche Zähigkeit alle unsere Aufmerksamkeit absorbierten. Polizei war keine zu sehen. So spielten wir selbst die Obrigkeit und regalierten jeden mit einem Schmiß vermittelst unserer Regenschirme. Auch das wirkte gar nicht. Wir sahen uns an. Resultat: ich warf eine Rupie auf den Weg. Fort waren beide. Doch nur einer *blieb* fort. Der andere kam jammernd wieder, er hätte nichts. Nun wurde unsere Entrüstung erst recht groß. Sein Schreien aber auch. Endlich blieb er — natürlich — Sieger, denn A. warf ihm auch eine Rupie hin. Darauf gelobten wir uns, das tiefste Stillschweigen hierüber zu beobachten, und fürchteten, ausgelacht zu werden.

Unser edler Kutscher, ein junger Nachfolger Mohammeds, hatte sich die Geschichte auch angesehen und Betrachtungen darüber angestellt, deren Inhalt offenbar der war: „Diese Herren sind entweder sehr unerfahren, oder sehr dumm, oder beides; jedenfalls will auch ich aus solchen ihren Eigenschaften Kapital schlagen." Auf einmal hielt er an. Und stieg vom Bock. Und kauerte sich auf die Erde, dem linken Kutschenfenster gegenüber. „Meine Herren", hob er an, „was geben Sie denn mir, da Sie jenen Burschen je eine Rupie

gegeben haben?" „Die Taxe", war unsere Antwort. „Geben Sie 6 Rupies?" „Wenn das die Taxe ist — ja!" „Jeder von Ihnen 6 Rupies!" fügte er hinzu. Aber das wurde uns nun doch zu viel. Wir sprangen aus dem Wagen und wollten unsere Sachen ergreifen, um einen andern Wagen zu nehmen — da sagte der Kerl ganz kühl, auf das unmittelbar vor uns liegende Gehöft weisend: „Hier ist das Missionshaus." Da waren wir froh und liefen quer durch über Rasen und Fenzen dem Eingangstore zu. An demselben standen einige sehr schmutzige Gestalten. Aber wir in unserer Freude setzten frischweg voraus, daß es Christen seien, und schüttelten ihnen zärtlich die Hände. (Wir hörten nachher, daß es ein heidnischer Abtrittsputzer und ein ditto Wäscher gewesen war.) Dann setzten wir über Blumenbeete, künstlich gepflegte Rasen ꝛc. weg der gewaltigen Haustreppe zu.

Inzwischen war schon die seltsame Mär ins Haus gebracht worden, daß zwei europäische Herren wie Verrückte (nebendran war ein Irrenhaus, ob man vielleicht das mit unserm Benehmen in Verbindung brachte? Denn in Indien ist so was unerhört; Europäer müssen da sehr ob ihrer Würde halten, und tun's auch) auf das Haus zustürmten. Und da der Hausherr, Missionar K., nicht zu Hause war, so eilten die beiden andern männlichen Insassen, der da stationierte Hilfsmissionar G. und der zum Besuch anwesende Missionar Z. (ich will ihn Fritz nennen), zu Schutz und Wehr heraus. Zuerst Fritz. O lieber Leser, wie waren wir dankbar, als wir im fernen Lande, nach langer Reise, nach vielem Trubel das uns von früher her schon so liebe Antlitz sahen! Fritz war etwas blaß, als er vor die Tür kam. Ob das Entsetzen vor den mutmaßlich Verrückten oder Freude über die Erkannten — angemeldet waren wir nicht, man wußte nicht einmal von unserer Abreise von Deutschland — war, weiß ich nicht. Item, wir nahmen ihn beim Kopf und küßten ihn herzhaft ab. Dann kam G., dem dachten wir dieselbe Umhalsung zu. Aber er blieb, als er uns sah, stehen und schlug die Hände über dem Kopfe und zwischen den Beinen — abwechselnd — zusammen, indem er einmal über das andere ausrief: „Waaas? seid Ihr's wirklich?! Ei cha!" (er ist ein Sachse). So konnten wir erst nicht ankommen, indes gelang es uns endlich doch.

Ehe ich weiter erzähle, will ich gleich sagen, wie es unserm biede-

ren Kutscher erging. Höchst traurig! Er war gleich hinter uns drein gefahren. Die Sachen hatte man ihm abgenommen. Missionar G. sagte, er wolle ihn ablohnen, wir sollten uns um nichts bekümmern. Die Taxe war 1 Rupie und 4 Anna (5 Schilling). Die überreichte ihm G. Unser Mohammedaner verschmähte die stolz, indem er sagte, wir hätten ihm 6 Rupien versprochen. G., sehr kühl, bedeutete ihm, er werde entweder die Taxe oder nichts erhalten. Der gute Mann wurde grob und skandalisierte eine lange Weile vor den Fenstern herum. Er behauptete, allein mit uns zu tun zu haben, andere sollten sich in die Sache gar nicht mischen. Das war eine sehr feine Kalküle, denn wir waren ihm allerdings nicht gewachsen. Als er mitten im besten Schimpfen war, kam ein Kaufmann, der im Missionshause wohnte, dazu, und nachdem er den Handel sich hatte vorlegen lassen, beförderte er den Kutscher so energisch vor das Tor, daß dieser das Wiederkommen vergaß, jener aber sich den Fuß verrenkte.

## Fünftes Kapitel.

### Die ersten Tage in Ostindien.

Ich will nun versuchen, unsern ersten Eindruck von der deutsch-indischen Häuslichkeit im lutherischen Missionshause zu Madras wiederzugeben. Wir sahen natürlich alles mit großen Augen an, was den andern gewohnt und alltäglich war.

Das Missionshaus, mitten in einem schönen großen Garten liegend, ist ein ziemlich altes und vernachlässigtes, aber doch noch gutes, ja palastähnliches Gebäude. Auf einer ungemein breiten, hohen und bequemen Freitreppe — damals auf jeder Stufe mit schönen Topfgewächsen besetzt — gelangt man in eine von gewaltigen dreifachen Säulen getragene offene Vorhalle und von dieser durch drei breite Flügeltüren in ein hohes, geräumiges Zimmer, den Parlor. Von hier führen wieder drei ebensolche Flügeltüren in das Speisezimmer, hinter welchem eine der vorderen ziemlich gleiche, doch geräumigere und mehr eingeschlossene Halle liegt, die wir ja meinetwegen Hinterhalle nennen können. Von da treppabwärts in den Garten. Auf beiden Seiten der beschriebenen Räume liegen je zwei große Stuben

mit Kabinetten und Badezimmern. Ein flaches Dach mit Brüstung ringsherum deckt die Geschichte oben zu. In fast allen Zimmern waren damals „Punkas" angebracht, das heißt, von der Decke hingen Riesenfächer hernieder. Das sind gewöhnlich 1 bis 1½ Fuß breite, länglich viereckige Rahmen von Latten, mit dickem bemalten Zeug überspannt, quer durchs ganze Zimmer laufend, am unteren Rande mit dickem faltigen Zeug, 1 Fuß breit, besetzt und behängt. Die Punkas der hintereinanderliegenden Zimmer stehen durch Stricke miteinander in Verbindung, und diese Stricke, endlich in einem vereinigt, laufen auf Rollen durch ein Loch in der Mauer über der Mitteltür auf die hintere Veranda hinaus, auf welcher ein menschliches Geschöpf steht und aus Leibeskräften zieht, nämlich den Hauptstrick, wodurch die ganze Maschine in Schwingung gerät und — Wind macht. Wenn da ein Jüngling viel auf eine wohlgepflegte Frisur hält, so geht's ihm schlecht. A.'s und meine Haare hatten glücklicherweise nie viel Pflege genossen, so daß sie durch die Punka auch nicht sehr erschreckt wurden. Das sonstige Meublement der Zimmer war ziemlich so, wie es im Süden Europas zu sein pflegt. — 50 bis 100 Schritte hinter dem Hause liegt ein massiver und geräumiger Gartenpavillon mit säulengetragener Veranda an allen vier Seiten. Etwas weiter ab Küche und Stallungen nebst einem von Kostschülern bewohnten Gebäude. Alle letztgenannten Baulichkeiten mit Ziegeldächern.

Wie ist die Mission in den Besitz eines so stattlichen Anwesens gekommen? Es hat ursprünglich einem reichen Herrn, in dessen Adern nicht allein europäisches, sondern auch etwas indisches Blut floß, gehört. Der hatte gemütlich drin gewohnt, bis man nebenan, aber immer noch einige hundert Schritte entfernt, ein Irrenhaus baute. Da hörte die Gemütlichkeit auf. Er fürchtete sich und wollte verkaufen. Käufer fanden sich keine. So erstand die Mission für einen Spottpreis das schöne „Property".

Als wir ankamen, war der Hausherr, der alte liebenswürdige Missionar K., nicht daheim. Er bereiste seine Filiale. Es empfingen uns daher, außer den vorhergenannten Missionaren, Frau K. und ihre beiden kürzlich von Deutschland nach langjähriger Abwesenheit zurückgekehrten Töchter und ein siebenjähriges Söhnchen. Wir waren sehr hungrig. Und — „ehret die Frauen!" — unsere freund-

liche Wirtin setzte das auch gleich voraus. Es dauerte nicht lange, so erschien ein brauner Jüngling mit weißem Turban, blau baumwollener Jacke und einem Tuch um die Hüften geschlungen, in der Art, wie an unsern beiden Führern vom Schiff beschrieben. Der breitete ein blütenweißes Tischtuch über den Tisch und bedeckte das mit allerlei Eßwaren und -Waffen.

Wir setzten uns zu Tisch. Aber mit dem Anbeißen wollte es nicht so schnell gehen. Es waren erst Schwierigkeiten zu überwinden, Kenntnisse zu erwerben. Denn allerdings sahen wir lieblich duftenden Kaffee vor uns, auch gab's einige Eier — indes nur so viele, daß ich sie bequem hätte allein aufessen können —; eine Art von Brot, aus Gries gebacken, wie wir hörten, nebst Butter, fehlte auch nicht; aber in der Mitte stand eine Schüssel, groß und weit, mit einer Serviette bedeckt, welche offenbar das Hauptgericht enthielt. Und eben dieses Hauptgericht kannten wir nicht! Auch nicht, als die Serviette entfernt wurde. Es lagen da einige Dutzend Dinger, die wie Seequallen gestaltet waren, etwa 6 Zoll im Durchmesser, rund, in der Mitte weißlich und dick, am Rande dünn und bräunlich. Sie rochen ganz gut. Weil wir Gäste waren, wurde uns die Schüssel zuerst angeboten. A. und ich spießten jeder so ein Ding auf die Gabel und legten es auf den Teller. Dann schielten wir auf die andern, zu sehen, was die damit machen würden. Doch — war's Zufall oder Schelmerei oder gar aufrichtig gemeint? — die hatten uns so viel zu fragen und schienen uns mit solchem Wohlgefallen zu betrachten, daß

**Missionar Kremmer in Madras.**
1871.

sie das Essen darüber vergaßen. Die Hausfrau sagte freundlich: „Nun lassen Sie sich's schmecken!“ Ja, die Intention fehlte nicht. Aber wie zu dem bekannten Tor aller die Kau- und Verdauungsmaschinen enthaltenden Räume, dem Munde, hineinbringen? per Hand? per Gabel? war was draufzuschmieren? vertilgte man es unbeschmiert? Wir wußten's nicht. Endlich, nachdem ich lange genug vergeblich gewartet hatte, schnitt ich ein Stück ab und steckte es in den Mund. Es schmeckte tatsächlich nach gar nichts, so daß bei mir feststand: es ist zu beschmieren. Aber womit? Um das herauszukriegen, fing ich an zu fragen: „Wie nennt man diese mir zwar unbekannten, aber sehr wohlschmeckenden Eßartikel, Frau K.?“ „Das sind Appams“, war die Antwort, von einem freundlichen Lächeln begleitet. Aber damit ließ unsere liebenswürdige Wirtin es nicht genug sein: sie zog meinen Teller an sich und schmierte Butter auf die Qualle. „Nun probieren Sie mal, ob Sie es so mögen“, sagte sie; „manche essen es lieber mit Gelee. Sie können das ja mit Nummer zwei versuchen.“ Ich probierte. Aber mit dem besten Willen konnte ich es höchstens unschuldig schmeckend finden, um nicht mehr zu sagen. Doch schluckte ich es über. Auf das nächste schmierte ich Gelee. Das war schon besser. Ich ließ noch etwa vier Stück folgen und schickte denen zwei Eier zur Gesellschaft nach. Erfuhr auch, daß die Appams aus Reismehl und Kokosmußmilch in Fett gebraten werden. Große Freundschaft habe ich mit den Dingern nie geschlossen. Ziemlich ungetröstet standen A. und ich vom Frühstück auf, beruhigten uns aber, als wir hörten, daß um ein Uhr zu Mittag gegessen werde.

Soll ich das Mittagessen auch gleich schildern? Es sei! Aber ich bitte den geneigten Leser zu bedenken, daß in Wirklichkeit etwa vier bis fünf Stunden dazwischenlagen. Also wieder setzten wir uns zu Tisch. Als der Deckel von der „Suppenkathrine“ (wie ich als Kind immer für =Terrine sagte) genommen wurde, umwehten uns heimatliche Düfte. Es war Fleischbrühe mit Fleischklößen drin. Das schmeckte herrlich. Doch fing das Elend gleich wieder an. Nach der Suppe kam eine furchtbar große Schüssel mit in Wasser nur eben angequollenem Reis auf den Tisch, begleitet von zwei kleineren Schüsseln — ja, was in aller Welt war das? Eine gelbbraune, scharf duftende Sauce war drin, aus der in der einen Schüssel Hüh-

nergebeine und in der andern allerlei fast zu Brei gekochte, uns unbekannte Südfrüchte herausblickten. Richtig! uns wurde wieder zuerst angeboten. „Nach den Damen!“ sagte ich mit fast verzweifelter Höflichkeit und größter Energie. Die Damen nahmen nun zwar nicht zuerst — weiß nicht mehr, warum nicht — aber meinen Zweck erreichte ich doch: der Hilfsmissionar, derselbe, der, wie oben beschrieben, sich so sehr über unser Kommen verwundert hatte, langte zu. Zuerst nahm er Reis. Mit einem sehr großen Löffel. Ich zählte die Löffel und zählte bis 13! Er breitete den kolossalen Haufen auf dem Teller aus und machte in der Mitte ein Loch. Dahinein tat er eine Ladung der Gemüse enthaltenden Sauce. Ich machte alles genau nach, nahm indes nur 7 Löffel Reis. Der Gehilfe matschte die Geschichte durcheinander — ich auch. Er steckte einen gewaltigen Löffel voll in den Mund — ich auch. Ihm schmeckte es gut, kein Zweifel, denn er ließ bald und in rapider Geschwindigkeit Nummer 2, 3, 4 ꝛc. folgen. Da folgte ich nicht so schnell. O Jammer! kaum hatte ich den ersten Löffelvoll im Mund, da schossen mir die Tränen in die Augen, denn das Fell meines inwendigen Mundes brannte wie Feuer. Man merkte es und — lachte. Nur A. war ernst, sehr ernst. Es ging ihm ähnlich. Man riet uns, Brot in kaltes Wasser zu tauchen und in den Mund zu stecken. Es gab nur für den Augenblick Linderung. Indes, man muß ja ein Held sein. Ich würgte weiter, den halben Teller voll hinunter. Da würgte es m i ch. Ich erklärte mich bankerott. Es war die höchste Zeit — — —. Das war Carri, lieber Leser. Fortan meine tägliche und später Lieblingsspeise. Ja, ich aß sie sogar viel schärfer noch. Was ist Carri? Eine Sauce aus acht scharfen indischen Gewürzen, unter welchen spanischer Pfeffer die Hauptsache ist, mit Kokosmilch zusammen gerieben und gekocht. — Nach diesen finsteren Schrecken schien die Sonne wieder in Gestalt eines gebratenen Huhns und heimatlicher Kartoffeln. Mir war leider die Kehle zugeschnürt. Zuletzt kam noch ein Pudding. Sodann eine Tasse Kaffee. — Das Abendessen, um ½8 Uhr, war deutsch-rationell: Tee und kalte Speisen.

Nachdem wir uns von den Strapazen des Mittagessens einigermaßen erholt hatten, setzten wir uns in den bedeckten Wagen Missionar K.'s und ließen uns von seinem treuen alten Pferde zu einem Schneider führen. Die beiden Missionare begleiteten uns natürlich.

Ein indischer Christ nahm als Kutscher den hohen Bock ein. Die indischen Straßen will ich erst später beschreiben, wenn wir mehr ins Land hineinkommen, denn eine solche See- und Großstadt wie Madras hat etwas europäischen Anstrich. Bei dem Schneider ließen wir uns etwa ein halbes Dutzend Anzüge anmessen, jeden zu $1.50. Hosen und kurze Röcklein waren aus demselben Stoff, und zwar entweder aus weißem oder blaugewürfeltem Baumwollenzeug. Kauf-

**Eine christliche Mädchenschule in Madras.**

ten uns auch Hüte. Die hatten eine Form wie eine halbe Eierschale, in der Länge geteilt: 1½ Fuß lang, 1 Fuß breit, oben 2 Zoll dick, aus dem Mark eines gewissen Baumes gefertigt und mit Zeug überzogen. Auf dem Kopfe werden sie vermittelst eines um denselben liegenden Ringes befestigt, von welchem vier bis fünf Korke auslaufen und die obenerwähnte Eierschale tragen, so daß also Luft herein und heraus kann. Ferner kauften wir uns Nachtanzüge. Die sind sehr fein. Pumphosen von Baumwollenzeug, rot oder blau, und von so ungeheurer Weite, daß A. und F. sich das Vergnügen

machten, jeder in ein Bein hineinzusteigen, worin sie noch Platz genug hatten. Dazu gehören fußbreite wollene Leibbinden.

Einen unauslöschlichen Eindruck hat der erste Abend in Madras auf mich gemacht.

Wir saßen nach dem Abendessen auf der hinteren Veranda des Hauses und freuten uns, daß die Hitze des Tages überstanden und der Abend verhältnismäßig kühl war. Ein zwar nur leiser, aber frischer Seewind wehte, nicht stetig, sondern stoßweise kam er, wie ein sanfter Flügelschlag, küßte gleichsam den keimenden Schweiß aus den geöffneten Poren und füllte diese mit unendlich erquicklichem Hauche. — Vor uns stand am Himmel das Sternbild des südlichen Kreuzes! Wir hatten viel von diesem Sternbilde gehört und hatten nicht gezweifelt, es bestehe mindestens aus zwei gekreuzten Doppelreihen leuchtender Sterne. Zwar hatten wir unterwegs auf dem Schiffe uns vergeblich bemüht, es zu entdecken. Auch nun hatten wir uns schon seit geraumer Zeit am Himmelsgewölbe umgesehen — mit gleichem Erfolge. Aber als man uns plötzlich sagte: „Da ist das Kreuz!“ da kam jene Begeisterung über uns, in welcher sich neue Ankömmlinge im Orient und in den Tropenländern fast immer befinden und welche wohl am besten als eine Grundgeneigtheit, alles Indische zu bewundern und mit Entzücken zu betrachten, sich definieren läßt; wir schnellten förmlich von unsern Sitzen in die Höhe und mit weit aufgerissenen Augen, ein „Ah!“ schon auf den Lippen, tausend im Herzen, schauten wir hin, wohin der ausgestreckte Finger unsers Freundes zeigte, und sahen — nichts. Nachdem man sich etwa eine Viertelstunde abgequält hatte, unsere noch gar zu deutschen Sinne zu stärken und zu richten, ja, da sahen wir's: fünf Sterne — von denen einer sehr blaß und einer noch nicht aufgegangen war — standen ungefähr in der Form eines Kreuzes zusammen — natürlich mußten wir uns unter einigen Millionen gerade die richtigen und passenden heraussuchen. Merkwürdig war es übrigens, daß A. ein gewöhnliches und ich ein Andreaskreuz (schräg liegendes) erblickte. Indes wir bewunderten beide, A. und ich. Etwa drei Jahre später merkte ich erst — meine Frau überführte mich dessen —, daß ich so lange ein Kreuz gesehen und bewundert hatte, das gar nicht existierte, und erkannte, nun mit wenig Entzücken, das richtige, das, was A. gleich gesehen hatte. —

Auf dem Fußboden — wir kehren hiermit auf die Erde und unsere Veranda zurück — liefen ab und zu ganz ungeheure Ratten von der Größe kleiner Kaninchen herum, zu unserm Entsetzen, zur Freude des kleinen K.'schen Sohnes, der am andern Morgen mit einer toten Ball spielte.

Etwa um halb neun oder neun Uhr hörten wir eine Bewegung vor der Kostschule, und als wir hinblickten, sahen wir eine ganz merkwürdige Prozession auf uns zukommen. Es waren die Knaben der Kostschule, unten mit weißen Tüchern und oben mit roten Kattunjacken bekleidet; auf den Köpfen hatten sie teils rote Mützen, wie unsere Hauskäppchen geformt, nur daß sie hinten bis in den Nacken herab sich fortsetzten, teils gingen sie barhaupt, das heißt, den ganzen Kopf rasiert bis auf einen auf dem Wirbel thronenden und aufgeknüpften Zopf. Paarweise kamen sie an, mit Laternen bewaffnet. Voraus ein Fahnenträger, auf dessen roter Fahne mit weißen Lettern zu lesen war: "Welcome!" auf der einen, und "Lutheran Mission's School" auf der andern Seite. Hinterher schritten würdevoll einige Lehrer in weißen Gewändern und mit Turbanen auf und Herr Kandidat Asirvadam (zu deutsch: Segen). Unter eintönigem Gesange kam die Prozession näher, die Treppe herauf, und ein Lehrer hielt eine englische Anrede an uns, die uns zu glücklich überstandener Reise gratulierte, Gott für das Kommen neuer Missionare dankte und in bezug auf uns die besten Hoffnungen für die Zukunft aussprach. Dann setzte man sich, wie Schneider, mit gekreuzten und untergeschlagenen Beinen auf die Erde und sang weiter. — Sehr interessant war uns die eigentümliche Art des tamulischen Gesanges: die Silben, nicht allein in ihren Vokalen, sondern auch und besonders in ihren Konsonanten lang angehalten und gedehnt, werden oft jede einzelne über 10 bis 30 Noten gespannt, die in rasender Schnelligkeit näselnd hervorgestoßen werden. Oft aber muß mit derselben Schnelligkeit eine ganze Silben- und Wortreihe heraus. Die Melodie geht von einem Grundton aus, um welchen sie gleichsam herumtanzt, von dem sie flieht, aber, wie von magnetischer Kraft gezogen, immer wieder zu ihm zurückkehrt. Und dieser Grundton wird während des Gesanges mit mir vollständig unbegreiflicher Lungenkraft auf einer Art schrill-heiser tönenden Klarinette durchgehalten. Dazu wird in die Hände geklatscht, mit messingenen Schalen geklingt, auf einem

Saiteninstrument herumgezupft oder auf einen irdenen Topf getrommelt, alles in der einen Grundtönigkeit. Auf uns machte das damals einen sehr barbarischen Eindruck. Später jedoch habe ich manche lange Nacht hindurch, in meinem Reisewagen liegend, diesem Gesange mit großem Wohlgefallen, weil mit mehr Verständnis, gelauscht. — Zum Schluß sangen die Knaben „Nun danket alle Gott", nicht allein in deutscher Melodie, sondern auch in deutschen Worten, welche sie vermöge des den Tamulen eigenen außerordentlichen Gedächtnisses auswendig gelernt hatten. Bei der dritten Strophe fielen wir alle mit ein, von rechtem Herzen.

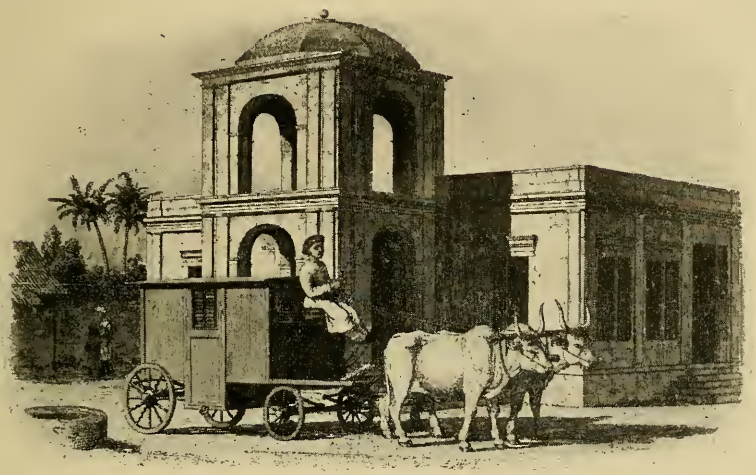
Um halb elf Uhr begaben wir uns zu Bett. F., A. und ich in einem Zimmer, doch jeder in einem eigenen Bett. Diese Betten bestanden zunächst aus einer Bettstelle, darauf lag eine harte Matratze, darüber ein Bettuch, dann ein Kopfkissen und damit basta. Die Betten stehen gewöhnlich mitten im Zimmer zwischen geöffneten Fenstern, damit der Zugwind ordentlich über einen hinstreichen kann. Manche Leute sind freilich sogar in Indien empfindlich dagegen, ich aber habe es immer so gehalten. Geschlafen wurde übrigens, wenigstens von uns beiden neuen Ankömmlingen, nicht viel. Wir hatten zu viel an den neuen Eindrücken zu verarbeiten. Und was wir im Herzen oder Kopf hatten, kam auf die Zunge und über die Lippen. Ferner zeigten die Moskitos eine ganz abscheuliche Vorliebe für frisch-europäisches Blut, ungeheure Käfer brummten an den Wänden herum, und endlich, mitten in der Nacht, purzelte es durchs Zimmer wie Kuhglockengeläute — es war ein Chamäleon.

Das war unser erster Tag in Indien.

Am andern Morgen erwachten wir mit dem bekanntlich niederschlagenden Bewußtsein und Gefühl, nicht ausgeschlafen zu haben. Es war Sonntag, den 9. Juli, und Missionsfest — denn vor 169 Jahren waren die ersten lutherischen Missionare in Indien, Ziegenbalg und Plütschau, an der Koromandelküste zu Tranquebar gelandet. Wir hatten kaum Zeit zu baden, uns anzuziehen und zu frühstücken, als auch schon der Wagen vor der Tür hielt, der uns in die zwar nahe, aber wegen der indischen Hitze zu Fuße nicht gut erreichbare Kirche führen sollte. Beschauen wir uns diese!

Sie ist ein großes, aus Backstein aufgeführtes Gebäude, außen und innen mit glatt und glänzend poliertem Muschelkalk beworfen.

Der nicht spitze, sondern in einer Art Kuppel auslaufende Turm bildet unten eine Eingangshalle mit einer Tür, und unter der Kuppel hängt eine Glocke. An den Seiten befinden sich noch zwei Türen und in den durch den rund ausgebauten Altarplatz entstandenen Winkeln hat man die Sakristei und ein Stübchen zur Aufbewahrung der Kirchengerätschaften angebracht. An den viereckigen Fensteröffnungen — Fenster sind nicht da — befinden sich blinds zur Abwehr von Sonnenstrahl und Regen. Das Dach ist flach. — Treten wir vorne zur Haupttür ein, so sehen wir gerade gegenüber den Altarplatz mit einem



**Eine indische Kutsche vor der lutherischen Kirche in Madras.**

schönen großen Altar, über welchem ein hohes, herrliches Gemälde des verstorbenen Prof. Jäger in Leipzig, Christus sein Kreuz tragend darstellend, in prachtvollem Goldrahmen prangt. Links vom Altar (das heißt, vom Altar aus gedacht), etwas in die Kirche vorgeschoben, steht frei, ohne sich an die Wand anzulehnen, die Kanzel, auf welche eine gewundene Treppe hinaufführt. Mit ihr korrespondierend auf der rechten Seite des Altars steht das Pult des Katecheten. Am Fuße der Kanzel hat ein Harmonium seinen Platz gefunden. Zwischen dem Pulte des Katecheten und dem Altarplatze stehen zwei Reihen von je vier Stühlen und neben der Haupttür eine Bank mit Lehne — sonst gibt es in der ganzen Kirche nichts zum Sitzen, was wir Europäer

wenigstens „zum Sitzen“ nennen. Doch halt! vor dem Harmonium ist ja natürlich für den Organisten ein kleiner Drehstuhl hingestellt. Das Dach wird nicht allein von den Seitenwänden, sondern auch noch von zwei Reihen mächtiger Säulen getragen, welche das Schiff der Kirche in das Mittelschiff und zwei Seitenschiffe abteilen. Der Fußboden ist mit glänzenden Strohmatten belegt. Voilà tout — das ist alles, sonst ist in der Kirche nichts zu sehen.

Und nun der erste tamulische evangelisch-lutherische Gottesdienst, welchem wir beiwohnten.

Als wir in einer der Seitentüren vorfuhren, machte uns ein alter, ehrwürdiger Katechet den Kutschenschlag auf. — Was ein „Katechet“ ist, lieber Leser? Das ist in der lutherischen Kirche Indiens ein Gehilfe des Missionars, sein Faktotum, seine rechte Hand. Sein eigentliches Amt ist das eines Vorlesers, nicht allein in Abwesenheit, sondern auch bei Anwesenheit des Missionars oder Pastors, wie wir gleich sehen werden. Dabei hat er auch die Katechumenen zu unterrichten, Nottaufen zu vollziehen, Kranke zu besuchen, Almosen zu verteilen, Ordnung in den Gottesdiensten aufrecht zu halten, wenn nötig, auch Schule zu halten, den Heiden zu predigen, den Dolmetscher zu spielen, für den Missionar Einkäufe zu besorgen ꝛc. In der großen Gemeinde zu Madras waren deren zwei. Jedes Filial hat seinen eigenen. — Der uns also den Kutschenschlag aufmachte, begrüßte uns mit einem „Salam“, das heißt, er führte seine flache rechte Hand vor die Stirne und sagte Salam, zu deutsch: Friede! So grüßt man sich allgemein in Indien, auch unter den Heiden. Bekleidet war er wie unsere beiden Führer, deren Tracht ich zu Anfang dieses Kapitels beschrieben habe, nur seinen Turban hatte er in der Kirche abgelegt und kam barhaupt, beschoren bis auf den Zopf, wie auch schon gezeigt. Barhaupt zu gehen, gilt da eigentlich für unanständig und unhöflich. Will man seinen Respekt bezeigen, so bedeckt man das Haupt und entblößt die Füße — umgekehrt wie bei uns. Aber in den christlichen Kirchen hat man es — warum, weiß ich nicht — von alters eingeführt, trotz Landessitte den Turban bei Gottesdiensten abzulegen.

Wir traten in die Kirche ein. Und wie erstaunten wir. Auf platter Erde, das heißt, auf den Matten, saßen die Andächtigen mit untergeschlagenen Beinen. Im Mittelschiff die Sudra-Männer, das

heißt, die Männer der höheren Kaste. In dem einen Seitenschiff die Sudra-Frauen. Deren Tracht muß ich wohl auch etwas beschreiben. Sie bestand aus einem einzigen Gewande, sieben Ellen lang und eine Elle breit, ungenäht. Davon werden fünf Ellen um die Hüften gewunden und die übrigen zwei Ellen werden in der Kirche über Rücken, Kopf und Brust gezogen, sonst aber von hinten her über die linke Schulter und Brust genommen und an der rechten Hüfte befestigt, so daß die rechte Schulter und Arm bloß ist. Farbe und Kostbarkeit dieser Gewänder sind ganz verschieden. Oft findet man breite, mit Gold durchwirkte Ränder an denselben. In dem andern Seitenschiff saßen zunächst der Kanzel die Paria-Männer, das heißt, die Männer der niederen Kaste, und zunächst der Haupttür die Paria-Frauen. Die Parias waren durchschnittlich geringer gekleidet. Viele der Männer hatten bunte baumwollene Jacken an; viele hatten am Oberkörper entweder gar nichts oder nur ein buntes Taschentuch vor die Brust gehängt. Bei den Sudra-Männern waren diese Taschentücher zwei Ellen lang und hingen über der linken Schulter. Im Mittelschiff, vor den Sudra-Männern, saßen die Schulkinder, zuvörderst die Jungen, hinter diesen die Mädchen, und so, daß die Parias zunächst der Pariaseite und die Sudras zunächst der Sudra-Frauenseite saßen. Auf der Bank neben der Haupttür hatten sich einige sogenannte „Ostindier", das heißt, Mischlinge, in europäischen Kleidern niedergelassen. Und auf den Stühlen zwischen dem Katechetenpult und Altar nahmen wir Platz.

Die Glocke wurde zum letzten Male geläutet. Einige Nachzügler kamen noch an und verrichteten ihr stilles Gebet knieend, eine Hand auf die Erde gestützt, mit der andern die Augen bedeckend. Die Kirche war recht voll. Die Glocke hörte auf zu läuten, und der Organist spielte einige Akkorde auf dem Harmonium, während welcher der andere Katechet an sein Pult trat und der Prediger aus der Sakristei hervorschritt und an dem Altar niederkniete. — Der Prediger! O, wie staunten wir! Ja, wie überlief uns förmlich ein feierlich-freudiger Schauer, als wir den sahen! Da Missionar K. nicht zugegen war, so war Kandidat Asirvadam sein Stellvertreter. Barhäuptig, frischgeschoren, das Zöpflein zierlich aufgeknüpft, den pechschwarzen Schnurrbart gewichst und in spitze Enden gedreht; barfuß; bekleidet mit einem auf die Füße herabwallenden Chorrock

oder Talar nach deutschem Muster, aber weiß, ein Zipfel seines weißen Untergewandes doch noch hervorschauend; weiße Beffchen um den nackten Hals gebunden; gesenkten Blickes; Bibel und Agende in den Händen — so schritt er würdevoll und langsam aus der Sakristei hervor und kniete, wie gesagt, vor dem Altar nieder.

Das Harmonium verstummte. Der Katechet am Pulte sagte: „Sebam seihwomahcha!“ das heißt: Laßt uns beten! — und die gesamte Gemeinde kniete, wie vorher beschrieben, nieder. Der Katechet betete: „Leutseliger und gnädiger HErr, dreieiniger Gott! Wir, die Schafe deiner Weide und deine Kinder, haben uns vor deinem heiligen Angesichte versammelt, um anzubeten, Gottesdienst zu tun, dein heiliges Wort zu hören und zu lernen und so Gnade und Segen zu empfangen. HErr, wir bitten dich, du wolleſt uns segnen und uns Gnade geben, daß wir mit Seelenhunger und -Durst dein heiliges Wort hören, dasselbe in einem guten und feinen Herzen bewahren und Früchte bringen in Geduld, um unsers einigen Heilandes JEsu Christi willen, o Gott! Amen.“ Hierauf verlas derselbe Katechet den 100. Psalm, und die Gemeinde sang — nach deutscher Melodie, aber in tamulischer Sprache, wie denn der ganze Gottesdienst natürlich tamulisch gehalten wurde — das Lied „HErr JEsu Christ, dich zu uns wend“. Der Prediger, welcher sich nach dem Gebete von den Knieen erhoben und auf einem am Altare stehenden Stuhl niedergelassen hatte, trat bei dem letzten Verse vor den Altar und sang im Wechselgesang mit der stehenden Gemeinde das Lied „Gott sei uns gnädig und barmherzig“ (No. 172 in unserm Gesangbuche) samt dem kleinen Gloria: „Ehr' sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist“ — „Wie es war im Anfang, nun und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Hierauf sprach der Prediger, zur Gemeinde gewandt: „Geliebte, kommt, eröffnet Gott eure Herzen, laßt uns ihm unsere Sünden bekennen und mit Seelenhunger und -Durst seine Gnade suchen“ — und Prediger und Gemeinde knieten nieder und sprachen folgende Beichte: „Barmherziger Gott, wir bekennen, daß wir in Sünden geboren sind, mit Gedanken, Worten und Werken viel Sünden getan haben und der ewigen Zornesstrafen wert geworden sind. Gott, sei uns Sündern gnädig! — Gott, mache uns gnädig von unsern Sünden und Missetaten ledig, damit wir mit wahrem Glauben und reinem Herzen in deinem Dienst

erfunden werden! — HErr Gott Vater, Schöpfer des Alls, erbarme dich, erbarme dich über dein Volk! Tu uns gnädiglich Hilfe! — O Christe, Heiland der Welt, erbarme dich, erbarme dich über uns, die wir bitten! Bitt für uns gnädiglich! — Heiliger Geist, einiger Tröster, erbarme dich, erbarme dich über dein Volk! Tu uns gnädiglich Hilfe!" Nachdem hierauf die Gemeinde gesungen hatte: „HErr, erbarme dich über uns! Christe, erbarme dich über uns! HErr, erbarme dich über uns!" sprach der Prediger die Absolution, forderte die Gemeinde auf: „Laßt uns seinen Namen loben und erheben!" und intonierte: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede . . ." und die Gemeinde sang ein Loblied, ähnlich dem „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'". Nun folgte Gruß, Kollekte und Vorlesung der Epistel. Nach dieser sprach der Prediger ein Votum, die Gemeinde sang Amen und der Prediger sang einen passenden Bibelspruch, auf welchen ein dreimaliges Halleluja der Gemeinde antwortete. Dann verlas der Prediger das Evangelium und sprach: „Gott sei Dank für sein heiliges Evangelium!" Die Gemeinde antwortete: „Christe, dir sei ewiglich Dank!" Und nachdem endlich Prediger und Gemeinde zusammen das Glaubensbekenntnis gesprochen hatten, folgte das Hauptlied, und der Prediger bestieg die Kanzel.

Nach dem Gruß kam, wie gewöhnlich, die Anzeige des Textes; diesen aber verlas der Katechet. Von der Predigt verstanden wir natürlich gar nichts weiter als vier bis fünf Worte, nämlich die Namen Ziegenbalg und Plütschau, welche gelegentlich des Missionsfestes genannt wurden, und unsere eigenen, welches letztere uns natürlich nicht wenig wohl tat. Auch für das Amen hatten wir Verständnis, und zwar ein besonderes, denn es ist eine Geduldsprobe, eine Predigt anzuhören und anzusehen, ohne daß man etwas davon versteht. Sofort nach der Predigt verließ der Kandidat die Kanzel und begab sich auf seinen Platz an dem Altare. Einige Verse wurden gesungen, und dann verlas der Prediger, er und die Gemeinde knieend, das Kirchengebet. Das Vaterunser betete die ganze Gemeinde laut mit, worauf sich der Prediger erhob und Gruß, Kollekte und Segen sang. Der Gottesdienst ward mit einem vom Katecheten verlesenen Gebete geschlossen.

Wunderlich, ja beinahe anstößig war uns zuerst das viele Knieen in jedem Gottesdienst. Doch da die Leute ja auf der Erde sitzen, so ist

Knieen viel natürlicher und einfacher als Stehen. Die Liturgie gefiel mir sehr trotz ihrer verhältnismäßigen Fülle. An hohen Festtagen ist sie sogar noch reicher. Dem tamulischen Volke ist dies Bedürfnis — wohlan, so gebe man es ihm so gut als möglich. Ich für meinen Teil kann überhaupt nicht begreifen, daß viele Leute eine christliche Liturgie nicht leiden mögen. Man bete sie in allen ihren Teilen nur ordentlich mit, so wird sie schon zusagen. —

Drei bis vier Tage nur wollten wir uns in Madras aufhalten; denn unser eigentliches Reiseziel war ja Tranquebar, das südlich von Madras, auch an der Küste des Bengalischen Meerbusens, liegt und an welchem wir schon vorbeigedampft waren; aber es verflossen etwa zehn Tage, und wir waren noch immer nicht fortgekommen. Das hatte folgenden, höchst ungemütlichen Grund: In den ersten Tagen hatte ich mich schon nicht wohl gefühlt. Die — mir damals — greuliche Brühe mittags hatte mir, wie beschrieben, gleich widerstanden. Und am Dienstagmittag kriegte sie mich so unter, daß ich einige Stunden lang in abscheulicher Verfassung auf dem Sofa lag. Abends sollte ich mit in den Wagen steigen und im People's Park der Militärmusik lauschen. Schande halber raffte ich mich auf, machte mich fertig und bat mir, um Kraft zu kriegen, ein Glas Portwein aus. Das war die Krisis. Kaum hatte ich das getrunken, so glich ich einer Art Vulkan, wenn auch keinem feuerspeienden. Meiner Sinne fast nicht mehr mächtig legte ich mich aufs Bett. Nach etwa einer Stunde krabbelte ich wieder heraus und setzte mich in einen großen Lehnstuhl auf der Veranda und trank einige Schluck Tee. Ein neuer und heftigerer Ausbruch folgte. Nun wurde ich ernsthaft ins Bett gesteckt. Auf der hinteren Veranda saßen die Hausbewohner nebst einigen Freunden und namentlich einer zartbesaiteten, nervösen jungen Dame von einigen dreißig Jahren. Ich lag also im Bett. Auf einmal ging mir die Luft aus. Erst dachte ich, die kommt wohl wieder. Aber lange dauerte mein Nachdenken nicht, denn ohne Luft kann man bekanntlich nicht lange existieren, auch nicht nachdenken, und die Luft wollte nicht wiederkommen. Ohne daher lange über das, was ich tat, nachzudenken, sprang ich aus dem Bett und in größter Angst und unter lautem Schreien setzte ich über Betten, Stühle und was mir sonst in den Weg kam, rannte ins Badezimmer, wieder heraus, in den Parlor und — endlich kam sie, nämlich die

Luft. Jenem jungen Mädchen aber war sie dafür ausgegangen, mein Angstgebrüll hatte sie in Ohnmacht geworfen und auch später und fortan betrachtete sie mich mit einigem Entsetzen. Dieser Luftmangel kehrte übrigens auch bei mir wieder ein nebst einigen Versuchen zu Krämpfen. Aber es ging doch vorbei. Nur eine große Mattigkeit blieb zurück, so daß ich nicht imstande war abzureisen. Vor Indien kriegte ich einen ziemlichen Respekt, denn ich zweifelte nicht, daß das Klima daran schuld sei, daß ich so in Unordnung geraten war.

## Sechstes Kapitel.

### Tranquebar.

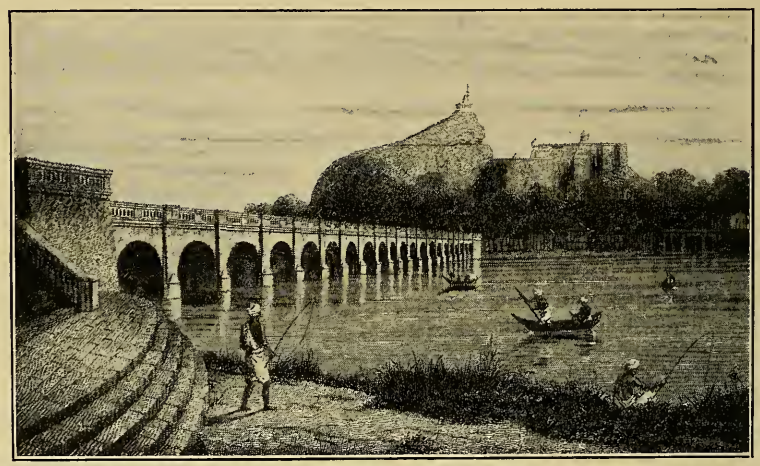
Am frühen Morgen eines heißen Julitages reisten wir mit der Eisenbahn von Madras ab und fuhren erst südwestlich nach Trichinopoly, dann südöstlich nach Negapatam und endlich nördlich nach Tranquebar. Ein klein wenig — wie im Fluge — wollen wir uns diese Reise besehen.

Auf dem prachtvollen Zentralbahnhofe stiegen wir in ein Coupé zweiter Klasse, welche teurer als die deutsche zweite, aber schlechter als dort die dritte Klasse ist. Ausgenommen die sehr elegant eingerichtete erste Klasse, sind die Coupés, wie in Deutschland, klein, für acht bis zehn Personen eingerichtet. Doch haben sie doppelte Decken und weitvorstehende Schutzdächer gegen die Sonne. Wir füllten das unsrige beinahe ganz mit unsern eigenen Sachen und solchen, die uns für andere mitgegeben waren; denn jeder nimmt gern die Gelegenheit wahr, sich aus Madras etwas mitbringen zu lassen. Und in Indien können sich Europäer solche Ungeniertheiten erlauben. Auch einen großen blechernen Proviantkasten hatten wir mit, denn wir wollten nicht wieder so dumm sein wie in Ägypten und Hunger und Durst leiden in Hitze und Staub.

Abends um sieben waren wir in Erode. Da blieb der Zug liegen bis zum andern Morgen. Wir auch. Wir tranken Tee in der Restauration und kampierten in dem Wartezimmer erster Klasse, in welchem zwei ungeheure geflochtene Ruhebetten standen, von Wanzen wimmelnd, zum großen Mißbehagen A.'s; mich genieren solche Tierlein nicht, denn sie laufen nur über mich hin, riechen mal und ziehen,

ohne anzubeißen, naserümpfend ab. Woran das liegt, weiß ich nicht. Ist aber sehr angenehm.

Zum erstenmal taten wir da unser Amt als Missionare: wir verkündigten einem vornehmen Brahminen, der erste Klasse reiste, das Evangelium. Er legte uns jedoch dar, daß er zwar vom Götzendienste nichts halte, sogar von der indischen (Vedanta-)Philosophie nicht viel, aber an das „spezifisch Christliche" auch nicht glaube. Es gebe, sagte er, einen einigen Gott. Wir seien Sünder, auch straffällig. Durch Bitten und Tränen könnten wir Gott milde stimmen.



**Fels und Brücke von Trichinopoly.**

Es sei wahrscheinlich, daß er uns dessenungeachtet etwas strafe in jenem Leben, aber das könnten wir nicht ändern; fortgesetztes Bitten werde das Elend schließlich zu einem guten Ende bringen.

Nachmittags zwei Uhr des andern Tages kamen wir in Trichinopoly an, wo uns Missionar H. am Bahnhofe abholte und gastlich aufnahm. Zwei Tage blieben wir bei ihm und besahen uns die große Stadt und Umgegend, wo zwei heidnische Heiligtümer liegen, das eine dem Gotte Siwa und das andere Wischnu geweiht. Das sind der berühmte Felsenberg mit Tempel und die noch berühmtere Flußinsel Trirengam. Auch in Trichinopoly kamen, wie in Madras, Lehrer und Schulkinder in Feierkleidern und sangen; ein Lehrer

hielt eine englische Rede an uns, in welcher er uns bewillkommte, die Kinder hingen uns duftende Kränze um und schenkten uns Früchte. Ich hielt eine Erwiderungsrede — in biederem Deutsch; H. übersetzte sie ins Tamulische. Nachher kamen die Frauen, uns zu besehen und zu beschenken.

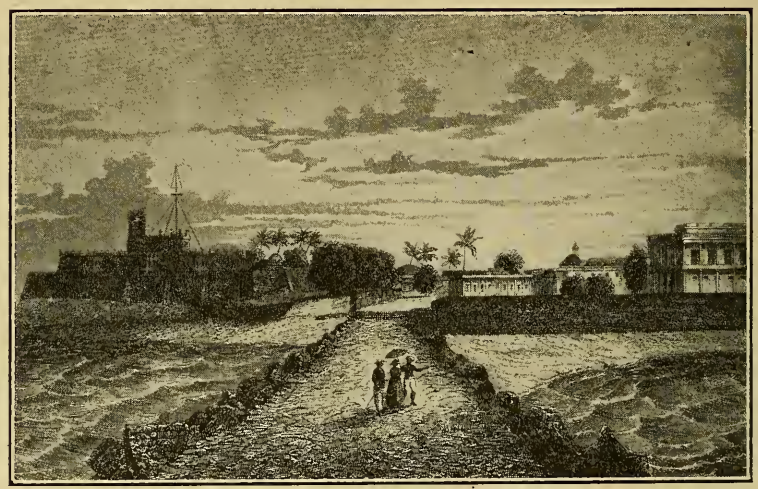
Am 21. Juli kamen wir in Negapatam an. Ein Missionar war da gerade nicht stationiert. Es empfing uns daher ein alter würdiger Katechet und führte uns in ein Hotel, wo wir für teures Geld schlecht aßen und tranken. Im Missionshause trafen wir einen ziemlich intelligent aussehenden und Englisch redenden Schullehrer der Mission. Der wußte offenbar, daß er uns imponierte, und wollte uns gleich anpumpen. Einem 70 Jahre alten Sudraweibe reichte ich deutsch-bieder die Hand. Sie wich aber entsetzt zurück: in Indien darf man ein fremdes Weib durchaus nicht anrühren. Abends 10 Uhr legten wir uns je in einen Bandi. „Bandi?" Heißt auf deutsch Karren und sieht so aus: zwei Räder sind durch eine Achse verbunden. Darüber, in Gleichgewicht, zwischen den Rädern, ein dickes, zwei Fuß breites und acht Fuß langes Brett. In dessen Seiten mächtige Reifen von Bambus. Über diesen Reifen Matten. Vorne und hinten offen, man kann aber Tücher vorspannen. Natürlich ist auch eine Deichsel an diesem Wagen, hinten breit, da sitzt der Kutscher. Vorne ein Querholz, das heißt, ein Joch, das ist zwei indischen, ich sage *indischen*, Ochsen über den Nacken gelegt. In dieses Gefährt wirft man Reisstroh, eine Matte darüber, ein paar Kopfkissen — und die Sache ist fertig, das heißt, wenn man sich selbst noch dazu gelegt hat. So machten wir es und fuhren los. Die Fuhrleute hatten die Weisung erhalten, uns in dem 19 Meilen entfernten Tranquebar abzuliefern. Sprechen konnten wir mit ihnen natürlich kein Wort. Wir lagen die ganze Nacht wach da in unsern rütteligen Fahrzeugen und guckten Mond und Sterne, dazu Städte und Dörfer an, durch welche wir kamen. Zweimal wurden wir von Zollbeamten angehalten, denn wir hatten französisches Gebiet mit der Stadt Carical zu passieren, wie man auf der Karte sehen kann. Mein Wagen fuhr voran; kaum waren wir gegen fünf Uhr morgens ein wenig eingedusselt, da wurden wir geweckt durch die Melodie: „Nun lob', mein' Seel', den HErren."

Das gesamte Schullehrer- und Katechetenseminar und die ganze

Zentralschule mit Lehrern und Inspektoren, mit Fahnen und Instrumenten kamen uns entgegen, alles in allem etwa 200 Mann. Ich muß sagen, da ging uns das Herz auf! Wie der Blitz waren wir aus den Wagen, grüßten und wurden begrüßt. Vor dem Tore der alten guten Stadt Tranquebar stieß Missionar Sch. zu uns, und endlich fuhren wir vor dem Hause des alten Missionssenior Schw. vor.

Mein altes liebes Tranquebar! nie werde ich's vergessen.

Tranquebar, an der Ostküste Vorderindiens etwa unter dem elften Grad nördlicher Breite gelegen, gehört jetzt den Engländern,



**Tranquebar von der Seeseite.**

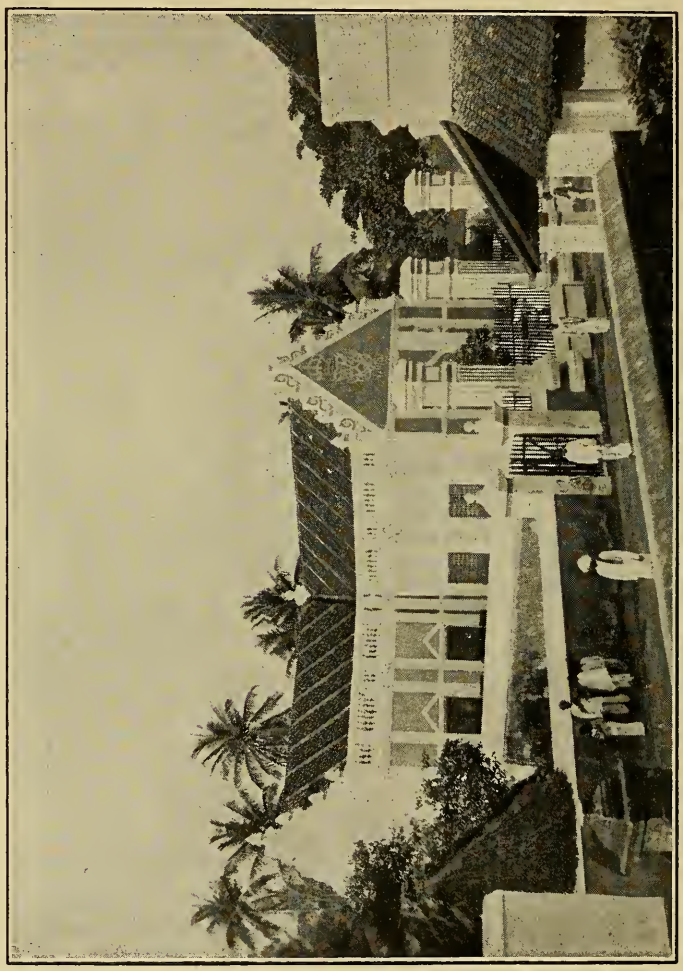
war aber früher dänische Besitzung. Hiervon zeugt noch die alte Dansborg, ein Fort hart an der Küste, das nun als Gefängnis benutzt wird. Hiervon zeugt auch eine ganze Anzahl alter Damen, Witwen oder Töchter dänischer Beamten und gleichzeitiger Missionare, welche, wie die Dansborg, als altersgraue, verwitterte Denkmäler dem jungen Geschlecht von entschwundener Herrlichkeit erzählen, aber, trotz aller Reparaturen, doch nicht mehr halten wollen, ein Stein nach dem andern löst sich ab und fällt auf und in die Erde. Ja, Überbleibsel einer portugiesischen Gemeinde erinnern an noch frühere Tage. Eine ehrwürdige Stadt, das kleine Tranquebar. Jedoch ganz merkwürdig dem Verfall geweiht. Wo früher, noch zu Men-

schengedenken, Straßen waren, wo sogar die erste dänisch-lutherische Kirche stand, schäumt nun die tosende Brandung des Bengalischen Meerbusens; wie abwehrende Arme hat man mächtige Steinwälle als Wellenbrecher dem Meere entgegengestreckt und kann ihm doch nicht wehren.

Man teilt Tranquebar ein in die schwarze und weiße Stadt, die erstere von Eingeborenen und die letztere von Europäern bewohnt. Diese besteht aus zwei parallel laufenden Straßen, die von der Küste ab nach dem entgegenliegenden Westen sich hinziehen. Die eine endigt in einem alten mächtigen Tore aus der Dänenzeit, die andere wird durch die Stadtmauer, das heißt, durch einen Rest derselben, abgeschlossen; man kann aber unter ihr nach dem Tore hin abbiegen. Ganz hübsche Häuser sind da zu sehen; doch die meisten halten sich nur künstlich noch aufrecht, können das zerstörende Alter nur mit allerlei Toilettenkünsten verbergen, die schrecklichen weißen Ameisen nagen an ihrem Marke, kein Doktor kann mehr was Weiteres tun als aufhalten; viele haben schon ein hippokratisches Gesicht; etliche sind zusammengebrochen.

Noch stattlich erhebt sich nah an der Küste, beiden Straßen Gesicht und Rücken zeigend, die von Ziegenbalg zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erbaute Neu-Jerusalemskirche, im Schoße ihres Altarplatzes die Überreste der beiden ersten Sendboten bergend. Sie ist in Kreuzform gebaut, ganz gleichgroß in den Balken, ohne Turm. Ein großes, edles Gebäude. Ihr schräg gegenüber steht die alte, früher lutherische, aber von den Episkopalen geraubte Zionskirche. Gerade gegenüber das alte traute Missionshaus, jetzt die Wohnung des Senior Schw. Nebendran die Missionsdruckerei, Bücherdepot ꝛc. Wie schön ist der Blick von den Fenstern des Missionshauses aus auf die alte Kirche, auf die mächtigen Mauern, Säulen und Gitter um sie her, auf die wohlgepflegten Gräber vor ihr, in welchen die alten Zeugen mit den Ihrigen schlafen und einer fröhlichen Auferstehung harren! Der Dansborg gegenüber, durch einen mächtigen Rasenplatz von ihr getrennt, liegt ein großes, schönes Gebäude, zu meiner Zeit von dem Richter, einer gewichtigen Persönlichkeit mit monatlich etwa $1600.00 Gehalt, bewohnt. So etwa sieht die weiße Stadt aus. Die schwarze Stadt lehnt sich dicht an erstere an und ist von Hindus (das heißt, Indiern) aller Rassen und Mohammedanern bewohnt.

Kleine Pagoden (heidnische Tempel) und Moscheen sind hie und da zu sehen. Mitten drin aber liegen die sogenannten Ziegenbalgsplätze, nämlich in einem von einer Mauer umgebenen Gehöfte das alte Haus



Die lutherische Jerusalemskirche in Tranquebar.

des alten Ziegenbalg, aber vergrößert und öfters renoviert, nun der Wohnsitz des jedesmaligen Direktors der Zentralschule der Mission, einer Art High School, nebst den Gebäuden, die für die ziemlich stark besuchte Schule und Kostschule nötig sind.

Nehmen wir nun noch das eine Meile entfernte Poreiar, ein Dorf, größer aber als die Stadt Tranquebar und Sitz eines lutherischen Missionars, hinzu, so haben wir ungefähr ein Bild von Tranquebar und Umgebung.

Aber, lieber Leser, ich will dir einmal einen Tag aus meinem gewöhnlichen Leben in jener allerersten Zeit meines Aufenthalts in Indien vor Augen führen. Auf diese Weise wirst du am allerbesten einen Einblick in die Eigentümlichkeiten des Missionslebens tun können, wenigstens nach einer Seite hin.

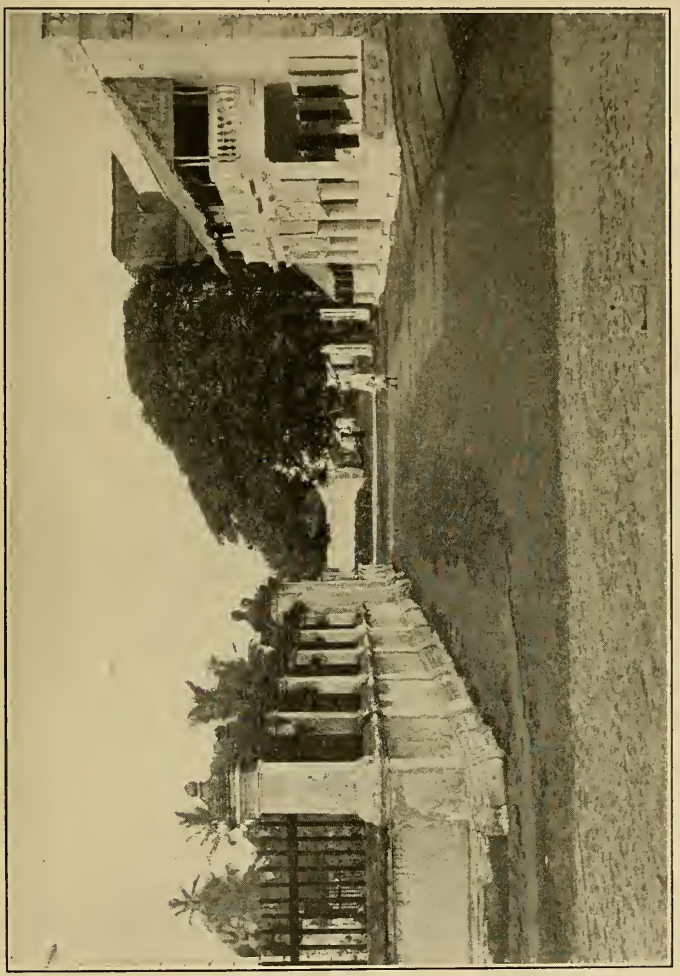
Ich wohnte bei dem Missionar B., einem Schweden, seit längerer Zeit Witwer, ausschließlich — etwa alle vierzehn Tage eine Predigt abgerechnet — mit literarischen Arbeiten beschäftigt und ein rechter, aber wohlwollender Sonderling. Unser Haus lag in derjenigen von den beiden Europäerstraßen, welche nicht ins Tor mündete, und war nur durch ein Nachbarhaus von der Mauer getrennt. Wir hatten unser Quartier upstairs; in Indien eine große Annehmlichkeit, weil da der Wind schön kühlend durchpfeifen kann. Wir teilten uns in drei Zimmer, zwei Badezimmer und zwei Verandas. Die unteren Räume ignorierten wir vollständig. Tun wir das jetzt auch und eilen gleich die enge, gewundene Steintreppe hinauf. Zuerst kommen wir auf eine Veranda, von deren Brüstung wir in einen von Wirtschaftsräumen umgebenen Binnenhof mit einigen Blumenbeeten und einem Granatenbaum in der Mitte hinabschauen. Drehen wir uns um, nach den Wohnzimmern hin, so sehen wir ein Fenster, einen vergitterten Speiseschrank und eine Tür. An diese klopfen wir an. Auf ein langsam und schüchtern gesprochenes „Herein!“ treten wir ein und befinden uns Missionar B. gegenüber. Wir bemühen uns, eine Unterhaltung vom Zaune zu brechen und im Gange zu erhalten, denn B. sagt nichts. Er ist bei seiner Arbeit mit Leib und Seele und offenbar sehr gestört. Trotz aller Anstrengung schläft denn auch die Unterhaltung ein. Wir sehen uns im Zimmer um. Der Eingangstür gegenüber führt eine ebensolche auf die vordere Veranda. Neben ihr ein Fenster gewährt uns gleichfalls einen Blick auf diese Veranda — wir wollen sie nachher näher besehen. An der einen äußeren Seitenwand sehen wir ein Harmonium, ein Fenster und eine Kommode; an der andern, inneren, ein Sofa zwischen zwei Türen, über ihm eine Wanduhr. An der Wand, durch deren Tür wir eingetreten

sind, erblicken wir einen mächtigen Großvaterstuhl und einen Wandschrank. Mitten im Zimmer einen großen Speisetisch.

Die vordere Veranda ist Missionar B.'s Sanktuarium. Die Zwischenräume der Säulen, welche ihr Dach tragen, sind mit Matten ausgefüllt, nur hier und da ist eine etwas aufgerollt; eine hat sogar ein Fensterlein. Hier steht in der Ecke das Bett des Gelehrten, in welchem ich ihn aber niemals habe schlafen sehen, trotzdm ich sieben Monate bei ihm wohnte. Neben dem Bett stand ein Bücherrepositorium, neben dem der Tisch des eingeborenen Schreibers und dann B.'s Tisch. Tagaus, tagein, jahraus, jahrein kann man B. auf der Veranda auf und nieder gehen sehen, ein Buch vor den Augen, entweder leise murmelnd studierend, oder seinem Schreiber diktierend. — Die der Veranda nächste Tür neben dem Sofa führt in B.'s Studierzimmer. Da sehen wir nur Bücher und einen Tisch. B. hält sich da sehr selten auf, nur in argem Unwetter. Die andere Tür führte in meine Stube.

Die Tür auf der schmalen Seite; ihr gegenüber, nach Westen blickend, ein kleines Fenster mit Glasscheiben — eine Seltenheit in Indien; gewöhnlich hat man nur Fensterlöcher mit blinds davor. Zu den beiden Seiten des Fensters steht mein Schreibtisch mit zwei Stühlen auf der einen und einer Kommode auf der andern Seite. Dann folgen zwei sich gegenüberliegende Türen, deren eine in B.'s Studierzimmer und die andere in mein Badezimmer führt. Weil wir gerade daran sind, wollen wir eintreten. Ein kleiner Raum mit noch einer auf die hintere Veranda führenden Tür, durch einen auf dem steinernen Boden hinlaufenden Balken in zwei ungleiche Hälften geteilt. Eine runde Luke gibt das nötige Licht. In der kleineren Hälfte steht ein mächtiger runder irdener Topf mit Wasser. Daneben liegt ein aus einer großen Kokosnußschale gefertigter, vielfassender Löffel mit langem Stiele. Er ist dazu bestimmt, mir damit das Wasser in schneller Folge über den Kopf zu schütten. Ein kleiner Tisch mit Trinkwasserkrug und Glas vollendet das Gerät dieser Hälfte. In der größeren schließt sich gleich an den Scheidebalken ein großes Gestell für Handtücher, Kleider ꝛc. an. Hinter und neben demselben befindet sich alles Gerät, das zur Reinigung des menschlichen Körpers gehört. — Wir werfen noch einen Blick auf das schief sich herunterziehende Dach, das die Decke des Badezimmers bildet,

und treten wieder in mein Wohnzimmer ein. Es ist zugleich auch mein Schlafzimmer gewesen. Denn neben der Tür, durch die wir eben aus und ein gegangen sind, stand ein großes hartlageriges



Straße in Tranquebar.

Himmelbett, doch ohne Vorhänge. Nämlich teils fürchtete ich die Schwüle der Vorhänge mehr als die Moskitostiche, und teils fanden auch allmählich diese Tierchen keinen rechten Geschmack mehr an

meinem indisch werdenden Blute. Dem Bette gegenüber an der andern Wand stand eine Art eisernen Ruhebetts mit Lehnkissen an einem Ende und mit einer kühlenden Matte bedeckt. Über demselben hing das Bild des Gekreuzigten, ein gutes Memento, das Ruhebett nicht zum Faulbett zu machen. Nun kommen zwei Öffnungen in der Wand; das ist wohl die beste Bezeichnung für Mitteldinger zwischen Tür und Fenster: die eine führte auf die hintere Veranda, die andere in B.'s Studierzimmer. Wir kommen nun wieder zu der Wand zurück, durch die wir eingetreten sind. Sie hatte außer der zum Eintreten nötigen Tür noch einen Schmuck auf der einen und einen Bücherschrank auf der andern Seite aufzuweisen. Wenn ich nun noch einen Kleiderrechen, meinen Reisekoffer und einige Stühle erwähnt habe, so müssen wir, um noch etwas Bemerkenswertes zu finden, wie im Badezimmer unsern Blick aufwärts kehren. Da sehen wir in den Giebel des Daches und in alle seine Querbalken und Sparren hinein. Nun, das ist doch nicht verwunderlich? In den Episkopalkirchen ist es ja auch so. Und so hat man doch Luft. Jedes Zimmer hat aber sein eigenes Dach, so daß das allgemeine Hausdach eine bunte Dächleinsumme ist.

Wir kommen nun zu dem Lebendigen in dem so beschriebenen Zimmer. Das war nicht ich zuerst. Ältere Bewohner waren da: große brummende und brummige Käfer; freundliche Eidechsen, sehr liebe Tierlein, die zahm und zutraulich mit mir verkehrten, an den Wänden, am Dach und auf den Möbeln herumliefen, mitleidig und voll Gefühl die lästigen Moskitos und Käfer wegschnappten und morgens sogar schön sangen. Auch eine Riesenspinnenfamilie wohnte hier. War es Zutraulichkeit oder Bosheit — ich weiß es nicht — genug, ich wurde einmal aus dem Nachmittagsschlummer aufgeweckt durch ein Netz, das sich über mein Gesicht gespannt hatte und beweglich drauf herumkrabbelte. Ich wischte, es half nicht; ich schlug, es half nicht; endlich packte ich zu und schleuderte von mir — eine fürchterliche Spinne mit ungeheuren Beinen, wahrscheinlich die Familienmutter, die sich mit mir auf diese höchst unangenehme Weise bekannt gemacht hatte. Sie mußte es büßen. Sie selbst war freilich entkommen. Aber einige Tage später sah ich ein kleineres Exemplar ihres Geschlechtes — Kind oder Enkel — die Wand hinauflaufen, wie es schien. Rachedurstig stürzte ich zu. Aber bald hatte ich nur

noch Mitleid für das arme Tier. Denn, näher gekommen, sah ich, daß es nicht die Wand hinanflief, sondern gelaufen wurde: an jedes ihrer Beine hatten sich ein Dutzend Ameisen gespannt und liefen mit einmütigem Eifer mit ihrer Beute ihrem Lager im Dache zu.

So viel über die ständigen Mitbewohner meines Zimmers. Aber auch Besuche empfing ich: Krähen, graue Eichhörnchen, allerlei kleine Vögel, Papageien und zu mitternächtiger Stunde wohl auch einmal ein paar große Ratten, schreiend und pfeifend, mit wilden Sprüngen auf der Decke meines Himmelbettes tanzend. Einmal wachte ich um diese Stunde auf und meine Nase wurde mit einem Geruche erfüllt, als wenn ein deutsch-amerikanischer Dandy im Zimmer wäre: es stank ganz grausam nach Moschus. Ich konnte mir gar nicht denken, was das sei. Auf einmal hörte ich es unter dem Bette krabbeln, dann im Bette, der Gestank wurde unerträglich, ich sprang heraus, ein Licht anzuzünden — da sprang es aus dem Fenster auf die Veranda. Und ich sah ihm nach: es, nämlich das Stinkende, sah aus wie zwei große Mäuse. Beruhigt legte ich mich wieder nieder, da kamen sie auch wieder, die duftenden Mäuse. Es waren Moschusmäuse, wie ich am andern Tag erfuhr. Jede Nacht kamen sie und stanken. Ich war ganz erbost und legte mich endlich mit einem Stocke bewaffnet in den Hinterhalt. Später habe ich Dutzende erlegt. Damals wollte es mir nicht gelingen. Hatte ich mich müde gejagt, ja, hatte ich sie bis zur Brüstung der Veranda verfolgt, das hellgraue Fell einen Schritt vor mir gesehen, zu- und fehlgeschlagen, mich dann wieder erschöpft zu Bette gelegt, so waren sie gleich wieder da und fingen ganz offenbar mit vollem Bewußtsein und mir zu Hohn ein Triumphgeschrei und -Gestinke an. Ich rief die Dienerschaft zu Hilfe und setzte Preise auf jeden Kopf der Stänker. Richtig! Eines Abends hatte Kirubei, die kugelrunde alte Köchin, eine Maus in einer Schnappfalle gefangen. Ich wurde gerufen. Mit grausamer Freude befahl ich, sie zu ersäufen. Ein Wassereimer oder vielmehr ein Eimer mit Wasser wurde gebracht. Kirubei hob die Falle auf und steckte sie ins Wasser. Kaum spürte die Maus das Nasse, so tat sie einen Ruck der Verzweiflung. Es glückte. Sie entriß sich der Falle, sprang und fiel Kirubei zwischen die Füße. Kirubei sprang entsetzt und schreiend hoch in die Höhe und drehte sich trampelnd ein paarmal um, was sehr komisch aussah, und — die Maus

war fort und höhnte mich die nächste Nacht im Verein mit dem Gatten wieder aus. Wir kriegten sie aber doch noch. — Ein Skorpion wollte sich einmal in meinem Papierkorb ansiedeln, wurde aber von meinem Diener entdeckt und — aufgehängt.

Morgens um sechs Uhr stand ich gewöhnlich auf. Der Schlaf liegt in Indien sehr bleiern auf einem. Aber kurz entschlossen fuhr ich heraus und in die Schuhe, nachdem ich jedem derselben einen Klopfer versetzt hatte, um etwaige unberufene Gäste daraus zu entfernen. Dann gleich ins Badezimmer und das nachtkühle Wasser

Das lutherische Missionshaus in Tranquebar.

in vollen Strömen über den Kopf. Wie erfrischend! Dasselbe auch innerlich durch ein paar Glas Wasser, welches weit hergeholt werden mußte, da in der Nähe alles salzig ist. Mittlerweile hörte ich gewöhnlich aus dem Wohnzimmer einen auf dem Harmonium gespielten Choral herüberklingen; es war B., der mich mahnte, schnell zu sein. Eilig machte ich die einfache Toilette und hielt mit B. zusammen die Morgenandacht. Während wir nach derselben noch einen tamulischen Psalm — ich mit vieler Mühe — zusammen lasen, ward der Frühstückstisch gedeckt. Mein Diener, ein brauner Bursche von 17 Jahren in weißen Gewändern und einen ebensolchen Turban auf dem Kopfe, tritt ein, legt die rechte Hand auf die Stirne und

sagt: „Salam!“ und besorgt dann das Decken. Dann kommt der Koch. Das ist ein trefflicher Mensch, B.'s Faktotum, der ihn — und sich — sehr gut versorgt. Sein Name ist Xaverimuttu, seine Religion die römische. Er würde graue Haare haben; aber er hat ja den Kopf geschoren, bis auf das Wirbelzöpflein. Nachlässig genug hat er gemeiniglich keinen Turban auf. Um die Lenden hat er in üppiger Fülle ein weißes Tuch, sein übriger wohlgenährter Körper ist nackt und senkt sich wellig zu einem stattlichen Bäuchlein herab. Nach einem „Salam!“ voll ruhigen Selbstbewußtseins überblickt er mit dem Auge eines Souveräns den Tisch. Fehlt etwas, so kriegt Njanamuttu — so heißt mein Diener — einen Verweis, wohl sogar eine Ohrfeige. Ist alles zur Zufriedenheit, so erteilt er demselben weitere Befehle: Wasser auf die Kaffeekanne zu gießen, die Appams zu bringen, Eier und Brot aufzusetzen, und sagt endlich: “Sir, breakfast ready!” Wir setzen uns. Mein Diener „zeigt“ alles, wie man auf tamulisch das Anbieten nennt. Dann schaut der Koch uns zu, hie und da Njanamuttu dirigierend, selbst ratend, helfend, unterstützend.

Das Frühstück ist vorbei und die Uhr sieben. Während mein Zimmer von Kirubei gekehrt und von Njanamuttu gewischt wird, lerne ich im Wohnzimmer Vokabeln. Etwas vor acht gehe ich in mein Zimmer und erwarte den Munschi, den Sprachlehrer, einen Christen aus der höheren Kaste. Ein hochgewachsener Mann in blendend weißen Gewändern, mit goldberändertem Turban erscheint in der Tür. Solange er weit entfernt ist, imponiert er. Wenn er aber, im Vorbeigehen in den Spiegel guckend und den Schnurrbart drehend, näher kommt, so macht er durch sein sehr unbedeutendes Gesicht einen ganz gegenteiligen Eindruck. Nach einem überdevoten „Salam!“ mit beiden Händen vor dem Gesicht läßt er sich an meiner Seite auf dem für ihn bereiten Stuhle nieder. Und die Lektion beginnt. Zuerst — so war es im ersten Anfang — lese und übersetze ich mit seiner Hilfe und Verbesserung ein Kapitel aus dem tamulischen Neuen Testamente, und dann liest er dasselbe vor, um mein Ohr an den fremden Klang der Sprache zu gewöhnen. Gesprochen wurde im Anfang Englisch, aber wir hatten schon eine halbe Stunde täglich tamulische Konversation: ich fragte ihn, so gut ich konnte, irgendwas, und da ich seine Antwort ziemlich voraus wußte, so ward mir das Verstehen leicht. Ein greulich Radebrechen! Übri-

gens bestand die ganze Lehrfunktion des guten Mannes darin, daß ich ihn bei meinen Arbeiten so viel wie möglich zu benutzen suchte. Seine ganze Sprachwissenschaft ging darin auf, daß er Tamulisch sprechen, lesen und schreiben konnte. Von Grammatik hatte er keine Ahnung. Die lernte ich selber. Später schaffte ich ihn ab und nahm einen intelligenteren Mann, nach diesem einen, der nur Tamulisch verstand, aber gut, so daß ich genötigt war, wohl oder übel Tamulisch zu reden. Diese Munschis hatte ich damals täglich vier bis sechs Stunden, vormittags und nachmittags. Jener erste — um den Faden der Beschreibung eines meiner allerersten Tage in Tranquebar wieder anzuknüpfen — ging gegen elf Uhr stets mit der Versicherung, daß ich in einigen Tagen fließend sprechen werde. Ich bereite mich nun auf sein Wiederkommen am Nachmittage vor, trinke ein Glas Limonade, suche ein Stücklein aus einem genuin tamulischen Buche zu entziffern, gehe einen Abschnitt in Grauls tamulischer Grammatik durch und setze das, ausgenommen das Limonadetrinken, bis ein Uhr fort.

Nun wird zu Mittag gegessen wie schon früher beschrieben: Suppe, Braten mit Kartoffeln, welche teuer sind und weit herkommen, Carri — das ist eben der Reis mit der scharfen Sauce — und Pudding. Eine große Tasse Kaffee machte den Schluß. Ein stattlich Essen, aber das müssen Europäer in Indien haben, wenn sie ordentlich arbeiten wollen. Da soll man nicht sparen. Ich ärgere mich heute noch, daß ich später in meiner Junggesellenwirtschaft zu sparsam war. Wir hatten beide einen grandiosen Appetit. Bei diesen Mittagsmahlen machte der dicke Koch, dieser Gegenstand meiner Bewunderung und Ehrfurcht, sich immer prächtig. Natürlich tranchierte er; väterlich teilte er jedem das Seine zu, legte während des Essens wohl auch noch einen delikaten Bissen auf den Teller, nahm die etwa molestierenden Knochen weg ꝛc.

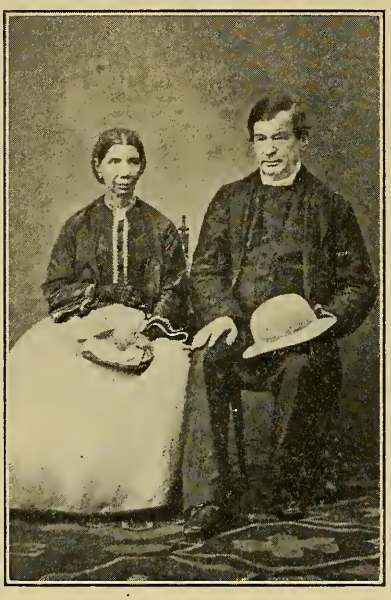
Um uns nun nach solcher Arbeit abzukühlen, sperrte ich meist Türen und Fenster auf, spazierte durch die beiden Stuben hin und her oder sang ein Lied zum Harmonium, oder las die Madraszeitung oder die Kölnische in der Wochenausgabe, oder lernte Vokabeln, oder las sonst was, oder — schlief. Es war dies immer eine Stunde gemütlich warmer Ausgespanntheit. Ich habe, was die Hitze anlangt, in Indien nie mehr als 33 Grad Reaumur gefunden, was gegen die 42 Grad im Roten Meer noch immer „gemütlich" zu nennen ist —

natürlich rede ich von der Temperatur im Schatten. Von drei Uhr an wurde wieder mit dem Munschi gearbeitet bis fünf oder sechs. Dann geht's ins Bad wie morgens, man zieht sich etwas besser an, sucht Fritz oder einen andern Bruder auf — in Tranquebar gibt's immer eine ganze Anzahl Brüder, weil hier das Zentrum der Mission ist — und man geht zusammen an die kühle See, um sich leiblich und geistig ein wenig zu erholen. An der Küste ist ein Platz fein hergerichtet. Vor einem jener Wellenbrecher, auf welchem man auch in die Brandung hinaus promenieren kann, ist ein mit einer Mauer als Brüstung versehenes Stück Damm aufgeworfen, geebnet, mit

Die dänisch-lutherische Kirche in Tranquebar.

Kies bestreut, mit Ruhebänken noch einladender gemacht. Da versammelt sich allabendlich die europäische Welt Tranquebars und schnappt nach Luft. Ist Seebrise, so wird man von einem feuchten Niederschlag bedeckt, was sehr schön ist. Um sieben Uhr geht man wieder nach Hause, trinkt viel Tee unter viel Schwitzen (wie denn das Schwitzen da zum Leben gehört) und ißt die Reste des Mittagessens auf. Nach dem Essen trieb ich allerlei: Theologie, Bibellesen, oder ich war so mit meinem Gott allein, oder ich ging nach Poreiar mit A. oder Fritz zusammen, oder, was ich am liebsten tat, ich saß bei dem alten lieben Senior Schw. und seiner guten Frau, meiner wahrhaft mütterlichen Freundin vom ersten Tage an.

Manchmal war man auch in einer kleinen Abendgesellschaft. Da ging es aber höchst kurios zu. Abgesehen von uns Missionaren bestand die ganze Gesellschaft aus mehr oder weniger alten Damen, von 90 Jahren bis herab zu dem zarten Alter von 30, Jungfrauen, Frauen und Witwen. Nachdem man das supper eingenommen hatte, setzte man sich zusammen und plauderte — mit Hindernissen. Denn einige konnten nur Englisch, eine oder zwei konnten kein Englisch, aber Französisch und Tamulisch, etlicher Lieblingssprache war Dänisch, und wir redeten am liebsten Deutsch. Da gab es denn nun ein entsetzliches Kauderwelsch. Man warf deutsche, englische, tamulische, französische, dänische Brocken in einem Atemzuge durcheinander, je nach der sprachlichen Beschaffenheit dessen, mit dem man gerade konversierte, oder der auch wissen wollte, was man eben gesagt hatte. Mit Mama Schw. sprach ich erst zum Spaß und endlich in allem Ernst meist Tamulisch. Zugleich eine gute Übung für mich. — In diesen Gesellschaften wurde auch gesungen und musiziert, oft etwas ohren- und sogar herzzerreißend. Doch das mag nun sein, wie es wolle, es waren doch recht gute alte Ladies, die Tranquebarer, und ich habe manches gemütliche Stündchen mit ihnen verbracht.



Senior Schwarz und Frau.

Zu meiner Häuslichkeit und namentlich zur Charakteristik des trefflichen Kochs Xaverimuttu gehört auch noch folgende kleine Geschichte. Eines Abends zählte ich mein Geld, wozu ich nicht lange Zeit nötig hatte, und siehe da, mir fehlte eine Rupie. Ich rief den Koch. „Xaverimuttu, mir fehlt eine Rupie." "Very well, sir." Das war unsere ganze Unterhaltung dieserhalb. Von mir marschierte er

zu B. und befahl dem peremptorisch, nachzusehen, ob ihm auch Geld fehle. Das war für B. eine böse Sache, denn der wußte nie, was er besaß. Auch war seine Geldschieblade entweder stets offen, oder wenn er sie abschloß, so hängte er den Schlüssel an einen Platz, den jeder kannte. Indes Xaverimuttu nahm an, daß Geld auch da fehle. Und das erboste ihn ungemein. Denn einmal war seine Ehre gekränkt: er war Faktotum, es konnte nichts gestohlen werden, ohne daß er in Verdacht kam, wenn auch nicht bei B., so doch bei den andern Tranquebarern. Und dann wollte er auch niemanden in seinem Dominium sich Rechte anmaßen lassen, die ihm allein gebührten. Also war er erbost und tat Schritte. Welcher Natur diese waren, werden wir bald sehen. Am andern Morgen — will zuerst den Erfolg solcher Schritte erzählen — ging plötzlich meine Tür auf. Herein stürzte, Hals über Kopf, Njanamuttu. Sein Vater, ein alter und — ohne ihm zu nahe zu treten, kann ich sagen: — spitzbübischer Totengräber der Gemeinde da, schritt hinterher, ihn immer mit Ohrfeigen regalierend und ihn endlich vor mir auf die Kniee werfend. Ich kannte dergleichen Scenen noch nicht und hob den armen Njanamuttu schnell liebreich auf, wobei ich zu bemerken glaubte, daß ein leises Zucken wie ein Lächeln über sein Gesicht glitt; mein Munschi, der gerade da war, lachte offen heraus; Xaverimuttu, der würdevoll an der Tür stand, um den Effekt der von ihm eingeleiteten Scene zu betrachten, murrte. Übrigens half mir mein Aufheben nicht viel. Nach einigen Augenblicken des Besinnens — die Leute waren durch mein ungewohntes Benehmen aus dem Konzept gekommen — keilte der Alte wieder drauf los, Njanamuttu heulte und warf die gestohlene Rupie auf den Tisch, der Munschi blickte gleichgültig und der Koch befriedigt. Dann folgte ein großes Geständnis und Abbitte des Delinquenten. Von mir ging's zu B., und da wurde dasselbe Stück aufgeführt. Zu allerletzt prügelte der Koch den Jungen noch ordentlich durch, und die Sache war abgemacht. — Der Koch erzählte mir nachher, er habe den Dieb auf sehr einfache Weise ermittelt. Er habe so geschlossen: „Kirubei stiehlt nicht" (das tat sie auch nicht, das war eine wirklich fromme Christin, soweit ich sehen konnte), „ich habe es nicht getan, also muß es Njanamuttu gewesen sein." Und dann habe er ihm so lange die Gurgel zugehalten, bis er bekannt habe. Probatum est.

# Siebentes Kapitel.

## Ein alter Brief aus Tranquebar.

Tranquebar, 6. November 1871.

Mein lieber S.!

. . . Heute will ich Dir und den weitern Lesern oder Hörern dieser Zeilen ein wenig von Land und Leuten erzählen. Ihr verlangt's ja, und ich gehorche, wiewohl mit einigen Seufzern. Fangen wir bei den Kindern an.

Die Kinder laufen haufenweise splitternagelnackt auf den Straßen umher. Um die Lenden haben die aus höheren Kasten eine dünne Silberschnur geschlungen, wohl zum Zeichen, daß da eigentlich eine Bedeckung sein sollte. Bei einigen hängt an dieser Silberschnur vorne ein silbernes oder goldenes Herz oder Blatt, welches denn auch wirklich eine Art Bekleidung bildet. Bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. in der Kirche, sind aber die Kinder nicht nackt, sondern haben ein kleines rotes Jäckchen an, das aber, kaum angefangen, schon wieder aufhört. Das sieht so fürchterlich komisch aus, daß ich noch immer bei diesem doch gewohnten Anblick lachen muß. So ist's bis zum sechsten Jahre. Von da ab erhalten sie ein handgroßes Stück Zeug als Bedeckung, aber nun nicht so unpassend placiert, wie vorher die Jacke. Neulich in einem Dorfe jedoch brachte mir ein Vater sein Söhnlein in die Sakristei. Es war nackt. Als es zum Gottesdienst läutete, nahm er seinen Turban ab, wickelte ihn auf und band ihn seinem Söhnlein — um die Taille, auf eine nach meinen Begriffen vollkommen unzweckmäßige Weise. Er aber, wähnend, allen Gesetzen des Anstandes übermäßig entsprochen zu haben, führte seinen Sprößling triumphierend in die Kirche.

Wie werden die Kinder getragen? Die Mütter schieben eine — die linke — Hüfte vor und lassen die Kinder darauf reiten, das Gesicht zur Mutter gekehrt, ein Bein hinten, das andere vorne herunterhängend. Die Mutter schlingt einen Arm um die Taille des Kindes und hält es so. Dadurch, glaube ich, haben alle Tamulen eine gerade, adrette Haltung. — — — — — — — — — — —

Den 8. November.

Mein lieber S. — Eijeijoh! so rufen die Tamulen, wenn sie was Arges bedauernd erwähnen —, was ist hier passiert, seit ich die

letzten Zeilen schrieb, und wie sind meine guten Vorsätze, Dir Land- und Leute-Beschreibungen zu senden, zu eitel Wasser geworden! Heute wenigstens muß ich Dir etwas ganz anderes berichten, etwas, was Du Dir gär nicht vorstellen kannst, und erleben wirst Du es mit Gottes Hilfe nie.

Montagabend ging ich früh zu Bett und hoffte gut zu schlafen nach der durchwachten vorigen Nacht. Es regnete und wehte etwas. Ich schlief ein. Um zwei Uhr erwachte ich von so heftigem Wehen, wie ich es noch nie gehört und gesehen. Dabei regnete es tropf!

**Haus des Richters in Tranquebar.**

tropf! durchs Dach ins Zimmer. B. lag nebenan auf dem Sofa und schlief. Ich drehte mich auch wieder um und dachte: Laß wehen! Aber das Einschlafen wollte nicht. Es wehte ärger und ärger. Dann kam eine plötzliche Stille. Auf einmal einige heftige Windstöße. Im Wohnzimmer flogen Fenster und Türen auf, wie auf Kommando. Was auf den Tischen 2c. stand und nicht fest war, wie Lampen und dergleichen, fiel klirrend oder klappernd zu Boden. Der Wind peitschte den Regen durchs Zimmer. B. war auch aufgewacht und lag ratlos da. Ich holte ihn in mein sehr geschütztes Stüblein. Er wollte sich auf mein Ruhebett legen, aber da regnete es. So kam er mit in mein Bett, und wieder versuchten wir einzuschlafen. Aber

ärger und ärger wurde es. Der Sturm raste und heulte und es goß stromweise vom Himmel. Das massive Haus wackelte. Der Koch Xaverimuttu schlief nicht im Hause, sondern in seiner eigenen Wohnung, war also nicht da. Die treue Kirubei kam mit meinem Njanamuttu, und die beiden verschlossen alle Fensterläden und Türen. Hoben die Scherben auf, nahmen Bilder und Uhr von der Wand und setzten das alles in mein Zimmer. Kaum hatten sie dies getan, so kam ein Windstoß und stieß wider die Eingangstür von B.'s Wohnzimmer. Die Tür war stark und der Wind konnte sie nicht zerbrechen; so riß er die eisernen Türangeln samt den Steinen, in welchen sie durch gegossenes Blei befestigt waren, aus der Wand und warf ihre beiden Flügel ins Zimmer. Das Wohnzimmer war somit preisgegeben. Dann gingen die beiden auf die brausende Veranda hinaus, um B.'s Bücher zu retten, mußten es aber bald aufgeben. So hantierten sie etwa eine Stunde herum und gingen dann weg. Wir steckten Licht an und legten uns wieder hin. Mir war es noch immer unklar, was eigentlich los sei. Da sagte B. leise: „Es ist ein Cyklon" — und kaum hatte er das gesagt, so sprangen wir auch beide entsetzt zum Bett heraus. Denn es kam ein lang anhaltender Sturmstoß, und noch einer und noch einer. Die ganze Erde bebte. Es war, als ob ein Riese mit Keulen an das Haus schlüge, als ob eine ungeheure Last heftig auf das Dach geworfen würde. B. sagte ganz ruhig: „Es kann in der nächsten Minute mit uns aus sein." Damit legte er sich wieder aufs Bett und faltete heiter lächelnd seine Hände. Ich befahl meine Seele Gott und ging im Zimmer auf und ab. Die Laterne wurde umgestoßen und das Licht erlosch. Ich setzte mich auf den Tischrand und wartete der Dinge, die da kommen sollten. In solchen Momenten ist Untätigkeit peinlich. Bald sollte ich Beschäftigung erhalten. Der Sturm drückte die Tür und das Fenster, welche nach B.'s Studierzimmer führten, auf. Wassermassen wurden hereingeschleudert und der Sturm peitschte uns. Ich sah ein, daß besagte Tür und Fenster verbarrikadiert werden mußten. Ich drückte mich durch die eben geöffnete Haupttür ins Wohnzimmer und schloß sie eilig hinter mir zu. Ei, wie sah es im Wohnzimmer aus! Wie soll ich's nur beschreiben? Das Wasser tobte in der Luft herum. Der Großvaterstuhl tanzte. Die kleineren Lehnstühle wurden gegen die Wände geschleudert und wieder zurück.

Ich fand es ratsam, mich auf den Bauch zu legen und in das Studierzimmer zu kriechen. Aber da war es noch toller. Das Dümmste war, daß ich nicht sehen konnte. Ratlos hockte ich eine Zeitlang in einer Ecke. Ich merkte wohl, daß alle Fensterläden fort waren, denn das Wasser brauste im Zimmer herum. Indes nach einer Weile ging ich frisch ans Werk, und es gelang. Schob allerlei Schränke und Kisten und Kasten vor meine Zimmereingänge. Auf meinem Zimmer beruhte unsere ganze — menschliche — Hoffnung, denn der Sturm kam von der andern Seite und mußte erst Veranda und Studierzimmer passieren, ehe er an das kam. Nun kroch ich zurück. B. lag noch immer still auf dem Bett. Der Sturm raste fort, ja er wurde heftiger. Da wollte meine Tür, die ins Wohnzimmer führte, aufgehen. Nun mußte B. heraus, und wir beide stemmten uns 1 bis 1½ Stunden lang dawider. Zu unserer Unterstützung band ich sie noch mit Stricken fest. Jeden Augenblick konnte unser schweres Dach herunterkommen und uns erschlagen. Doch ich muß sagen, wir waren ganz heiter. Das Gepolter war greulich, wir mußten uns anschreien, um uns zu verstehen. Alle Augenblick passierte im Wohnzimmer ein neues Malheur, denn wir hörten es klirren und bumsen.

Endlich wurde es hell. B. stand zitternd im bloßen Hemde da, denn er hatte die indische Nachttoilette nie acceptiert. Er murmelte seufzend etwas in den Bart, und ich kriegte endlich die Worte heraus: „Meine Manuskripte!“ Ich kroch auf seine Veranda. Nein, sah es da aus! Alles, alles war fort. Alle Matten, alle Tische, das Bett, das Kleidergestell mit B.'s sämtlichen Kleidern, eine große blecherne Harmoniumkiste, die Bücher — alles war fort. Nur in der östlichen Ecke unter der Brüstung lag ein Haufen zerriebener und zerfetzter Bücher und Papiere nebst B.'s Talar. Dahin kroch ich und wühlte drin herum. Fand auch manche Manuskripte, freilich lange nicht alles. Für eine weitere Umschau war das Wetter noch nicht geeignet. Nach einer Stunde war es vorbei.

Nun steckte ich B. in einen meiner Anzüge, der ihm allerdings viel zu groß war; aber es war doch etwas. Und dann besahen wir uns den Schaden. Unser Nachbarhaus war abgedeckt und eine Mauer desselben eingestürzt. Meine Fensterläden waren kaputt und ein großes Loch in die glatte Mauer hineingehauen, wahrscheinlich durch das dawiderstürzende Dach. B.'s Bett lag auf der Straße. Diese

war ein See. Die schwere Harmoniumkiste sah man gar nicht. Bücher lagen auf den Dächern umher. Sämtliche Fensterläden waren mit den Angeln aus der Mauer herausgerissen, diese beschädigt. Viele kostbare Bücher im Studierzimmer waren wie von boshafter Hand zerrieben und zerfetzt. Am greulichsten sah das Wohnzimmer aus. Alles lag durchweicht und größtenteils kaputt durcheinander. Namentlich die Stühle waren ganz zusammengedrückt. Die Stubenböden troffen von einer lehmigen Nässe, denn die einströmenden Wasser waren von Straße und Dächern mit Lehm und Kalk vermischt gewesen. Das Dach durchlöchert. Wir gingen hinunter in den nie benutzten Parlor. Ebenso. Kein trockenes Sitzplätzchen. Das Gärtchen ruiniert. Granatbaum und Blumen weg und geknickt. Die Nebengebäude zum Teil abgedeckt. B. ist herrlich, wie ein liebes Kind Gottes, das er auch ist. Er geht in seiner Verwüstung herum und dankt Gott freudig, wenn er einen durchweichten Fetzen seiner kostbaren Bücher findet. Heute morgen beim Gebet kamen ihm aber doch die Tränen, daß er nicht weiter sprechen konnte; ich setzte das Gebet fort. Wir wohnen und schlafen in den unteren öden Räumen, welche sonst als Seminarschulstuben benutzt werden. Natürlich fällt aller Unterricht aus. Wie ein Sarg stand gestern abend mein eisernes Lager da, mit einem weißen Tuch bedeckt, mitten im Zimmer, ein Licht daneben. Ich schlief aber sehr gut. Jetzt sind Bauleute hier, und es ist eine ungemütliche Existenz. Aber Platz und Gelegenheit genug, den HErrn zu lieben und zu loben für alle gnädige Errettung. — Der Koch ist doch ein treuer Kerl. Obschon sein Haus eingestürzt ist —

**Missionar Blomstrand in Tranquebar, 1871.**

und er hat Familie —, kam er doch gleich morgens und war und ist hier vom Morgen bis zum Abend und kocht und backt und macht zurecht und tut alles. Kirubeis Sohn, der kleine Samuel, schlief die Nacht in der Zentralschule, wo ein Dach eingestürzt ist. Als er gestern morgen kam, weinte sie und strich oft mit der Hand über sein Gesicht — das vertritt hier die Stelle des europäischen Kusses — und lobte Gott.

Den 10. November.

Habe Dir, mein . . ., bis jetzt nur von unsern Sturm- und Drangsalen erzählt; will Dich nun ein wenig weiter herumführen. Vor allen Dingen ist es eine große Gnade Gottes, daß der Cyklon nicht von der Meeresseite herkam, denn sonst hätte er das Meer mitgenommen, und wir alle wären ertrunken. Bei solchen Gelegenheiten steigt das Meer wie eine hohe Wand über das Land und macht allem ein Ende, was Odem im Trockenen hat. Auch so ist die Verwüstung groß genug. Die meisten der hohen Palmen haben ihr stolzes Haupt senken müssen. Tamarinden sind entwurzelt. Die stärksten Bäume waren nicht vermögend, Widerstand zu leisten. Tranquebar sieht aus wie eine Ruine. Namentlich die Hütten der Armen sind zusammengebrochen, und diese mußten hervorkriechen oder hervorgezogen werden, geschunden und verwundet. Ganze Strecken sind überschwemmt, die Wege und Landstraßen zerrissen, Brücken, selbst neue mächtige Steinbrücken, weggeführt. Menschenleben sind nicht viele zu beklagen. Hier hörte ich nur von einer alten Frau und einem Kinde. Die wollten aus einem Hause in das andere gehen, wurden aber aufgehoben und in das Meer

**Mein alter Freund Fritz, Missionar Zucker, 1871.**

geworfen. In den Dörfern der Umgegend sollen etwa 40 Tote gefunden worden sein, mehr noch vermißt. Etwa 40 Stunden im Umkreis soll der Orkan gewütet haben.

Sobald ich konnte, watete ich an jenem Morgen zu Vater Schw. Der ist am besten weggekommen, was mich wirklich von Herzen freut. Nur einige Säulen sind von dem Balkon von seinem Oberzimmer heruntergestürzt. Sein Studierzimmer mit seiner herrlichen, auserlesenen Bibliothek, meist Werke unserer alten lutherischen Väter, war seiner Lage nach dem Sturme ganz ausgesetzt. Aber zum Schutz gegen die Sonne war ein Palmblätterdach vor den Fenstern desselben angebracht. Dieses beraubte der Sturm seiner Säulen, so daß es sich herabsenkte und gerade vor die Fenster legte, und da hielt es der Sturm fest, oder ein Engel des Allerhöchsten? Ja freilich so! Als der alte Papa am Morgen sein Zimmer betrat, ich glaube, zitternden Herzens, da sah er, daß auch nicht ein Tröpflein eingedrungen und alles in schönster Ordnung war. Ei, wie strahlte sein Gesicht und wie war sein Mund voll Lobens! Noch fröhlicher aber war er darüber, daß die alte gute Kirche noch steht. Das Dach ist schon sehr schadhaft, und mit Sorgen hatte er die ganze Nacht bei jedem Windstoß gemeint, nun müsse er den gewaltigen Krach des einstürzenden Daches hören; sobald es hell war, schaute er trotz des noch rasenden Sturmes hinaus: das Dach war noch da und blieb auch da. Zwei mächtige alte Palmen, deren Sturz das Dach zerschmettert haben würde, blieben stehen, während alle andern um sie herum zu Boden sanken.

Von Schw. ging ich zu Fritz, der in der Zentralschule wohnt, deren Direktor aber nicht er, sondern Missionar Sch. ist. Indes in ein paar Wochen siedelt dieser nach C. über, wo er auch während des Sturmes war und jetzt noch ist, und Fritz wird sein Nachfolger. Da sah es aber schauderhaft aus! Ein Teil des zweiten Stockes war mit Dach und Mauer heruntergeweht und lag Fritz gerade vor der Tür. Das Schulgebäude war auch zum Teil abgedeckt. Entwurzelte Bäume lagen im Gehöft herum. Frau Sch.'s Bücher lagen im Schmutz herumgestreut. Die arme Frau hatte die schreckliche Nacht allein, ohne ihren Mann, mit zwei kleinen Kindern und zwei Kindermädchen oben im Hause zubringen müssen. Sie erzählte mir, daß sie nachts aufgewacht sei und vor dem eindringenden Regen sich aus der

Kammer in die auch oben befindliche, aber besser gedeckte — nämlich mit einem flachen Dach — große Stube habe flüchten müssen. Da habe sie auch die Mädchen hineingenommen und dann alle Türen und Fenster verbarrikadiert. Bald darauf sei mit fürchterlichem Gekrach die Kammer nebenan eingestürzt. Sie habe die Geschichte von

**Tamulenkind, von der größeren Schwester getragen.**

dem Sturm auf dem Meere gelesen, und ihr kleines zweijähriges Töchterchen habe bei ihrem Beten die Händchen gefaltet und immer „Amen" gesagt, wie es sonst bei den Tischgebeten seine Gewohnheit gewesen. — Fritz hatte nicht aus seinem Zimmer heraus können, denn das liegt in einem Seitenflügel. Vor dem Geheul und Gebrüll des Sturmes hatte er nicht mal gehört, wie das Oberzimmer her-

untergefallen war. Gegen sechs Uhr konnte er die Kinder erst hinunterschaffen.

H.'s haben sich gar ins Badezimmer flüchten und einen Fuß tief im Wasser stehen müssen, die ganze Nacht! — In Poreiar ist das Kirchendach fort und im Missionshause ein Zimmer eingestürzt. Lächerlich sah der Bote aus, den S. am Morgen zu uns nach Tranquebar schickte, um sich nach unserm Befinden zu erkundigen. Es war ein Junge aus der Kostschule mit einem alten Hemde von S. bekleidet! Alle Sachen der Kinder sind gänzlich durchweicht gewesen.

Von allen Seiten laufen Nachrichten ein, welchen Schaden unsere Mission erlitten hat, namentlich aus Mayaveram. — — — —

Dein

Carl.

---

## Achtes Kapitel.

### Etwas über Land und Leute.

An dieses Kapitel gehe ich mit einigem Mißbehagen. Denn so ungern ich, als ein echtes Kind Adams, mich in meinen Schattenseiten sehen lasse — ja, wenn man etwas Vorteilhaftes von sich erzählen kann, so ist man gleich bei der Hand; und ein wenig „bescheidenes" Erröten dabei vergrößert die Wirkung nur —, so kann ich doch nicht umhin zu bekennen, daß ich in Geschichte, Geographie und Naturkunde außerordentlich schlecht beschlagen bin. Neulich feierte ich aber doch einen kleinen Triumph. Ich war nämlich in einer Gesellschaft, die, abgesehen von mir selbst, aus lauter Größen bestand. Eine dieser Größen behauptete, und mit ziemlicher Energie, Madras liege südlich vom Äquator. Nach einigem Besinnen widersprach ich dem und bemerkte, ich sei selbst dagewesen und damals habe es nördlich vom Äquator gelegen. Ein Atlas mußte geholt werden und — ich hatte recht! So was passiert mir aber nicht oft. In der Geographie werde ich leicht irre — wahrscheinlich kommt das daher, daß die Erde rund ist — und in der Geschichte lasse ich zuweilen Leute einige Jahrhunderte früher oder später, als es in Wirklichkeit der Fall war, gelebt haben. Ja, ich erinnere mich, daß ich im Herbst 1861 von der Sekunda des Gymnasiums zu Creuznach in Geschichte und Geographie die edle Zensur „völlig ungenügend" mit nach Hause brachte.

Und als ich beschämt vor meinem seligen Vater dastand, tröstete er mich: „Mein Junge, es geht mir ähnlich. Und hätte ich dich bisher besser unterrichtet“ (bis Sekunda hatte ich nämlich, und in diesen Fächern von meinem Vater, Privatunterricht genossen), „so hättest

**Palmweinzieher will aufsteigen.**

du wohl auch eine andere Zensur. Aber nun geh ordentlich ins Geschirr!“

Aber ich komme ja ganz von der Sache! Was wollte ich denn sagen? O, wegen dieses Kapitels. Eigentlich bin ich nicht fähig dazu, etwas Gründliches über Land und Leute zu schreiben, aber ein wenig muß es, sehe ich ein, doch geschehen, denn sonst verstehst du,

lieber Leser, manches zu schlecht, was ich nunmehr erzählen will aus meinem Missionsleben.

Vorderindien ist das Dreieck, welches von Asien herabbaumelt in den Indischen Ozean hinein. Groß genug ist es, nämlich von Ost nach West 700 und von Nord nach Süd 850 Stunden lang. Man teilt es in zwei Hauptteile ein, in Hindustan (nördlich), welches uns nichts angeht, denn da war ich nicht, und in Dekhan (südlich) — da war ich. Dekhan hat 30,000 Quadratmeilen (geographische), 10,000 weniger als Hindustan. — Berge und Flüsse sind auch da. In Hindustan das Himalajagebirge und in Dekhan die westlichen und östlichen Ghattagebirge. In Hindustan die Flüsse Ganges und Indus, in Dekhan (zu welchem man den Ganges auch rechnen könnte, denn er bildet die Grenze) eine ganze Anzahl; ich will nur den Kaveri nennen, da das ein alter Freund von mir ist. — Menschenkinder wohnen in Indien über 239 Millionen in 35 Staaten mit 30 Sprachen.

Indien war — nun kommt etwas Geschichte — schon in den frühesten Zeiten bevölkert. Vor ungefähr 4000 Jahren, also zu den Zeiten Abrahams, geschah auch noch eine Einwanderung, nämlich die der Aryas oder Brahmanen. Die wurden Herren des Landes und sind heute noch da. — In alten Zeiten kamen zuerst die Phönizier nach Indien, um Handel zu treiben; König Salomo sandte Schiffe hin; Alexander der Große (327 v. Chr.) und Seleukos Nikanor von Syrien kamen hin. Man ging damals über Ägypten oder Persien. Ägypter und Römer drangen vor Christi Geburt in Indien ein. — Im 7. Jahrhundert stürmten die Araber das Land, und seitdem breitete sich der Mohammedanismus dort aus, der noch jetzt da ist und Jahrhunderte hindurch die Herrschaft hatte. Jetzt nicht mehr. — Seit 1498 war der Seeweg nach Indien um Afrika herum entdeckt, und Portugiesen, Holländer, Dänen, Franzosen und Engländer suchten festen Fuß zu fassen. Die Engländer aber überflügelten alle und sind nun Herren. Die andern Nationen haben nur noch kleine Besitzungen, ja die Dänen traten, wie schon bemerkt, auch das letzte, was sie noch hatten: Tranquebar (und Serampur), an England ab (1844). — Die Engländer hatten das Land erst nicht als Staat inne. Seit 1600 war es nur eine Gesellschaft von Kaufleuten, welche da festen Fuß faßte

und herrschte, die sogenannte „Ostindische Kompanie“. Seit 1857 gehört das Land der Krone von England.

Nun wollen wir aber ganz in Dekhan bleiben. Die Engländer haben da drei Präsidentschaften, das heißt, drei Sitze von governors, welche das Land regieren: 1. Kalkutta (das erstreckt sich aber auch über Hindustan, und da wohnt der Vizekönig von ganz Indien), 2. Bombay und 3. Madras.

Ziehen wir unsere Kreise noch enger und beschränken wir unsere Betrachtung auf die Präsidentschaft Madras. Innerhalb dieser, im Tamulenlande, liegen alle Stationen der Leipziger Mission, also auch der Schauplatz meiner Erlebnisse. Diese Präsidentschaft umfaßt Südindien mit so und so viel Millionen Einwohnern, ich weiß nicht mehr, wie viele es sind — überhaupt, es ist nichts mit meiner Geschichte und Geographie. Lassen wir die und sehen uns ein wenig in praktischer Naturgeschichte und dergleichen um, wie gesagt: mit Beschränkung auf die Präsidentschaft Madras.

Heiß ist es da ganz entsetzlich. Fast senkrecht steht die Sonne mittags über dem Hause und schießt, namentlich in der sogenannten heißen Jahreszeit, die Strahlen glühend herab, so daß die Steine so heiß werden, daß man sich daran geradezu verbrennt. Die Hochwürdige Erlanger Theologische Fakultät, welche mich, als ich nach Indien ausgesandt wurde, ordinierte, gab mir ein Ordinationsdiplom mit, von all den gelehrten Herren unterzeichnet und das Siegel der Fakultät in Siegellack darunter geprägt. Das hob ich immer schön im Schubkasten auf; dennoch schmolz das Siegellack zu einem unförmlichen Klecks zusammen. Nimmt man reine Wäsche aus der Schieblade, so ist sie ganz warm, ja heiß. Oft haucht es einen an, als ob man unmittelbar vor einem offenen Backofen säße. Mittags geht kein Europäer aus dem Hause, wenn er es irgend vermeiden kann, und auch morgens nur mit dem schon beschriebenen Sonnenhut und einem Schirm bewaffnet, der noch dazu mit einem weißen Überzug versehen ist. Hat man mehr als einige hundert Schritte zu gehen, so läßt man anspannen. Ist man ohne besondere Schutzmittel gegen diese unerträgliche Hitze, so fließt im günstigsten Falle der Schweiß immer am Körper herunter, und das bringt einen oft in unangenehme Lagen. So erinnere ich mich, daß ich mal bei dem alten Senior Schw. in Tranquebar zum Mittagessen eingeladen

war. Das Speisezimmer hatte schlechte Ventilation und ich einen weißen gestärkten Anzug an. Zur entsetzlichen Hitze kam noch die Anstrengung des Essens. O weh, wie sah bald mein Anzug aus! Alles naß. Alles schlumpte am Körper herum und klebte an den

**Palmweinzieher ist oben.**

Gliedern. Ja, und was hilft es, wenn man sich umzieht? Bald ist das Elend wieder da. Noch während des Umziehens geht's Schwitzen wieder an. Nein, da ist es doch in Nordamerika viel besser! Und wenn man schwitzt, so ist es noch g u t. Oft ist der ganze Körper trocken, und das ist dann gar nicht auszuhalten. An solchen Tagen ließ ich mir von meinen Gärtnern Wasserströme auf die Veranda

gießen. Manche hängen aus wohlriechenden Wurzeln geflochtene Matten vor die Fensteröffnungen und lassen die benetzen, und gehen dann die Punkas (große Zimmerfächer), so gibt es doch eine Art Kühlung. Solche Hitze ist glücklicherweise aber hauptsächlich nur — wo ich wohnte — in den Monaten April, Mai und Juni. Im Juli und August kommen hin und wieder Regenschauer. Der September ist wieder unsäglich unangenehm. Da ist die Luft dick, niedrig und drückend, ordentlich beängstigend. Da sammeln sich die Dünste, um im Oktober, November und Dezember in Gestalt von unendlichen Regen zur Erde zurückzukehren und die Durstige zu tränken, ihre Millionen offenen Mäulern gleichen Risse und Spalten zu füllen und doch nicht füllen zu können. Schön ist es freilich auch nicht, wenn es so Tag und Nacht durch Monate regnet und alles sich mit einem grauen Schimmel überzieht, sonderlich alles Lederwerk, an welchem förmlich Haare wachsen. — Im Januar und Februar ist Indien über die Maßen herrlich! Es ist verhältnismäßig kühl, doch immer noch warm genug, um alle Fenster entbehren zu können. Die Erde kleidet sich in köstliches Grün. Bäume, Pflanzen und Kräuter schießen empor, balsamische Lüfte wehen und der Mensch lebt auf und trinkt Entzücken. Der März aber leitet wieder zum April über — —.

Das war also das Klima. Begreiflich ist es, daß da fast jedes Jahr die Cholera wie ein Würgengel durchs Land zieht und gewöhnlich alle fünf Jahre das sogenannte Denguefieber, welches ich auch hatte, aber ich bin nicht dran gestorben nach Gottes Regierung.

Übrigens hier kann ich gleich einige kleine Beiträge zum Schriftverständnis einstreuen. — Ps. 121 wünscht: „Daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.“ Sonnenstiche kennen wir hier auch. Aber Mondstiche? Ja, auch Mondstiche gibt's. Der Mond scheint in Indien so hell, daß seine Sichel schon am dritten Tage nach Neumond scharfen Schatten wirft. Im Vollmond kann man bequem kleine Schrift lesen. Aber Europäer dürfen nicht wagen, unbedeckt in seinen Schein zu gehen, sonst kriegt man arges Kopfweh; und im Mondschein schlafen ist geradezu tödlich. Saßen wir abends auf der Veranda, so rückten wir immer dem Mond aus dem Wege. Einmal hatte ich Audienz bei einem Könige Indiens und saß unbedeckten Hauptes bei ihm auf dem flachen Dache seines Palastes. Der Mond schien auf meine rechte Schläfe — wie eitel

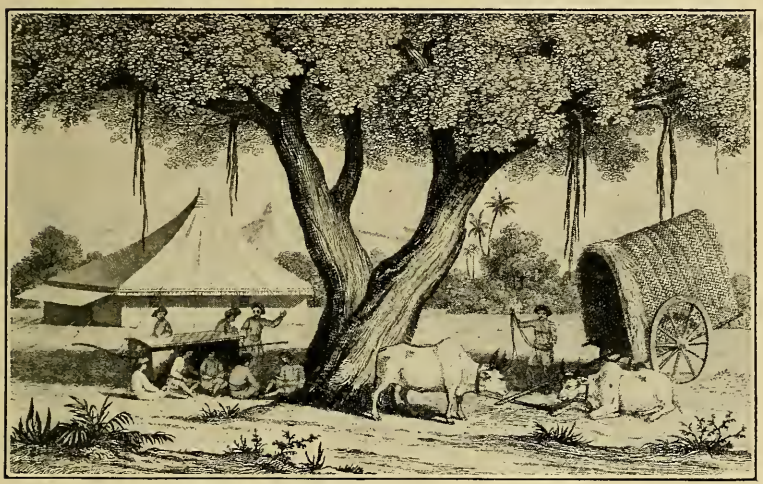
Feuer, und ich hatte lange danach mit Kopfweh zu tun. Sieh, lieber Leser, so muß der HErr unser „Schatten" sein bei Tag und Nacht auch im Kreise der Natur.

Aber noch eins: „Da redete Josua mit dem HErrn des Tages, da der HErr die Amoriter übergab vor den Kindern Israel, und sprach vor gegenwärtigem Israel: Sonne, stehe still zu Gibeon, und Mond, im Tal Ajalon! Da stund die Sonne und der Mond still, bis daß sich das Volk an seinen Feinden rächte." So steht's geschrieben Jos. 10, 12 f. Wie ist das: Sonne und Mond sollten stille stehen über den Orten, da sie gerade standen, als Josua in Gottes Namen ihnen gebot? Konnte man denn den Mond am hellen Tage sehen? Ja, man gehe nur hin nach Indien und sehe, wie groß und hell der Mond mitten am Tage hinter der strahlenden Sonne herläuft, so wird man leichtlich verstehen, wie Josua eine Hand gegen die Sonne und die andere gegen den Mond ausstrecken und ihnen vor den Augen des erstaunten Volkes befehlen konnte.

Indien liegt eben auch in Asien, wie Palästina, und oft habe ich mich gefreut, die Bibel in manchen Einzelheiten aus Kenntnis der asiatischen Zustände besser verstehen zu können.

Ich habe im Tieflande Südindiens nicht einen einzigen deutschen Baum gesehen, nicht einen einzigen. Die Hauptrolle spielt da die Palme, dieser königliche, himmelanstrebende und die Erde segnende Baum. „Deine Länge ist gleich einem Palmbaum", singt der Heilige Geist von der Kirche Christi und meint damit dasselbe, als wenn er an einem andern Orte sagt: „Unser Wandel ist im Himmel" (Hohel. 7, 7 und Phil. 3, 20), an welchen beiden Orten ausgedrückt wird, daß die Kirche, nämlich die Gemeinde der Gläubigen, himmelzu strebt und ihr Haupt — nun, es ist ein oft gemißbrauchtes Wort, aber doch wahr — an die Brust JEsu, des HErrn vom Himmel, legt und es um so mehr erhebt, je mehr allerlei Last es erdwärts ziehen will. Auf Bildern ist die Palme gewöhnlich nicht in ihrer vollen Schönheit gezeichnet. Hundert Fuß hoch ragt die Kokospalme oft gen Himmel „und wiegt ihr lockiges Haupt in den Lüften". Von hoch her läßt sie ihren Segen auf die Erde fallen, den Weisen zu Nutz und Frommen, das Haupt des unvorsichtigen und nichtsachtenden Toren zerschmetternd. Die Palme ist aus lauter Segen gewoben. Ihr Wipfel, weiß und zart, ist, wenn vom Sturme geknickt,

ein köstlicher Leckerbissen. Ihre Blätter decken die Hütten der Armen. Ihre Rinde liefert Schiffstaue von größter Zähigkeit. Ihre Frucht, reif und unreif, gibt Speise und kühlenden Trank. Ihr Saft Most und Wein. Ihre Blüte, entfaltet, ist über die Maßen herrlich, staunenswert, eine Augenweide. Ihr Holz dient zu Dachsparren. Nur die Wurzeln — die hat sie nicht tief in die Erde geschlagen: nun, lieber Leser, vergleiche sie der Kirche! und wer dichten kann, dichte! Noch höher steigt die Palmyra, säulengerade, ins Blaue empor,



**Baniane.**

rauhen Stammes, eisenharten Holzes. Und die Areka, lieblich und zierlich, schmückt Gärten und Felder (alles drei Palmenarten).

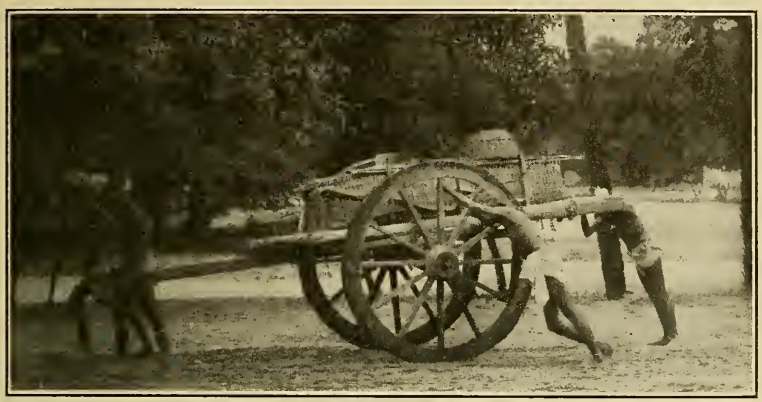
Hast du auch schon von der Baniane gehört? Aus kleinem Kern wächst in wahrhaft unglaublicher Schnelligkeit ein ungeheurer Baum mit derbem Stamm und dicken Ästen. Diese letzteren breiten sich wagerecht aus, so daß sie bald ihre eigene Last nicht tragen können. Was tun sie daher? Sie senken Wurzeln von oben zur Erde hinab, und sobald diese die Erde erreichen, saugen sie deren Kraft ein und wachsen — von oben und unten Kraft und Saft empfangend — schnell zu selbständigen und doch mit dem Urbaum zusammenhängenden Stämmen heran und machen es dann wieder ebenso wie der alte

Stamm. Auf diese Weise entsteht ein Wald aus einem einzigen Baum, und ohne daß dessen Same dabei mitwirkt. In der südlichsten Spitze Indiens sah ich einen solchen Riesenbaumwald, dessen Umfang — na, ich weiß wirklich nicht mehr, wie groß, war. Das Holz dieses Baumes ist übrigens nichts wert, nicht mal zum Verbrennen. Es düngt die Erde wieder, nachdem es sie ausgesogen hat.

Eines Tages kam mein Gärtner schlau lächelnd an und sagte: „Herr, wollen Sie mal Mungil" (eine Art Bambus) „wachsen sehen, so kommen Sie mit." Natürlich fand diese Begebenheit im ersten Jahr meines indischen Aufenthalts statt, und ich sah den Burschen halb erstaunt und halb belustigt und halb geärgert — da! da habe ich drei Hälften gemacht, das hat so leicht noch keiner fertig gebracht! — an. „Will der Bengel mich hänseln, oder glaubt er einen guten Witz zu machen, oder was ist los?" dachte ich. „Am Ende ist das so eine mir noch unbekannte Redefigur im Tamulischen, dies ‚wachsen sehen'", kalkulierte ich schließlich, stülpte meinen Sonnenhut auf und ging mit. In meinem Garten hatte ich verschiedene Bambusbüsche. Zu deren einem, der gerade frisch gehäufelt war, wie bei uns im kleinen die Kartoffelbüsche, führte mich mein lieber Kaliamuttu, so hieß der Gärtner. Er deutete auf einen frisch mit Erde beworfenen Fleck und sagte: „Hier schauen Sie hin, hier kommt gleich eine Pflanze heraus." Ich warf einen argwöhnischen Blick über sein Gesicht, auf welchem jedoch das stolze Lächeln eines guten Gewissens spielte, beugte mich nieder und lugte scharf hin, die Nase, meiner Kurzsichtigkeit wegen, ziemlich nahe am Erdboden. „Nehmen Sie Ihr Gesicht weg, sonst fährt's Ihnen ins Gesicht!" rief der Heide. „Du, paß auf, daß dir nicht etwas ins Gesicht fährt, wenn du mich foppst!" war meine freundliche Antwort, bei welcher ich mich aber doch aufgerichtet hatte. „Nun!" rief er — und — ein leises Klatschen ertönte (es war aber keine Ohrfeige etwa), und heraus aus der Erde fuhr ein junger Mungil oder Bambus, 2½ Fuß hoch, 1½ Zoll im Durchmesser, grün, weich, zart. Obstupui, steteruntque comae, vox faucibus haesit! sagt der Lateiner. Frei ins Deutsche übersetzt: ich war ganz starr vor Staunen, kratzte mich hinterm Ohr und wußte gar nicht, was ich sagen sollte. Ja, aber weiter! am nächsten Tage war mein Pflänzlein ungefähr 12 Fuß hoch, am übernächsten Tage 20 bis 24 und am dritten 60 Fuß hoch und mit unge-

zählten Ästen und Blättern frisiert. — So, wer das nun nicht glaubt, der reise nach Pudukottai in Südindien, frage nach meinem alten Kaliamuttu und lasse sich's auch von ihm zeigen. Da kann denn auch erklärt werden, wie das zusammenhängt; das bin ich nicht imstande zu tun. Das heißt, so'n bißchen will ich's doch probieren:

Will man sich Bambushecken anlegen — Bambus braucht man besonders zum Dachdecken in Indien —, so sät man Samen in die Erde. Aus diesem Samen entstehen winzige Pflänzlein. Diese pflanzt man je 4 und 4 oder 6 und 6 aus und läßt sie 12 bis 20 Jahre stehen und in die Höhe und Breite wachsen. In deren Wur-



**Sandkarren.**

zeln aber bilden sich Knollen und — nun kommt's! — in diesen Knollen erzeugen sich zu den 4 oder 6 alten Pflanzen alljährlich etliche neue so, daß die neuen Pflanzen unter der Erde zusammengeschachtelt liegen — nein, dies ist nicht verstanden! Ich meine so: eine Bambuspflanze besteht aus lauter sich verjüngenden Absätzen, wie man ja sehen kann. Diese sind in Knollen unter der Erde ineinandergeschachtelt, und wenn die Zeit kommt, schiebt sich die Geschichte mit einem tüchtigen Wuptus heraus. Und ist's erst mal am Schießen, so schießt es so lange, bis es ausgeschossen hat. Alle Äste liegen auf ähnliche Weise im Stamme verborgen. Die Blätter wachsen wohl so dran, das weiß ich nicht. Zu bemerken ist noch, daß die jungen Knollenpflanzen immer so dick und stark sind wie die alten Mutter-

pflanzen. Sind diese klein, so kommen kleine Schößlinge heraus, sind sie beindick, so kommen beindicke Schößlinge. Das war die Geschichte vom Bambus.

Es gibt noch mehr schöne Bäume in Indien, aber ich will mich nicht zu weit mit der Naturgeschichte einlassen. Zum Beispiel, da ist noch der Puhwarasamaram-Baum, der hat lauter schöne Blumen, gerade wie Tulpen, auf seinen Zweigen. Dann die gewaltige Tamarinde und der Mangobaum mit seinen edlen Früchten. Kaktus, welcher hier und in Deutschland in Töpfen gezogen wird, wächst da in allen Geschlechtern und Gestalten, oft sehr schön, oft als ansehnlicher Baum, aber als das wildeste Unkraut immer, und ist ein outlaw, von den Gesetzen verfolgt. Einmal war ich auf den Sehrwoibergen,*) Ausläufern der Ghattagebirge, da sah ich neben andern Wundern auch eine Art deutschen Birnbaumes und — meilenlange Rosenhecken um die Kaffeeplantagen herum; und zwar waren das nicht wilde Rosen, sondern die herrlichsten Gartenrosen aller Arten. Paradiesisch!

Überhaupt die Berge in Indien! Manch Land habe ich gesehen, aber selten etwas, was mich wenigstens so angezogen hat. Doch die Geschmäcker sind verschieden, und disputieren will ich nicht darüber. Weil ich aber gerade dabei bin, will ich ein wenig von den Bergen erzählen.

Wann war es denn? Es war ja wohl im Mai 1874, da zog eine ganze Gesellschaft bergwärts. Sie bestand aus meinem Schwager, meiner Schwester — das war meines Schwagers Frau —, meiner Frau, mir und einem Büblein von fünf Monaten, unserm Erstgeborenen. Wir waren alle recht herunter und wollten für einige Wochen aller Hitze und Arbeit, soweit es auf dieser alten Erde möglich, entfliehen und, wenn auch nicht über den Sternen, so doch über den Wolken schweben: die Gipfel unserer Berge gucken nämlich sehr oft über die Wolken hinaus. Wir hatten uns vorher ein Haus gerentet für 25 Dollars monatlich: Parlor gemeinschaftlich und für jede Familie zwei Stuben extra. Möbliert war das Haus, aber den Haushalt hatten wir selbst zu führen. Kisten und Kasten mit Bettzeug, Koch- und Eßgeschirr, warmen Kleidern ꝛc. schickten wir mit unsern

*) Sheveroy Hills, wie die Engländer sie nennen.

Wagen voraus an den Fuß der Berge, wir rutschten per Bahn hinterdrein und mit uns ein ziemlich unappetitlicher Koch, ein netter Aufwärter und eine Kinderfrau. — Abends am Fuße der Berge angekommen, schliefen wir in einem Ruhehause, und mit Tagesgrauen ging das Steigen los. 40 Gepäckträger schleppten unsere Sachen; und wir? Wir setzten uns jeder in einen Lehnstuhl. An diese Lehnstühle waren längs des Sitzes je zwei lange Bambusstangen gebunden und an den Vorderbeinen war ein Fußtritt angebracht, die Füße dagegenzustemmen. Dann traten je vier starkknochige und -wadige Burschen zu und hoben uns in unsern Stühlen vermittelst besagter Stangen auf ihre Achseln. (Vier Ablöser trabten hinter jedem Stuhl her.) Und nun get up! Mit dem Singegeschrei „Horkengogorken, Hörkengegörken!“ ging es teilweise im Trab bergan, höher und höher, fünftausend Fuß hoch. Gipfel um Gipfel wurde erreicht, und neue Berge türmten sich vor uns auf. Endlich waren wir ganz oben! — Auf dem Wege hatten wir meist nur wild romantische Bergabhänge gesehen, über und über mit Bambus bewachsen, aus welchen heraus vereinzelte gewaltige Bäume ragten; oder starrende kahle Felsen, über welchen etwa ein Bergbach in tosendem Fall herabstürzte, hatten sich unsern Blicken dargeboten. Wir hatten oft, um eine Ecke biegend oder eine Höhe erreichend, durch Klüfte durch, über Täler hinweg das meist flüchtige Schauspiel eines wahren Bergegewimmels gehabt — aber alles war wild und roh; seit Jahrtausenden, ja wohl seit Anfang der Welt hatte der arme gefallene Herr der Schöpfung sich diese Wildnis nicht untertan gemacht. Während des Hinaufsteigens wurde es auch immer kühler und kühler, so daß wir sogar deutsche Überzieher hervorholten, und *dies* war ganz oben natürlich noch mehr der Fall. Sonst war aber oben in den allerhöchsten Bergregionen alles wie mit einem Zauberschlag anders und verwandelt: da gab's wenig „Natur“ mehr, sondern vor allen Dingen Kaffeeplantagen über Kaffeeplantagen, wie schon bemerkt, mit Rosenhecken umgeben. Geebnete und gut gepflegte Wege führten bergauf und bergab und rundherum und kreuz und quer. Dörfer krönten die Spitzen der Berge, klebten an den Abhängen. Stattliche Villen und Häuser, von prächtigen Gärten umgeben, lächelten uns verführerisch an, und wir dachten: wie unser Palast wohl aussieht, den wir beziehen sollen! Alleen, dicht besetzt mit den herrlichsten Obstbäumen, schwankend und sich beugend unter

ihrer süßen Last, nahmen uns in ihren Schatten auf, und ducken mußten wir uns, daß uns nicht ein Zweig saftiger Birnen oder Apfelsinen unsanft koste. Hier Hunderte von Zitronenbäumen, aber mit kleineren Früchten, als wir sie hier gewohnt waren, da Dutzende von Pompelmusbäumen, die Früchte kopfdick, roten, süßsauern Inhalts. Oft wurde es ganz dunkel von überschwenglichem Gottessegen. Und über diesen Alleen breiteten seitwärts wachsende Riesenbäume ihre Äste aus. Kamen wir ins Freie, so sahen wir immer neue Wunder: christliche Kirchen und Kapellen, Götzenheiligtümer auf fernen und

**Wäscher.**

nahen Berggipfeln; Reiter und Reiterinnen sprengten auf edlen Rossen die Wege entlang, die Bergabhänge hinan.

Endlich kamen wir bei unserm Hause an. Das lag am Abhange eines der vielen Berghäupter, beinahe ganz oben. War recht schön. Lage und Aussicht über die Maßen schön. Wir schauten von unsern Fenstern auf und in unzählige Berghäupter und Täler mit Dörfern, Kirchen, Kapellen, Häusern, Gärten: etliche noch roh und wild; die meisten mit Kaffeeplantagen bedeckt. — Den ersten Tag brachten wir natürlich mit Einrichtung unserer Häuslichkeit zu und luden uns bei Freunden aus Tranquebar, die wir dort antrafen, zu den Mahlzeiten

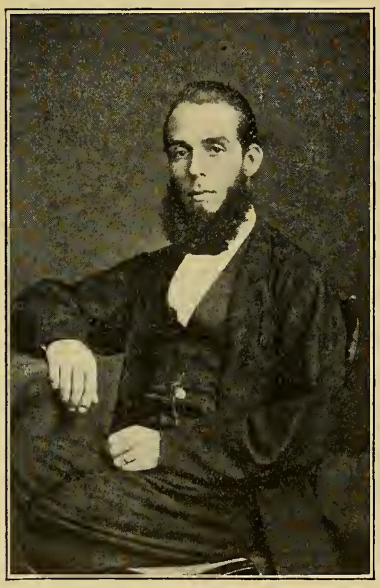
ein. Die Nacht aber schliefen wir schon bei uns selbst, und da luden sich andere bei uns zu Gast, nämlich Legionen von Flöhen.

Die Temperatur dort war etwa die Südeuropas. Und, lieber Leser, hör mal: meistenteils wohnten wir faktisch über den Wolken, oft mitten drin. Gewitter donnerten und blitzten *unter* uns; das gab uns ordentlich ein stolzes Gefühl. Häufig kamen die Wolken angezogen und füllten unser Haus. Eines Tages bestiegen wir den Gipfel des allerhöchsten Berges, welcher an einer Seite fast senkrecht und felsig bis in die Ebene abfällt. Da fühlten wir am allererhabensten. Denn da sahen, ich sage: *sahen* wir die Hitze tief unter uns liegen über der Ebene, wie einen weißen, glühenden Nebel. Merkwürdig! Dieselbe Sonne, welche zwar strahlend, aber nicht unangenehm, sondern lieblich strahlend und erwärmend über unsern Häuptern stand — diese selbe Sonne brannte dort unten mit tödlicher Glut.

Den größten Teil des Tages brachten wir mit Spazierengehen zu. Oft suchten wir, wiewohl wir ja Abwechselung genug haben konnten, unsern prächtigen Bergsee, welcher, 5000 Fuß über der Ebene, einen wilden Bach von sich aussendet. Und dieser Bach, nach manchen Drehungen und Windungen, langt plötzlich an einem steilen Felsabhange an und stürzt in schwindelndem Fall in die Tiefe nieder; und wehe dem Menschen, der unter diesen Wasserstrahl gerät: er wird zerschmettert. Gerade an der Stelle, von welcher aus der Bach in die Tiefe stürzt, einem wild romantischen Bergkessel, saßen wir oft stundenlang, und unser Auge konnte sich nicht satt sehen an den mächtigen Werken unsers großen, herrlichen Gottes. Da sangen wir auch Loblieder, und zehnfältig hallten diese von den umliegenden Bergen und Felsen wider. Manchmal stiegen wir in tiefe Schluchten nieder, deren dunkle, feuchte Gründe die allerüppigste Vegetation hatten. So einladend waren diese zum Niedersetzen und Ruhen! Aber eilenden Fußes mußten wir hindurch, denn giftige Dünste würden Schläfern den Tod gebracht haben. Auch waren wir da vor Bergschlangen, ja vor kleinen Bären und einem gelegentlichen Tiger nicht recht sicher. Ganz kahle Berggipfel bestiegen wir und krochen in den da errichteten Götzenheiligtümern herum. Dörfer trafen wir an, deren Hütten wie Zuckerhüte aussehen und von den eigentlichen Ureinwohnern Indiens bewohnt werden, die vor Jahrtausenden von

den brahmanischen Einwanderern aus der Ebene in diese wilden Berge verdrängt worden waren.

Kaffeeplantagen kennst du ja wohl, teurer Leser? Der Kaffee wächst auf Bäumen, die man nicht hoch wachsen läßt, sondern stutzt. In Reihe und Glied stehen die Bäume da, 4 bis 6 Fuß hoch, um den Stamm gehäufelt. Als wir auf den Bergen waren, waren die Früchte grün. In den Kapseln ruhen je zwei Bohnen.



**Mein lieber Schwager, Missionar Kahl, 1874.**

Genug des Beschreibens! Du hast ja wohl ein klein Bild von indischer Bergherrlichkeit bekommen.

Ja, das war eine schöne Zeit. Traulich lebten wir dort oben zusammen. Morgens und abends saßen wir um ein flackerndes Kaminfeuer. Lasen das Neue Testament, das Wort unsers Heilandes, miteinander und suchten es uns recht klar zu machen. Sonntagmorgens predigten wir den Eingeborenen tamulisch, Sonntagnachmittags den Deutschen deutsch. Mein Schwager und ich studierten die Konkordienformel wieder und wieder. Und wie Spreu mußten vor der Wahrheit Gottes die Narrheiten der neueren Schwindeltheologie aus unserer Seele fliehen, wiewohl unter harten Kämpfen und Anfechtungen. Mein Schwager und ich lebten uns zusammen, und ein Geist und ein Glaube verband uns unauflöslich. Allerherzlichste Liebe umschlang uns. Nach sechs solch herrlichen Wochen rüsteten wir uns, an Leib und Seele gestärkt und erfrischt, zur Rückkehr in unsere heiße Erdenarbeit. Und wieder kamen unsere Träger. Wieder erscholl ihr eintöniger Gesang. Mit wilden Sätzen sprangen sie, uns auf den Schultern, die geschlungenen Pfade hinab. Heißer

und heißer wurde es. Ein Kleidungsstück nach dem andern warfen wir ab. Wir kamen zu Hause an, zunächst im Hause meines Schwagers. Eben wollten wir wieder Hand an unser Werk legen — da kam der Heiland Jesus Christus und nahm meinen geliebten Schwager schnell und eilends auf zu den ewigen Bergen, da er nun ewige Freude und Wonne hat. Unsere Seele aber bedeckten Schauer des Todes. Doch auch uns kommt Hilfe von denselben Bergen in unser Tal der Todesschatten, und wir kommen nach — —.

Meine Naturgeschichte Indiens hat bisher, wie ich eben bei

**Der Schlamm wird geebnet für die erste Reissaat.**

einem Rückblick sehe, ziemlich wunderbare Sprünge gemacht: beim Klima fing sie an, geriet in Sonne, Mond und Sterne hinein, erklomm Palmen und Banianen, sah Bambus wachsen, besah sich sonst allerlei Bäume, ließ sich von Rosenhecken auf die Sehrwoiberge führen, schwebte über Wolken und Sternen gar — und nun wird sie wieder ganz solide, steigt herab in die heiße Ebene Südindiens und redet ein wenig von der Bodenkultur. — Bitte, lieber Leser, vergiß ja nicht, daß ich nichts Wissenschaftliches schreiben will, sondern nur das, was ich selbst mit meinen sehr ungeübten und unkritischen Augen gesehen habe.

Wie auf den Bergen die Hauptsache Kaffeepflanzung ist, so in

der Ebene Reisbau. Das Land, ich meine das Ackerland, wird zu diesem Behufe, wo es angeht, tief gelegt — künstlich — und in lauter Vierecke, jedes so groß wie eine halbe lot, abgeteilt. Diese Vierecke sind mit einem niedrigen Erdwall umgeben, jedes derselben; und von Teichen oder Flüssen oder größeren Kanälen aus führen kleine Kanälchen Wasser in jedes dieser Vierecke. Sind diese letzteren mit Wasser angefüllt, so daß man den Grund nicht sieht, so sät man den Samen hinein und läßt ihn aufgehen. Dann, wenn der Same aufgegangen ist, sieht so ein Reisfeld herrlich aus: frisch und saftig grün, wie eine Wiese in Deutschland. Wehe aber demjenigen, der da hineingehen und sich gar da lagern wollte, wie man auf Wiesen ja so gerne tut: er würde greulich in die Patsche kommen, Sumpf und Wasser würde ihn bedecken. Die Landarbeiter, fast ganz nackt, müssen aber doch hinein. Sie ziehen jedes Pflänzlein aus und setzen es in andern, vorher dazu bereiteten Boden, weiter auseinander, und da reift dann die Frucht. Eine mühsame Sache, wie ersichtlich.

Auch noch andere, verschiedene Früchte werden gepflanzt mit weniger Mühe, doch, abgesehen von Welschkorn, keine uns hier bekannten.

Ein ferneres Haupterzeugnis ist Baumwolle. Nicht allein die auf niedrigen Stauden wachsende, sondern auch die Seidenbaumwolle, auf hohen, mächtigen Bäumen, die erst in schönem Blätterschmuck prangen, sobald sie aber Früchte ansetzen, die Blätter mehr und mehr verlieren und endlich nur noch Früchte haben: längliche Kapseln, die etwas größer als unsere Tannenzapfen sind. Diese sind erst grün, werden dann dürr und müssen abgenommen werden. Heraus quillt, wenn man die Kapseln öffnet, schöne Baumwolle, mit schwarzem Samen vermischt.

Gewundert hat mich oft, daß Südindien, welches doch schon seit Jahrtausenden bevölkert und dicht bevölkert ist, noch so viel unkultivierten, mit Gestrüpp bewachsenen und nur sparsam mit großen, zum Teil freilich mächtigen Bäumen besetzten Boden hat, den sogenannten „Dschungel". Und das ist nicht etwa schlechter, sondern oft der allerausgezeichnetste Boden. Ich erhielt einmal eine ganze Strecke solchen Dschungellandes für die Mission geschenkt. Das ließ ich urbar machen, und ich meine, jedes Farmers Herz müßte gelacht haben, wenn sein Träger diese schwarze, schöne, fette Erde gesehen hätte.

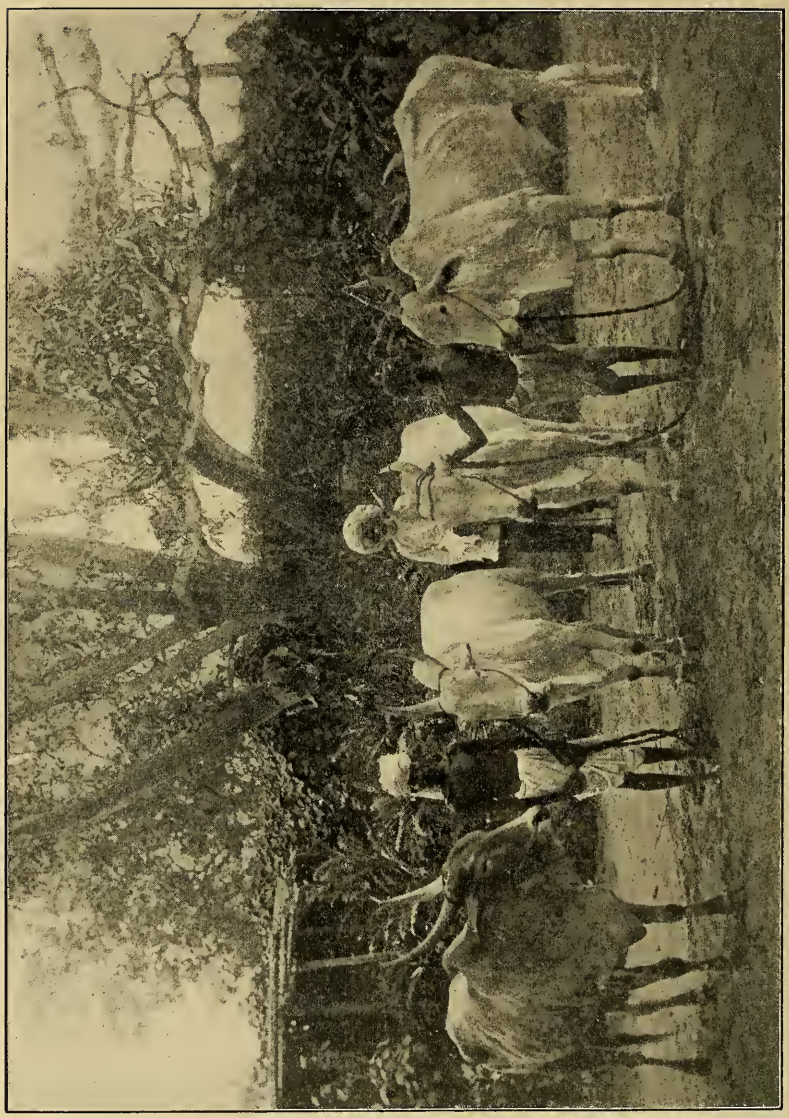
# Neuntes Kapitel.

## Die Tiere des Landes.

Der Dschungel mag uns nun auf die Tiere des Landes führen. Ich wohnte — das sei im voraus gesagt — in einem kleinen, den Engländern nicht unterworfenen, nicht einmal tributpflichtigen Königreiche. Nein, war da der Wald bevölkert von allerlei Tieren! Und zwar hatten sie dort die vollkommenste Ruhe und gediehen herrlich, weil die Jagd streng verboten war. Wilddiebe wurden aufs grausamste bestraft, und ich habe während meines ganzen Aufenthaltes in besagtem Königreiche nicht von einem einzigen derartigen Falle gehört.

Wohlan denn! Die Hauptbestien waren die Schakale. Die gab's da in entsetzlicher Menge. Jeden Abend hörte man ihr widerliches, durchdringendes Geheul, ganz hell und hoch. Öfters kam ein Rudel von hundert Stück auf meine Veranda und heulte zu den Fensterlöchern herein — es waren aber Gitter davor. Ein Händeklatschen verjagte das feige Gesindel. Indes kleine Kinder und alte Leute fallen sie doch zuweilen an. Am liebsten graben sie Leichen aus. Ein europäisches Kindlein starb einmal in meiner Stadt, während es sich mit seinen Eltern auf der Durchreise befand, und wurde auf meinem Kirchhofe begraben. Am Morgen darauf war es fort. Das aufgewühlte Grab wies auf Schakale hin. Es können freilich auch Zauberer gewesen sein, die sich das Kind geholt und, um den Verdacht auf Schakale zu lenken, das Grab so roh aufgekratzt hatten. Diese Bestien folgten öfters meinem Reisewagen, namentlich abends, und ich erinnere mich, daß einmal ein großer Schakal ganz unverschämt am Wege stand und mich frech anstarrte, während ich gerade zu Fuße hinter meinem Wagen herging. Weiß gar nicht, was dem Kerl einfiel. Ich gestehe übrigens, daß ich meine Entrüstung weiter nicht kundtat, sondern ruhig weiterging, nur das friedliche Wort zwischen den Zähnen brummend: „Tu mir nix, ich tu' dir auch nix!"

Ein anderes Tier des Waldes ist die schlanke, freundliche, flüchtige Antilope, das gerade Gegenteil von dem abscheulichen Schakal. In Pudukottai — so hieß ja mein Königreich — waren, eben wegen jener Jagdgesetze, die sonst so scheuen Tiere ganz zahm. Wie oft fuhr ich dicht an ganzen Herden vorbei, die aber ruhig weiter-



Pascu und ihre Treiber. Im Hintergrunde ein alter Mohammedaner.

grasten — zur allerhöchsten Verwunderung meines biederen Fuhrmannes, der aus einer andern Gegend gekommen war. Und diese unschuldigen, schönen Tierlein werden — in Pudukottai, wie gesagt, nicht, oder doch nur sehr selten, wenn nämlich der König einmal eine Jagd veranstaltet — gemeiniglich auf das allergrausamste gejagt. Nämlich mit Jagdleoparden. Diese Leoparden, eine kleine Art, werden, soweit es möglich, gezähmt und abgerichtet — doch es ist am besten und anschaulichsten, wenn ich einfach eine königlich pudukottaische Jagd beschreibe. Mitten im Dschungel werden Zelte aufgeschlagen und mit allem möglichen Komfort ausgestattet. Alle umliegenden Dorfschaften werden zum Treiben aufgeboten und in einem großen Kreise aufgestellt mit Lärmmaterial. Auf mit Pferden bespannten Wagen kommt morgens der König mit seinen Gästen an. Erst wird gefrühstückt. Dann erhält jeder Schütze seinen Posten angewiesen, welche Posten in kleinem Halbkreise liegen. Mitten im Halbkreise stehen die Leopardenwärter, ihre Leoparden am Strick. Der Leopard hat eine Kappe vor den Augen. Der Lärm geht los. Die armen Antilopen kommen in Sicht. Den Leoparden werden die Kappen abgenommen. Kaum erblicken die Antilopen ihre Feinde, ich meine die Leoparden, so kehren die meisten angsterfüllt um. Sucht eine Antilope trotz der Leoparden in gerader Richtung weiter zu laufen und an den Leoparden vorbeizukommen, so wird sie niedergeschossen. Der Hauptsport aber ist der mit den Leoparden. Diese ersehen sich ihre Beute und eilen ihr nach. Selten gelingt es der Antilope zu entwischen. Der Leopard packt sie am Schenkel und beißt sich fest. Zitternd und bebend hängt das arme Tier in seinem Rachen. Die Jäger nahen. Der Leopard knurrt und faucht. Er will sich seine Beute nicht entreißen lassen. Schnell wirft der Wärter ihm die Kappe über die Augen. Aber er läßt nicht los. Man muß der Antilope den Schenkel ablösen und ihn im Rachen des Leoparden lassen. Man tut dies, *während sie noch lebt*. Erst *nach* dieser scheußlichen Amputation wird ihr der Gnadenstoß gegeben. Die Jagdgesellschaft kehrt zu den Zelten und zu Fressen und Saufen zurück. Bald ist niemand mehr nüchtern als — der heidnische König. Der antwortet mit verbindlichem Lächeln auf ihre trunkenen Witze, aber Verachtung, Ärgernis und Lästerung gegen Christen und Christentum erfüllt sein Herz. Die Wagen fahren vor und führen die

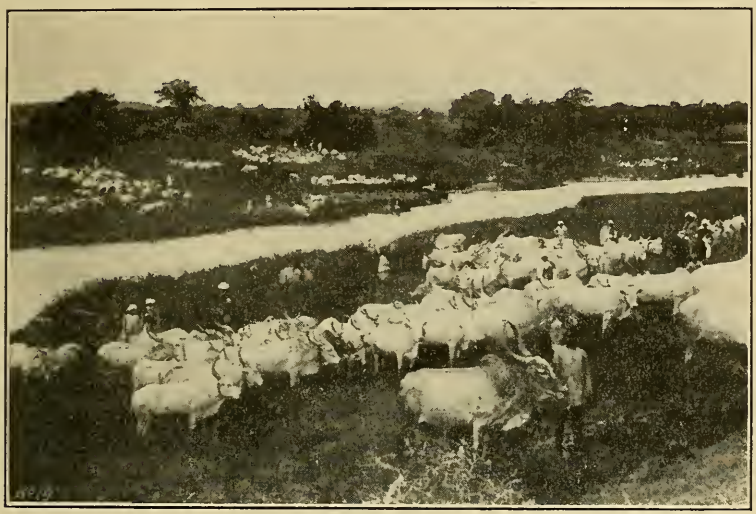
Gesellschaft — zu Bett? O nein! zum dinner! zu neuem Fressen und Saufen, verbunden mit allerlei heidnischen Orgien. Es freut den König, daß die, welche ihm Missionare senden, nichts besser, aber viel weniger enthaltsam und selbstbeherrschend sind als er.

Doch später noch mehr vom indischen Hofleben, das ich sehr genau habe kennen lernen.

Wilde Büffel füllen den Wald. Diese werden nie geschossen, denn sie sind heilig. Sind eine ganz andere Rasse indes als die amerikanischen. Ihr Fell ist kurzhaarig, grauschwarz, ihre Hörner sind flach und lang und auf den Rücken gebogen. Ein schwerfälliges Vieh, das gern in Sümpfen badet. Hie und da findet man weiße zähe Massen im Dschungel liegen: Milch der Büffelkuh. Hat diese nämlich gekalbt und ihr Kalb ist abhanden gekommen, krepiert oder gefressen, so hat sie Milchbeschwerden. Mit einem eigentümlichen Wehelaut streckt sie ein Hinterbein krampfhaft hinaus und schießt die Milch auf den Boden. Ein Leckerbissen der Leute.

Die Büffel müssen mit den Tempelochsen und -Kühen das Revier teilen. Diese gehören dem graziösen Geschlecht der indischen „Pasu", der „heiligen Kuh", an. Im ganzen muß diese Pasu Verwandtschaft mit unserer Kuh haben, denn ihr Bau ist ähnlich, ihr Fell ebenso. Aber die Pasu ist feiner gebaut, flüchtig, hat einen großen, zierlich geformten Fetthöcker auf dem Nacken, der ihr ungemein wohl steht. Vom Maule bis zwischen die Vorderbeine hängt ein großer Lappen lederiger Haut. Diese Tiere — aber die Männchen, nicht die Weibchen — spannt man ein und fährt mit ihnen. Habe auch fünftehalb Jahr ein solches Gespann gehabt. Sie laufen so schnell wie Pferde, haben aber viel größere Ausdauer als diese. Ein Pferd läßt man nicht gerne mehr als 5 Meilen laufen, mit diesen Ochsen aber habe ich schon Touren von 40 Meilen gemacht, ohne ein einziges Mal anzuhalten. Und 20 Meilen habe ich in 2½ Stunden zurückgelegt und, am Ziele angelangt, stampften und schnoben die Ochsen noch, daß man sie kaum halten konnte. Das ist doch aller Ehren wert! Sie fressen Reisstroh und Kollu, eine Art Korn. Natürlich auch Gras. — Nun, was ich von den Tempelochsen sagen wollte: Die Götzentempel in Indien besitzen ganze Herden solcher Pasus. Es fällt ihnen aber nicht ein, sie zu füttern, sondern man läßt sie ledig im Dschungel umherlaufen. Sicher vor Menschen sind sie da

ja, weil sie göttliche Ehren genießen. Bei den zum Ziehen verwendeten Ochsen merkt man diese göttliche Ehre freilich wenig. Denn sie werden unbarmherzig gestachelt, wenn nötig, und die Schwänze werden ihnen um-, ja manchmal abgedreht. Werden sie alt, so läßt man sie schnöde krepieren, denn töten darf man sie nicht. Die freien Tempelochsen mißbrauchen ihre Freiheit und Würde häufig sehr. Zum Beispiel hatte ich vor meinem Hause einen wohlgepflegten Blumen- und Gewächsgarten. Namentlich die Rosen machten mir



Pasuherde.

Freude. In einer heißen Mainacht hörte ich ein Gestampfe im Garten, als ob ein Dragonerregiment angaloppierte. Dann wurde es still. Nur Knuspern und Knacken vernahm ich. Dann brüllte es. Nun ging mir ein Licht auf. Ich sprang aus dem Bett, ergriff meinen Revolver und feuerte. Da tobte es von dannen. Am andern Morgen sah mein Garten aus wie ein frischgeschorener Kopf: alles war dicht über der Wurzel abgefressen. Und das kam oft vor!

Es gibt in Indien Ziegen mit langen schwarzen Haaren und weißwollige Schafe, ähnlich wie hier. Aber das Hauptschaf, welches zur Speise dient und welches ich alle Tage, das heißt, wenn

ich zu Hause war, gegessen habe, ist braun und kurzhaarig, gerade wie unsere Kuh.

Doch mit dem Dschungel war ich noch nicht ganz fertig. Da sind Wildschweine der gefährlichsten Natur. Überhaupt ist es so eine Sache, da spazieren zu gehen. Man kann gelegentlich mal zu Schaden kommen.

Das Geflügel, das darf man schießen. Und das Treffen ist in Pudukottai wirklich sehr leicht von wegen der Menge der Tauben, Kraniche, Kuckucke, Wildenten, Feldhühner 2c. — Alles eßbar. Ich hatte immer einen mit einer Flinte bewaffneten Begleiter bei mir auf meinen Reisen zu den Heiden. Allerlei Geier und Adler flogen in der Luft herum in ungeheuren Mengen, waren aber nicht eßbar, durften auch nicht geschossen werden, denn sie waren dem Gotte Siwa heilig. Fledermäuse gab's in wirklich fabelhafter Millionenzahl und von allen Größen, von der Größe einer Maus bis zu der eines Hundes. Es ist das ein sehr lästiges Gesindel. Ebenso unangenehm waren die Papageien, wenn auch in anderer Weise. Denn so lieblich sie fürs Auge waren, so abscheulich waren sie fürs Ohr. Herden von ihnen setzten sich oft vor mein Fenster und verscheuchten mir Müden den Schlaf mit ihrem Gekreische. Ein alter Missionar sprach mir gegenüber einmal einen sehr netten Wunsch aus. Er sagte: „Ich wollte, mir würde in meinen alten Tagen noch eins gewährt, daß nämlich alle Papageien in Tranquebar nur einen Hals hätten und ich den in meiner linken Faust, in meiner Rechten aber ein Tranchiermesser hätte!"

Kein Vieh habe ich so genau kennen gelernt wie das „verfluchte vor allem Vieh und vor allen Tieren auf dem Felde", 1 Mos. 3, 14: die Schlange. In dem mehr zivilisierten Tranquebar zwar ist mir nur die harmlose Wasserschlange je begegnet und auch diese noch selten. Aber in Pudukottai — da war es wirklich zu arg! Da wimmelte es ordentlich von giftigem Gewürm aller Gattungen. Namentliche die Kobra, die Brillenschlange, teilte mit mir geradezu Haus und Hof. Das ist ein kleines Ding, aber tödlich giftig. Will ihres Bisses Wirkung an einer, freilich nicht selbst erlebten, Geschichte zeigen:

Missionar Schw. saß in einem Ruhehause der Eingeborenen, einem sogenannten Sattiram, und redete mit einigen Heiden vom

Evangelium. An der Lehmwand des Sattirams lehnte ein heidnischer Jüngling, die Hände auf dem Rücken, und hörte zu. Plötzlich zuckte er zusammen, besah und rieb seine linke Hand. Sah auch die Stelle der Wand an, die seine Hand berührt hatte, ob da eine Schlange oder ein Skorpion säße, konnte aber nichts entdecken. Nach zwei Minuten setzte er sich, wie müde, nieder. Die Augen fielen ihm zu. Nach drei weiteren Minuten war er tot — eingeschlafen, um nicht wieder in diesem Leben aufzuwachen. Das Schreckenswort „Nalla Pahmpu!" ging nun von Mund zu Mund. Man sah genauer an der Wand nach und bemerkte endlich einen kleinen Spalt und in

**Beim Melken.**

diesem Spalt eine kleine junge Kobra, zwei Finger lang. Sie hatte den Jüngling ein wenig in die Haut gebissen, und solche Wirkung! „Nalla Pahmpu", das heißt, gute Schlange, nennen die Tamulen die Kobra, weil auf ihren Biß ein so schmerzloser, schneller Tod folgt.

Zu retten sind solche von der Kobra Gebissenen fast nie. Ich hörte erzählen, der Aufwärter eines englischen Herrn habe einmal eine Schüssel von der Küche aus über den Hof getragen und auf eine Kobra getreten und sei von ihr gebissen worden. Auf sein Geschrei sei sein Freund, der Koch, herbeigeeilt und habe ihn sofort, nachdem er gehört, was geschehen, auf das erschrecklichste mißhandelt: ihn mit Fäusten geschlagen, mit Füßen getreten, mit den Knieen geknetet, mit

L. OF C.

Klötzen gehauen, an den Füßen angefaßt und ihn zu Boden und wider die Mauer geschleudert und — der Mensch sei wieder gesund geworden. Wie hängt das zusammen? Durch das Gift der Kobra erstarrt das Blut. Wenn das rechtzeitig verhindert werden kann, so ist Rettung möglich. So sagt man; ich weiß es auch nicht.

Eines Tages, als ich noch Junggeselle war, saß ich, und zwar ohne Schuhe und Strümpfe, einsam an meinem Arbeitstische und machte meine Predigt für den kommenden Sonntag. Da klopfte es an meiner verschlossenen und gleich ins Freie führenden Tür. Ich stand auf und öffnete sie. Mein Katechet erschien in derselben und gab mir plötzlich einen heftigen Stoß vor die Brust und sprang selbst mit mächtigem Satze mitten ins Zimmer. „Was ist los?" „Eine Kobra!" Ja, da lag sie und zischte, gerade an der Tür. Eben war ich mit nackten Füßen über sie weggeschritten. Aber nun ging die Gefahr eigentlich erst an. Mein Katechet ergriff einen Stock, schlug, und als er zum zweiten Schlage ausholen wollte, hob er die Schlange mit in die Höhe über unsere Köpfe. Ei, da duckten wir uns! Das Vieh war sprühwütend. Aber es fiel glücklicherweise schwer zu Boden, das Rückgrat war gebrochen und es wurde leicht getötet. Wenn man nach Schlangen schlägt, so muß man sehr ruhig zielen und gut treffen, daß man sie gleich mit dem ersten Schlage wenigstens sprungunfähig macht. Sonst ist man verloren.

An demselben Tage ging ich abends in meinen Wagenschuppen, um an meinem Wagen etwas nachzusehen. In der Ecke sah ich etwas Schwarzes, was ich für einen Riß in der Mauer hielt, und trat näher, um es zu befühlen. Kurzsichtig bin ich ja. Da bewegte es sich und zischte. Es war eine Kobra. Sie entwischte. „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen."

Meine Frau wollte eines Abends unser Melodion — wir hatten es auf die Veranda gestellt — rein machen. Ich ging im Garten spazieren, nur einige Schritte von meiner Frau entfernt. Sie nimmt den Schalldeckel ab und greift hinein, und auf einmal springt sie, einen Angstschrei ausstoßend, mit durch den Schrecken geflügelter Eile ins Haus hinein. Sie hatte auf eine im Kasten des Melodions sich windende und zischende große Schlange gegriffen. Es war eine Kompehrimuhkken. Das ist die allerabscheulichste Schlange. Wenn die einen Menschen gebissen hat, so eilt sie auf einen naheste-

den Baum — daher ihr Name, zu deutsch „Zweigkletternäßler", eine Art Kobra — und sieht zu, wie ihr Opfer zwei Stunden lang in dem entsetzlichsten Todeskampfe von Krämpfen in die Höhe und zu Boden geworfen wird. Mein Gärtner tötete die Bestie. Sie maß ungefähr zwei Ellen.

Hast du, mein teurer Leser, schon — außer in Märchen und Sagen — von einer Schlange mit zwei Köpfen, mit zwei wahrhaftigen Köpfen, hinten einen und vorne einen, gehört? Solche gibt's! Es ist auch eine Kobragattung. Hör mal zu! Ich ging in dem Scheine des ersten Mondviertels mit meiner Frau in unserm Garten auf und ab, da sahen wir vor uns, nahe bei unserm Hause, etwas liegen, was wir erst für einen kurzen Knüttel hielten. Es war ungefähr zwei Fuß lang und hatte einen guten Zoll im Durchmesser. Daß es kein Knüttel sein konnte, sahen wir bald, denn es bog sich langsam hin und her. Es war also eine Schlange. „Adej, Pahmpu, Pahmpu!" rief ich mit meiner ziemlich lauten Stimme, und meine Leute kamen herbei. „Schlagt sie tot!" befahl ich. „Das geht nicht", meinte mein Gärtner, „denn schlägt man sie vorne tot, so lebt sie hinten noch, und schlägt man sie hinten tot, so lebt sie vorne noch. Denn sie hat zwei Köpfe, hinten einen und vorne einen. Es ist eine Irutaleinacham. Die muß man verbrennen." Das schien mir sehr grausam, und ich wollte mir das Ding erst überlegen, und weil sie, nämlich die Schlange, sehr unbeweglich dalag und keine uns lebensgefährlichen Sprünge machen zu wollen schien, so ließ ich mir erst ihre Naturgeschichte ein wenig erzählen. Die fiel sehr dürftig aus, ich erfuhr nur folgendes: Diese Schlange ist sehr selten. Ob sie sich fortpflanzt, oder ob sie Mauleselabstammung und -Natur hat, wußten sie nicht. Sechs Monate läuft sie mit dem einen und sechs Monate mit dem andern Kopf voraus. Also beide Köpfe wechseln im Kopf- und Schwanzsein ab. Schneidet man sie mitten durch, so werden zwei Schlangen daraus, deren jede dann aber nur einen Kopf hat. Das war, was die Leute zu sagen wußten. Und nun konnte ich die Hinrichtung mit dem besten Willen nicht länger aufhalten. Man brachte einige Arme voll Reisstroh herbei, bedeckte die Schlange damit und zündete es an. Legte noch Reisig drauf. Mit kräftigen Schlägen peitschte sie die brennenden Massen, konnte sich aber nicht aus ihnen herausarbeiten. Endlich war es aus. Verkohlt lag die Irutaleinacham da.

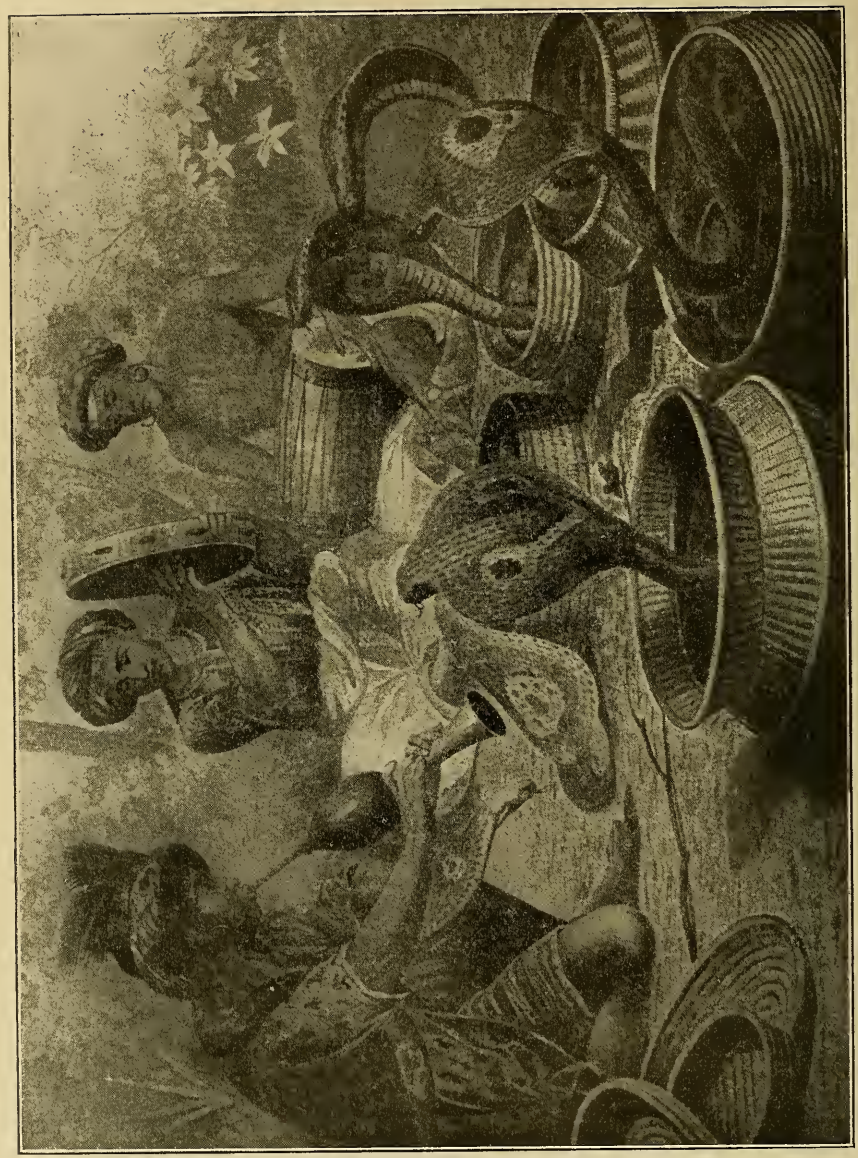
Im ganzen töten die Eingeborenen die Kobras nicht gerne, namentlich nicht wenn sie sich in ihren Häusern, in den Dächern, aufhalten. Wie oft habe ich in den Häusern der Leute und auch in unsern Kapellen Schlangenhäute in großer Anzahl von den Dachsparren herabhängen sehen, ein deutlicher Beweis, daß Schlangen in der Nähe waren, denn die ziehen sich ja bekanntlich von Zeit zu Zeit selbst das Fell über die Ohren. Einen Schullehrer hatte ich, namens Michael, der wohnte ständig mit einem großen und giftigen Schlangenpaar zusammen. In einer Nacht sah er, wie eine blutige Ratte vom Dach zwischen seine schlafenden Kinder fiel, und gleich hinterher schoß die männliche Schlange mit weit aufgesperrtem Rachen herab und holte die Ratte, die sie hatte fallen lassen, wieder. — Es scheint fast, als ob die Tiere sich an ihre Hausleute gewöhnen und ihnen nichts tun. Kinder spielen zuweilen mit dem giftigen Gewürm, ohne gebissen zu werden. Ich habe diesen Viehchern indes immer Quartier verweigert, und es herrschte tödliche Feindschaft zwischen uns. Dreimal, erinnere ich mich, wollte sich eine Schlange in meinem Schlafzimmer ansiedeln, die scharfen Augen meiner Frau entdeckten sie aber, und mein Gärtner besorgte das übrige.

Auch einmal — es waren gerade zwei eben im Lande angelangte neue Missionare bei mir — ging ich meine Haustreppe herunter. Und als ich meinen rechten Fuß eben eine Stufe tiefer setzen wollte, sah ich da eine Kobra liegen; also setzte ich ihn miteins zwei Stufen tiefer, und die Kobra wurde ohne viel Geräusch totgeschlagen. Das imponierte den Neuen aber! Sie hatten gemeint, vor einer Schlange müsse man, wer weiß wie weit, laufen. — Ein Christ befiehlt sich in solchen Gefahren ganz ruhig in Gottes Hand und kann unmöglich zu bange werden, denn er weiß ja erstens, daß nicht nur Schlangen, sondern Teufel allezeit ihm nahe sind mit dem Gifte des ewigen Todes. Gegen deren Gefahr tritt die der Schlangen weit zurück. Er weiß zweitens, daß, der ihn vor den Teufeln bewahrt, ihn auch vor den Schlangen bewahrt, als vor der unendlich kleineren Gefahr. Und dann — das macht den lieben Engeln ja Freude, wenn etwas zu tun ist! Wir müssen die Augen offen haben und sehen, welche Scharen um Dothans Berg sich lagern, 2 Kön. 6.

Freilich hilft auch zuweilen der Teufel, aber nur den Seinen, auf ganz erstaunliche Art. Eines Morgens sehr früh saß ich an mei-

nem Studiertische, den Rücken den auf die Veranda blickenden Fenstern zugewandt. Vor diesen, also auf der Veranda, lag mein Wächter und schlief noch. Plötzlich sprang er auf. „Herr, ich bin von einer Viper gebissen!“ rief er und zeigte mir seine Hand. Die schwoll zusehends auf. „Geben Sie mir eine Stunde Urlaub“, bat er. „Mein Lieber“, erwiderte ich, „ich gebe dir Urlaub von nun an bis in Ewigkeit.“ „O“, lachte er im Weggehen, „Sie sollen sehen, ich bin bald wieder da.“ In einer Stunde sah ich ihn wiederkommen und an seine Arbeit gehen. „Wie ist denn das zugegangen?“ fragte ich. „Ich war bei dem alten Mohammedaner dort an der Ecke, und der hat das Gift weggezaubert“, antwortete der Heide. „Hat er dir gar keine Medizin gegeben oder so was?“ „Nein, er hat nur einen Spruch gesagt und mal mit der Hand über die Geschwulst gestrichen. Es hat eine halbe Rupie gekostet.“

Zauberer und Schlangen haben in Indien überhaupt viel miteinander zu tun. Erstlich in eben erzählter Weise. Sodann gibt es Schlangenbeschwörer — wie auch die Schrift auf dergleichen hinweist in Jer. 8, 17 —, die beschwören die Schlangen, daß sie nicht stechen. Ein mir bekannter Missionar erzählt, es sei ein solcher Schlangenbeschwörer einst zu ihm ins Haus gekommen, und er habe sich seine Künste von ihm zeigen lassen. Der Beschwörer habe aus seinem Korbe eine große Bergschlange, die den Menschen leicht erdrosseln kann, genommen und sie spielend um seinen Hals gelegt, und — eine große Brillenschlange. Dann habe er auf seiner Flöte geblasen, die Schlange mit dem Kopfe danach getanzt. Plötzlich sei sie auf ihn zugefahren und habe seinen nackten braunen Arm fast berührt, da sei sie wieder wie gebannt zurückgeschreckt. Und daß dieser Kobra die Giftzähne nicht etwa ausgebrochen gewesen seien, habe der Mann dann klar bewiesen. Gewöhnlich lassen solche Leute nach ihrem Beschwören ein Huhn oder einen Hund von der Schlange beißen, und kurz nach dem Biß krepieren die gebissenen Tiere. — Und endlich ähneln solche Zauberer ganz merkwürdig dem Jannes und Jambres, den ägyptischen Zauberern, 2 Mos. 7, 10—12; 2 Tim. 3, 8. Vor einigen unserer Missionare führte ein Zauberer folgendes auf: Er nahm ein leeres Tuch aus seinem Korbe, streute lose Erde auf den festgetretenen Boden des Gartens, in welchem die Missionare saßen, sprengte Wasser auf die Erde, breitete das Tuch drüber und



Schlangenbeschwörer.

ließ unter dem Tuche einen Mangobaum mit seinen Früchten allmählich wachsen, bis er ihn nicht mehr mit dem Tuche bedecken konnte. Da ließ er ihn im Nu wieder rasch verschwinden. Dieses Kunststück kann man übrigens besser sehen. Aber nun kommt noch etwas. Er nahm nämlich sodann aus seinem Korbe zwei leere Bälge, den einer Brillenschlange und den ihres tödlichsten Feindes, eines Ichneumon. Diese beiden Bälge machte der Kerl „lebendig" und ließ sie miteinander kämpfen. Die Schlange richtete sich auf, und der Ichneumon ging in immer engeren Kreisen um sie herum. Die Schlange drehte den Kopf immer mit um, seine Bewegungen zu beobachten. Dadurch ward sie müde, paßte nicht mehr auf, und der Ichneumon biß sie. Der Zauberer deckte nun sein Tuch über sie, und die beiden Bälge lagen wieder auf der Erde.

Von den Schlangen ließe sich noch manches Histörchen erzählen. Zum Beispiel, daß ich einmal fast über eine große Bergschlange stolperte, welche, 12 Fuß lang und beindick, auf meinem Wege, querfeldein einem Dorfe zu, lag. Sie verdaute gerade und nahm daher nicht die geringste Notiz von mir.

Merkwürdig und traurig ist die götzendienerische Verblendung mancher Leute in Indien auch in bezug auf die Schlangen. Ich las einmal in der *Madras Mail* von folgender Geschichte, die sich damals, etwa im Jahre 1874, zugetragen haben soll: Ein Engländer reist und übernachtet in einem für Europäer aufgerichteten Ruhehause. Als er sich's eben auf seinem Lager bequem machen will, entdeckt er unter den Polstern eine Kobra. Er bringt sich in Sicherheit, ruft seine Diener und diese den Aufseher des Ruhehauses. Mittlerweile hat sich die Schlange aus dem Bett heraus mehr dem Fenster oder der Tür zu gemacht. Kaum erblickt sie der herbeigeeilte Aufseher, so redet er sie an: „O du bist es, mein lieber Gott! Verzeihe, daß ich in der Absicht, dich zu töten, herkam, aber ich wußte ja nicht, daß du es seiest —" und unter viel zärtlichen Anreden mehr ergreift und liebkost er sie. Natürlich wird er gebissen, und mehr als einmal. Die Schlange schnellt dann aus dem Hause hinaus und auf einen naheſtehenden Baum. „Ach lieber Gott, bist du denn wirklich so böse?" ruft der Verblendete, erklimmt den Baum, ergreift sie wieder und drückt sie an sich, achtet der wiederholten tödlichen Bisse gar nicht, bis er — leblos zur Erde stürzt. Nicht wahr, das ist eine entsetzliche Tollheit und teuflische Verblendung? —

Ein anderes abscheuliches Tier ist der Skorpion. Sieht aus wie ein Krebs, nur daß er statt des breiten Schwanzes einen langen spitzigen und am äußersten Ende mit einem Stachel versehenen Schwanz hat. Die Länge der Skorpione ist verschieden, ich habe sie von 1 bis zu 6 Zoll gesehen. Es gibt rote und schwarze. Die roten sind nicht so gefährlich wie die letzteren. Der Hieb dieser ist oft tödlich und unter allen Umständen ungeheuer schmerzhaft. Der „Hieb" sage ich, denn die Tiere hauen mit dem Schwanz über ihren Kopf herüber in das Fleisch ihres Feindes. In meinem Garten hatte ich ungezählte Massen dieser giftigen Tiere. Mein Gärtner überzeugte mich davon. Er zeigte mir nämlich kleine längliche Löcher im Boden, in ganz kleinen Zwischenräumen voneinander. „Jedes dieser Löcher führt zu einem Skorpionnest", sagte er, grub nach und richtig! da saßen die Alten mit 6 bis 10 Jungen. Ein guter Regen lockt sie heraus, und dann wehe denen, die im Dunkeln mit nackten Füßen durch den Garten gehen! Meine Kochfrau wurde einmal zu gleicher Zeit an beiden Füßen gehauen. Aber ihr Mann, mein heidnischer Koch, konnte mehr als Brot essen und nahm ihr bald die Schmerzen.

Gehauen bin ich von einem Skorpion nie, aber einmal kam mir einer in gefährliche Nähe. Das war so: Nachdem ich eines Sonntags gepredigt hatte, ging ich von der Kanzel an den Altar, um da das Kirchengebet zu lesen, wie unsere Agende das vorschrieb. Der Kirchendiener war gerade mit dem Klingelbeutel herum gewesen und legte ihn, mit Kupfermünzen einigermaßen gefüllt, ziemlich hart auf den Altar, gerade in dem Moment, als ich mich niederkniete. Und — viel schneller, als das geschrieben oder auch nur gelesen werden kann — heraus aus dem Klingelbeutel rannte, sprang, zornig und wütend, mit gehobenem, zum Hieb bereiten Schwanz — ein schwarzer Skorpion. Eine Sekunde lang schien es, als sei ihm das grelle Tageslicht erstaunlich, oder als wolle er sehen, wohin sich wenden. Und wäre meine Überlegung wie der Blitz bei der Hand gewesen, so wäre ich schnell aufgestanden und hätte den schwarzen Gast sich erst verziehen lassen. Doch ehe ich zur Überlegung kam, schoß er pfeilschnell auf mich zu und verschwand in den Brustfalten meines Talars. Nun beschloß ich bei mir selbst, daß es am allerbesten sei, das Kirchengebet recht herzlich zu lesen und zu beten. Vorn fühlte ich den Skorpion

in den Falten des Talars hinunterkrabbeln. Dann kam er mir näher auf den Leib; ich war dazu nur sehr dünn bekleidet. Über Kopf und Rücken lief mir's wie ein gelinder elektrischer Strom. Aber ich las mein Kirchengebet. Jeden Augenblick erwartete ich, den Hieb zu spüren. Nun war das Gebet zu Ende. Nun kam das Vaterunser. Dann mußte ich aufstehen zu Antiphone, Kollekte und Segen. Das war schlimm! Bisher hatte ich mich so wenig bewegt als eine Bildsäule. Nun aufstehen! Da konnte der Skorpion böse werden, gereizt werden von neuem! Aber Gott der HErr war ja da. Ich stand auf und wartete meines Amtes. Wieder mußte ich mich knieen, da der Katechet das Schlußgebet las. Dann trat ich zurück. Eine Sakristei gab es da nicht. Ich sagte den Leuten die Sache. „Sei ganz still", sagte Kornelius (wir werden ihn später kennen lernen), „ich sehe erst am Altar nach." Ja, da saß er, unten an der Altardecke unter den Fransen, und hat wohl den Altar gehauen. Wurde mit leichter Mühe getötet. Und ich dankte Gott.

Ein merkwürdiges und, obwohl ich es oft gesehen und zum Hausgenossen gehabt habe, mir etwas sagenhaftes Tier ist das „Leck-tier". Es muß eine Eidechsenart sein, denn es sieht so ähnlich aus und mißt ausgewachsen etwa vier Zoll. Es ist gestreift und scheint eine Art Krallen an den Füßen zu haben. Wenn es läuft, so geht der Körper in Schlangenwindungen hin und her. Klettern kann es nicht — glücklicherweise! Denn man höre nur, wie bösartig es sein soll: es hat ein hübsches Züngelchen, und wenn es einen Menschen an der bloßen Haut leckt, nur leckt, so tritt ihm, dem Geleckten, der Schaum vor den Mund und er stirbt in Krämpfen. So sagen die Leute. Natürlich machte ich auf diese Tiere eifrig Jagd und hatte Gelegenheit genug dazu, sie besuchten mich oft. Sie sind spröde wie Glas; wenn man sie mit einer Gerte eben berührt, oder nur mit dem Taschentuche nach ihnen schlägt, so springen sie entzwei.

Neben den schon erwähnten Eidechsen wimmelte es in meinem Hause ordentlich von Fröschen, aber von giftigen, „Tehre" genannt. Die krabbelten wohlgemut an den Wänden und Decken und grunzten abscheulich. Und abends fielen sie platsch, platsch zu Boden. Sie müssen voller Saft sein, denn er spritzte umher, wenn sie niederfielen. Und bekam man was davon an die Haut, so gab's Ausschlag. Meine Frau und ich spazierten daher allabendlich mit

Stöcken umher und schlugen sie tot. Mußten sie aber ordentlich bearbeiten, sonst wurden sie nur ohnmächtig und lebten bald wieder auf. Die Erschlagenen faßten wir dann mit Papier an einem ihrer Hinterbeine und schleuderten sie in den Garten, wo sich bald leckere Mäuler nach diesen Bissen auftaten. Bah, wie eklig! Zuweilen fiel so ein Tier auch auf uns.

Förmliche Schlachten lieferte ich nachts sehr oft den großen Feldratten. Merkte ich so ein Tier, so schloß ich Fensterläden und Türen zu, rief meinen Koch, bewaffnete mich und ihn mit Stöcken, und dann hetzten wir das Tier so lange die Wände hinan und im Zimmer herum, bis wir den tödlichen Schlag applizieren konnten. Kann sehr wohl mit Schiller singen:

Selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte.

Doch es gab noch mehr Feinde, die den Hausfrieden störten: Krähen, die kalt lächelnd mitten auf den Eßtisch flogen und sich holten, was sie wollten, und vor denen nichts sicher war; Eichhörnchen, die mit ihnen wetteiferten; Hunde, die mir einmal ein Paar neue Pantoffeln auffraßen —; aber die allerschlimmsten Ruhestörer waren die Ameisen aller Gattungen. Die fraßen Matten, Kleider und Schuhe auf, sandten Kundschafter nach Süßigkeiten und kamen in großen, endlosen Zügen und bohrten sich überall hinein und leerten wohlverschlossene Töpfe aus. Kamen uns auch in die Betten und dann: „Wohlauf, Kameraden, ins Feld, ins Feld —!“ Da sind Wanzen gar nichts dagegen. Eine schreckliche Ameisenart sind die „Kareiahn“, zu deutsch Dreckler. Diese will ich etwas schildern.

Die Kareiahn sind von der Größe unserer großen Waldameisen, aber grau. In endlosen Zügen kommen sie aus ihrem Hauptquartier — das will ich gleich beschreiben — und haben die ganz besondere Eigentümlichkeit, daß sie ihren Pfad mit Dreck bezeichnen, daher ihr Name „Dreckler“. Jede Ameise hat nämlich einen Klumpen feuchten Lehmes im Maul, legt den vor sich nieder, eilt zurück und holt mehr. So geht es in fortwährendem Auf und Nieder, Hin und Wieder, aber mit stetigem Fortschritt. Am Ziele angelangt, fressen sie alles radikal auf. Und wählerisch sind sie mit ihren Zielen nicht. Was ihnen vorkommt, ist Ziel. Wie gut also, daß sie sich durch ihre kenntliche und sichtliche Laufbahn verraten! An einem Ziele angelangt, bauen sie

förmliche Lehmburgen. Auf dem Felde und im Walde kann man oft wunderbare Formationen solcher Ameisenbauten sehen, an alten Baumstumpen und dergleichen angesetzt. In den Häusern muß man alle Tage, namentlich im Holzwerk des Daches, nachsehen, ob die Ameisen nicht da sind, sonst ist ein schönes Haus bald eine baufällige Ruine. — Von diesen schrecklichen Tieren war einmal eins meiner Badezimmer ganz besonders heimgesucht. Nichts, kein Abstoßen des Lehms, den sie vor sich hingelegt hatten, kein Verschmieren aller Ritzen mit Teer, wollte helfen, sie waren immer wieder da. Ich zog meinen Gärtner zu Rate. Der meinte, es müsse ein Hauptquartier in der Nähe sein und es gebe gewisse Leute, die sich mit Ausfindigmachen und Zerstören solcher Quartiere oder Nester beschäftigen, einen solchen wolle er holen. Gesagt, getan. Der Sachverständige kam, spürte dem Zuge nach bis an ein gegenüberliegendes und von Lehm gebautes Vorratshaus. Da klopfte er lange an den Wänden herum und sagte endlich: Hier ist's! Nun forderte er 3 Rupies für die Vertilgung des Nestes. Die wurden ihm zugesagt. Vorsichtig stieß er mit einem Stemmeisen ein Loch in die Mauer und zeigte mir nach stundenlanger Arbeit das Nest: eine runde, glatte, wie mit Firnis überzogene Höhle von 3 Zoll im Durchmesser. Da saßen Männchen und Weibchen traulich beieinander. Das Männchen war ganz ordinärer Natur, wie alle andern Ameisen, und fütterte das Weibchen. Dieses sah vorne dem Männchen ganz ähnlich. Aber hinter dem Ameisenkopfe hing ein dicker, langer, weißer Hautsack, etwa 1¾ Zoll lang und ½ Zoll dick und — horribel zu sagen! — aus diesem spazierten immer lustig los neugeborene Ameisen, gleich ausgewachsen, kraftvoll und verständig, faßten Lehm auf und eilten in stetem Hin und Her direkt meinem Badezimmer zu. Wunderbar! Übrigens nach den Regeln, die seit dem Sündenfall auf dieser alten Erde gültig sind, konnte ich nicht umhin, dieses zwar wunderbare, mir aber wahrhaft entsetzlich produktive Elternpaar töten zu lassen.

Doch — hiemit sei es genug von Tieren und auch von Land und Leuten. Später, in der Erzählung meiner Erlebnisse, kommt ja noch manches derart vor.

# Zehntes Kapitel.

## Sprache und Religion der Tamulen.

Die Tamulen sind den andern ostindischen Völkerschaften in allen Stücken gleich, allein die Sprache ausgenommen. Diese haben sie für sich. — Übrigens sind die Sprachen der den Tamulen nächstwohnenden Völker, wie der Kanaresen und Telugu, von der tamulischen kaum mehr verschieden als das Plattdeutsche vom Hochdeutschen; die der Malayalim nicht annähernd so sehr.

Die tamulische Sprache ist für einen Europäer schwer zu lernen. Sie hat andere und mehr Laute als unsere Sprachen. Sie hat beispielsweise drei Arten von **t**, zwei Arten von **n**, drei Arten von **r**; und wir können es schwer fertig bringen, in der Aussprache die Unterschiede recht hervortreten zu lassen.

Sie hat ferner nicht nur 25 Buchstaben, sondern weit über 200. Und das kommt daher: erstlich hat jeder Laut für sich seine Schriftzeichen oder Buchstaben; zweitens wird ein langes **a** anders geschrieben als ein kurzes — und ebenso ist es mit den andern Vokalen; drittens aber hat jeder Konsonant in Verbindung mit einem Vokal ein besonderes Schriftzeichen. Es gibt z. B. ein Zeichen für ein **k** und auch eins für ein **u**; aber **ku** wird nicht so geschrieben wie im Deutschen, daß man ein **k** vor ein **u** setzt, sondern **ku** hat ein Zeichen für sich.

Das Allerschlimmste jedoch ist die Konstruktion, das heißt, die Gliederung und Stellung der Worte eines Satzes. Diese ist so ganz anders als bei uns, daß ein Europäer nicht eher Tamulisch sprechen kann, als bis er sich so gründlich in die Sprache eingelebt hat, daß er auch tamulisch denkt. Daß man seine deutschen oder englischen Gedankensätze einfach übersetzt, das geht nicht. — Wir wollen statt aller weiteren Erklärung ein Beispiel hersetzen.

Du kennst, lieber Leser, den Spruch: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Diesen Spruch wollen wir nun auf tamulisch in lateinischen Lettern hersetzen und gleich die deutsche Übersetzung unter den einzelnen Wörtern; dann kannst du sehen, wie in der tamulischen Sprache alles auf dem Kopfe steht — nach unsern Begriffen. Also:

| Paráhbaren | támmudeja | ohréhpöhráhna | kumáhranei |
|---|---|---|---|
| Gott | seiner selbst | eingeborenen | Sohn |
| awerpéhril | wisuwáhsikkirawen | ellához | köttupóhchahmel |
| an ihn | glaubender | jeder | verloren gehend nicht |
| níttia | síhwanei | adeiwadarkáhcha | tánda | attánmeiahcha |
| ewiges | Leben | zu dem Erlangen | gebender | solcher Weise |
| lóhchattei | sinéhchittahr. | | | |
| die Welt | geliebt hat. | | | |

Was sagst du dazu? Und das ist nur ein einziges Beispiel für alles. Das ist sehr schwer im Anfang; aber hat man sich erst hineingedacht, dann geht's fein.

Dazu kommt, daß die tamulischen Wörter und Endungen so viel länger sind als die europäischen, daß man ungemein schnell reden muß, um in nicht zu unverhältnismäßig langer Zeit fertig zu werden mit einer Rede oder auch nur einem Satze. Hier ist ein Exempel: „Wein" heißt tihwidirahtschapararasam.

Und noch etwas. Weil die Sprache so alt ist, so ist sie auch so reich, hat so viele Wörter, und jedes Wort hat so viele Bedeutungen, daß nur ganz gelehrte Tamulen sie einigermaßen völlig beherrschen. Was soll da ein armer Missionar machen?

Aber schön ist die Sprache — so vollautend, so klangreich, so wechselvoll! Man kann eine Rede klingen lassen wie süßes Flötenspiel, aber auch wie brausenden Wasserfall und zürnendes Donnerrollen.

Doch genug von der Sprache. — Und nun die Religion.

In der Religion unterscheiden sich die Tamulen von den übrigen Indiern nicht. Sie ist Heidentum, blindes Heidentum; aber so ausgebildet, so weitläufig, so verwickelt, so fein, daß ich hier nur ein paar praktische Griffe in dieselbe tun kann, um dem Leser wenigstens einigermaßen eine Vorstellung von ihr zu geben.

Die indische Religion nennt man Brahmanismus. Sie ist von den nördlichen Eroberern ins Land gebracht. Als diese Leute in alter Zeit sich mehr und mehr vom wahren Gott abwandten und ihr Verstand also mehr und mehr verfinstert wurde, da machten sie sich endlich selbst Götter. Und das ging so zu: Sie nahmen wahr, daß alle Dinge erst entstehen, dann erhalten werden und endlich vergehen, darum sagten sie, die Gottheit müsse sich in drei

Hauptgötter geteilt haben: in einen Schöpfer, den sie Brahma nannten, einen Erhalter, den sie Wischnu, und einen Zerstörer, den sie Siwa nannten.

Das sind die Hauptgötter heute noch. Man verehrt sie unter Bildern und Figuren durch allerlei Gebete, Zeremonien und Opfergaben. Man hat ihnen viele Tempel gebaut, von denen manche, aus längst verflossenen Jahrhunderten in unsere Zeit hereinragend, uns staunen machen ob ihrer gewaltigen Großartigkeit und Pracht.

Brahma hat wenige Verehrer und fast gar keine Tempel. Man denkt wohl, geschaffen sei die Welt nun einmal, und was solle man

Brahma.

Wischnu.

Siwa.

weiter an ihn schlagen? Das Volk teilt sich in Wischnuiten und Siwaiten. Die ersteren sind kenntlich an drei senkrechten breiten Strichen auf der Stirne, auf der Nase zusammenlaufend, die beiden äußeren weiß, der mittlere rot. Die Siwaiten haben drei wagerechte breite Striche über die Stirne gezogen und einen roten Tupfen über der Nase.

Den drei genannten Hauptgöttern hat man im Laufe der Zeit, immer mehr verblendet, eine Menge von Weibern, Kindern und Trabanten zugedichtet, die alle mehr oder weniger Naturkräfte versinnbildlichen sollen; und man hat auch diesen Tempel gebaut und bringt ihnen Verehrung dar.

Von dem ganzen Götterpack erzählt man die tollsten und gren-

lichsten und unreinsten Legenden. Die Sammlungen solcher Legenden nennt man Purahnas. Diese werden viel gelesen und von Brahminen an Straßenecken und in Tempelhallen vorgetragen. Und stundenlang können Volksmassen solchen Vorträgen lauschen und ihre leicht erregte Phantasie an ihnen entzünden.

In den weiten Tempelhallen finden sich nicht nur Götzenbilder und Priester, sondern auch Dewadähsichel, Gottesdienerinnen. Das sind Weiber, die in früher Jugend dem Gotte unter feierlichen und öffentlichen Zeremonien angetraut, in den Tempel aufgenommen, in Gesang und Tanz unterrichtet, körperlich und geistig fein ausgebildet werden und die nächtlichen „Gottesdienste" verherrlichen sollen. Sie sind der Leim, mit dem der höllische Vogelsteller die betörten Seelen fängt, denn sie dienen der bösen Lust der Gottesverehrer.

Und hin und her im Lande, alljährlich und öfter, werden große Götzenfeste gefeiert, zu denen Tausende und Hunderttausende strömen und die auf die allermannigfaltigste Weise das arme Volk in Sinnenrausch und fanatischen Taumel versetzen.

O, die bösen Geister herrschen mächtig in Indien!

Niedere Kasten, wie die Paria und andere, denen der Zutritt zu den brahmanischen Heiligtümern versagt ist, beten die bösen Geister direkt an und bringen ihnen blutige Opfer dar, um sie milde zu stimmen und zu bewegen, ihren Anbetern nichts Böses zu tun.

Das indische Volk glaubt an Seelenwanderung. Es glaubt, daß die Seele eines Menschen durch Jahrtausende immer wieder auf die Welt komme, und zwar je nach Verdienst in höheren oder niederen Körpern, von dem eines Schweines bis zu dem eines Brahminen, bis — sie endlich in Gott, das will sagen, in Nichts aufgehen. Was ist das für eine elende Hoffnung! — Aber viele, die sogenannten Büßer, martern sich unbeschreiblich, manche werfen sich unter die breiten Räder der schweren Götzenwagen und lassen sich zermalmen, um eine gute „Wiedergeburt" zu erlangen.

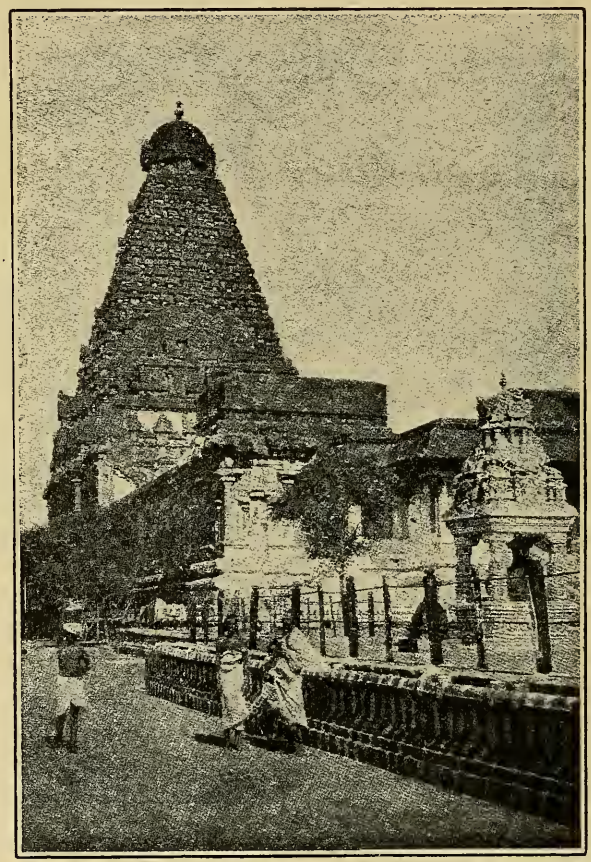
Wegen dieses Aberglaubens von der Seelenwanderung töten und essen die Brahminen kein Tier. Sie möchten ja ihren eigenen Vater in demselben treffen!

So etwa ist die Religion des Volkes in Indien.

Die Weisen und Klugen hingegen, deren es dort nicht wenige gibt, glauben anders. Die sagen, die ganze Götterlehre sei

nur für das unweise Volk, welches die wahre Erkenntnis nicht fassen könne.

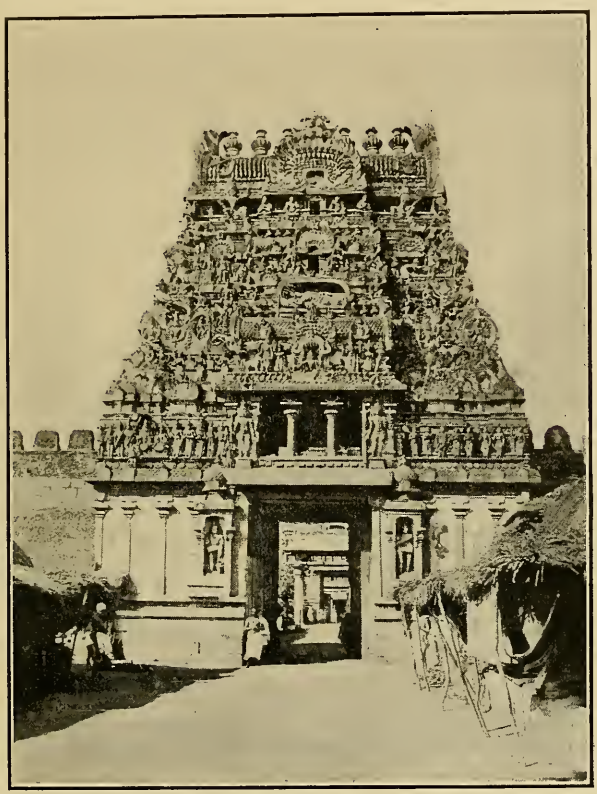
Gott ist einig und einer, sagen sie. Er ist der Urgrund, der Keim aller Dinge; von Ewigkeit hat er in stiller, untätiger, toter



**Eine Siwa-Pagode.**

Verschlossenheit dagesessen. Auf einmal, vor unberechenbaren Zeiten, kam eine Bewegung in ihn. Und er entfaltete sich, und er entfaltete sich immer mehr zur — Welt. Das ist die Welt: eine Entfaltung Gottes. Die Welt ist Gott, der entfaltete Gott, und Gott ist die Welt.

Gott ist immer noch in steter Bewegung, in steter neuer Entfaltung. Aber die einzelnen Erscheinungen solcher Entfaltung, wie Menschen und Tiere und Gewächse, kehren durch das Sterben und Vergehen zurück in die Gottesmasse, die immer neue Gestalten annimmt.



**Götzentempel.**

Je entfernter von dem ersten feinen Urgrund eine einzelne Gottesentfaltung ist, desto gröber ist sie. Solche Grobheit nennt man Sünde und Mangelhaftigkeit und Not. Aber eigentlich gibt es keine Sünde und keine Mangelhaftigkeit und keine Not: alles ist ja Gott. — In den geistigen Wesen, in den Menschen, und sonderlich in den weisen Menschen, in den Brahminen, findet sich erster, ur-

sprünglicher Gottesstoff; sie sind daher recht „Götter" oder besser „Gott" zu nennen. Freilich haben sie groben Stoff an sich in ihrem Leibe und leben unter groben Entfaltungen; aber je mehr sie sich verinnerlichen, ihren Leib verkümmern lassen, von grobem Weltwesen sich entfernen, sinnen und ganz stille und auch ohne inwendige Bewegung sind, desto mehr sind sie „Gott", göttlich, ursprünglich, vollkommen. Das ist das Höchste.

Und das ist indische Weisheit. Doch es gibt dort eine noch tiefere, noch vollkommenere Weisheit, welche nur ganz „Auserwählte" besitzen. Das ist diese: Alles ist Majam, das heißt, Trug, Schein, Nichts. Es gibt gar keine wirkliche Welt; es kommt uns nur so vor, als ob es eine gäbe. Und wir selbst, denen es also vorkommt, sind auch in Wirklichkeit gar nicht da, existieren gar nicht.

Wie soll denn das sein? Das, sagen sie, hat folgende Bewandtnis.

Es gibt ein Etwas, das man „Gott" nennen mag. Was das ist, weiß man nicht; aber es ist. Daß es eine Person ist, kann man nicht sagen; daß es keine Person ist, kann man auch nicht sagen; daß es lebt, kann man nicht sagen; daß es tot ist, kann man auch nicht sagen. Nun, dieses Etwas, Gott, hat jetzt einen Traum, und dieser Traum ist die Welt. — Das ist, sagen sie, ein sehr trefflicher Traum, aber doch nur ein Traum. Es ist nichts Wirkliches. Scheint in klaren Träumen nicht alles wirklich zu sein? Sieht und fühlt man da nicht Sichtbares und Greifbares? Lebt und webt da nicht alles? Erinnert man sich da nicht früherer Traumerlebnisse? Und doch ist es Nichts, Schein, Trug, Majam. So ist die ganze Welt Majam, Trug, Schein, Nichts, ein Gottestraum. Wenn Gott aufhört zu träumen, ist alles weg. —

Sowohl die götzendienerischen Massen als auch diese beiden Arten von weisen Narren verteidigen ihre Sache mit größter Gewandtheit, mit Bildern und Gleichnissen, mit den schärfsten Schlüssen menschlicher Vernunft. Und sie kleiden ihre Lehre in das Gewand feiner und feinverwickelter Religionssysteme.

Aber ist das nicht alles traurigblindes Heidentum? Und sind wir, die wir das reine, lautere Evangelium haben, nicht Schuldner dieser Heiden? Röm. 1, 14.

# Zweite Abteilung.

Meine Missionsstation Pudukottai und allerlei mehr äußere Erlebnisse auf derselben.

# Elftes Kapitel.

## Pudukottai.

Da ich ja wesentlich meine eigenen Erlebnisse erzählen will, so müssen wir nun auch dahin gehen, wo ich gelebt habe, nämlich in das kleine, winzige Königreich Pudukottai. Du findest das, lieber Leser, südlich von Madras, nahe bei den Städten Tanjore und Trichinopoly.

Ich sage, da habe ich gelebt. Nachdem ich nämlich in Tranquebar etwa sieben Monate lang die tamulische Sprache gelernt und endlich meine erste Predigt in dieser Sprache gehalten hatte, zog ich mutterseelenallein nach Pudukottai und schlug meinen Wohnsitz in der gleichnamigen Haupt- und Residenzstadt dieses Ländchens auf.

Aber mein Leben da will ich nicht der Reihe nach erzählen, sondern nur dies und das aus demselben, wie du ja weißt. Und ich bitte dich daher nun, lieber Leser, du wolleſt dich von den Schwingen meiner Feder jetzo im Geist tragen lassen nach Indien, ins Tamulenland, in die Stadt Trichinopoly, in eine Art Hotel. — So, da bist du. — Und ich will tun, als ob ich jetzt noch Missionar in Pudukottai wäre, und will dich in Trichinopoly abholen, um dich mit mir zu nehmen in mein Heim. — So, da bin ich. Grüß' dich Gott!

Und nun wollen wir die Reise von Trichinopoly nach Pudukottai zusammen machen.

Zuerst senden wir unsern Diener Xaverimuttu nach einem Fuhrmann. Dieser kommt. Und es entspinnt sich zwischen uns — ich bin der Wortführer — und ihm folgendes Gespräch.

Wir. „Hast du gute Ochsen?"

Fuhrmann. „Herr, meine Ochsen sind die besten in der ganzen Stadt und laufen wie der Wind."

W. „Es sieht nach Regen aus. Wie ist die Decke an deinem Karren?"

F. „Die ist ausgezeichnet. Dreidoppelt. Wenn alle Wolken des Himmels sich über unsern Häuptern zusammenballten und ihr Wasser niederströmen ließen, so würde doch kein Tropfen Sie netzen."

W. "All right. Wir wollen nach Pudukottai und Punkt sechs Uhr heute abend abfahren. In wieviel Stunden kannst du uns hinbringen?"

F. „Herr, bis Pudukottai sind's 50 Meilen —"

W. „Nein, nur 33."

F. „Aber der Weg ist schlecht, es ist dunkel und die Kaller (Räuber) —"

W. „Bist du nicht selbst ein Kaller?"

F. „Ich gehöre zu ihrem Geschlecht, aber ich stehle und raube nie."

W. „Bewahre! Indes brauchst du dich vor deinen Genossen doch auch nicht zu fürchten. Nun mache keine Flausen! In höchstens zehn Stunden bringst du uns hin. Was ist das Fahrgeld?"

F. „Fünf Rupies, Herr; nur für Sie tue ich es so billig."

W. „Xaverimuttu, hole einen andern Fuhrmann!"

Mit letzteren Worten gehen wir kurzab ins Zimmer zurück, lassen uns eine glühende Kohle bringen, stecken eine Zigarre an (das Tausend zu $5.00), legen die Beine auf die weit vorlaufenden und flachen Lehnen unsers Lehnstuhles und trinken eine Tasse vorzüglichen Kaffees dazu. Bekleidet sind wir nur mit Hose und Hemd. Nach einer Viertelstunde meldet Xaverimuttu: „Der Fuhrmann ist da." Diesmal lassen wir ihn hereinkommen. Es ist derselbe. Er war stehen geblieben und hatte von dem Diener erkundet, daß wir uns nicht allzusehr prellen lassen. Wir sind nicht überrascht bei dieser Überraschung und sagen kühl: „Du kriegst 3½ Rupies, eine halbe mehr als recht. Nun schnell den Wagen her!" Der zu sechs Uhr bestellte Wagen kommt um acht, gerade wie es unsere Absicht ist. Die Pasu sind ziemlich gut. Durch die löcherichte Decke aber blinken die Sterne. Mit der freundlichen Versicherung: „Wenn es regnet und wir naß werden, ziehen wir dir das halbe Fahrgeld ab", steigen wir resigniert ein und strecken uns zusammen auf dem mit einer Matte bedeckten Stroh aus, den Kopf nach des Fuhrmanns nacktem Buckel, die Beine (unsere sind lang) ein Ende hinten zum Wagen herausguckend. Der scharfgeladene Revolver wird handlich an die Seitenwand gehängt. Los geht's, das heißt, das Fahren, nicht das Schießen. Unterwegs lassen wir uns, trouble zu vermeiden, um das Zollgeld prellen und schlafen friedlich ein, nicht ohne unsere Seele

Gott befohlen zu haben. Von all den Dörfern, durch welche, von all den Götzenhainen und Tempeln, an welchen vorbei wir kommen, merken wir daher für dieses Mal nichts. Nur einmal, mitten in der Nacht und mitten auf dem Wege, wachen wir auf; nicht vom Stoßen des Wagens, denn das fehlt nie, sondern gerade vom gänzlichen Mangel desselben: der Wagen steht, die Ochsen schlafen und der Fuhrmann ist nicht zu sehen. Wir wissen schon, was los ist. Den Stock ergreifend, steigen wir aus und schlagen ein paarmal unter den Wagen und treffen richtig was Weiches, Menschliches. Ein Brummen, Ächzen läßt sich hören. So freundlich wir sonst sind und auch jetzt gerne sein möchten, können wir doch nicht umhin, noch etliche wuchtige Hiebe zu tun, tüchtig zu schelten und namentlich mit Abzug des Fahrgeldes zu drohen. Das letztere hilft am besten. Der Kerl kriecht hervor, besteigt säumig genug seinen Sitz auf der Deichsel und treibt die Ochsen an. Wir schlafen wieder ein. Erst die strahlende Morgensonne und das vieltönige Geschrei der erwachten Kreatur macht uns die Lider aufschlagen und den rütteligen, unerquicklichen Schlaf aus den Augen wischen. „Wo sind wir? Wie weit ist es noch bis Pudukottai?“ gähnen wir den Ochsenlenker an. „Noch zwei Meilen.“ Richtig: da ist ja schon Tirukorarnam, die Vor-, Tempel- und Brahminenstadt von Pudukottai.

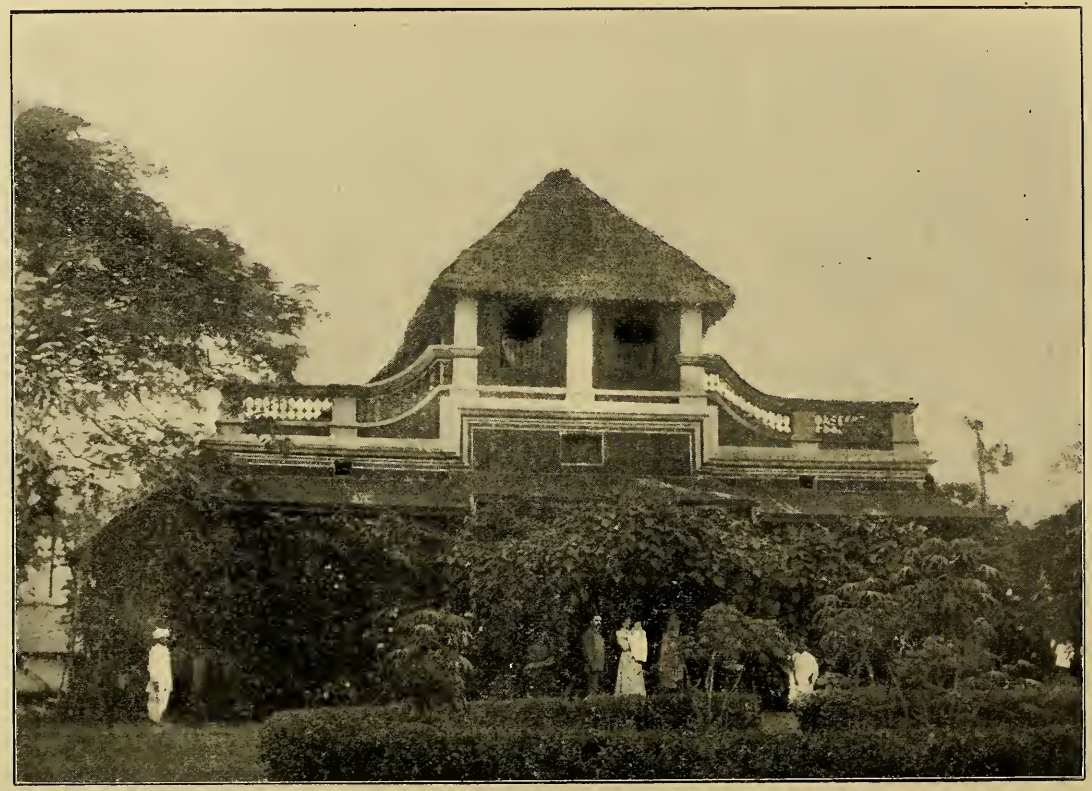
O Leser! könnte ich die Feder weit wegwerfen und den Pinsel ergreifen und dir alles malen! Könnte ich vielmehr dich plötzlich leibhaftig und nicht nur in der Phantasie mit hinnehmen und dir alles zeigen! Wie würdest du staunen! Denn wenn du auch andersfarbige Menschen gesehen hast, so doch wohl keine Indier. Und wenn dir auch vielleicht tropische Vegetation nicht unbekannt geblieben ist, so ist dir doch Indien, dies wunderbare Land, dessen Jahrtausende alte Geschichte ihm ein eigenartiges Gepräge gegeben hat, wohl gänzlich fremd. Und wenn von Indien überhaupt mit Recht gesagt wird, daß die Leute da vor tausend Jahren fast gerade so lebten wie jetzt, so ist das von dem kleinen, nur etwa 350,000 Einwohner zählenden und von einem eingeborenen Könige regierten Reiche Pudukottai noch mit mehr Recht auszusagen. Denn dieses — wie eine Oase mitten in der Wüste, sagen die Eingeborenen — mitten im britischen Zepterkreise liegend, ist doch noch unabhängig und weniger als irgend ein anderes Reich Indiens europäischen Einflüssen zugänglich ge-

wesen, ja, abgesehen von einem alten verkommenen Musikus, war ich der einzige Europäer in seinen Grenzen. — Wohlan, da es nun einmal nicht anders und besser geht, so laß dich von meiner Feder hinten auf den Wagen setzen, laß die Beine herausbaumeln und schaue dir mit mir — nicht Tirukorarnam, denn da wäre kein Fertigwerden, wir wollen das vielleicht ein anderes Mal tun — die Residenz Pudukottai an.

Also während wir durch Tirukorarnam fahren, machen wir die Augen zu und sehen nichts, obwohl uns wilde Musik, Pferdegetrappel, Hörnerklang, Elefantengetrompete, Hundegeheul, Leopardengebrüll, Menschengetöse 2c. neugierig genug macht. Aber jetzt sind wir durch. Wir öffnen die Augen. Dunkelheit umfängt uns. Wir fahren auf einer breiten, wohlgepflegten Straße in einer Allee so mächtiger, dichter Bäume, daß nur hie und da ein Sonnenstrahl durchfallen kann. Menschen, Männer und Weiber, dürftig und doch so malerisch in nasse Gewänder gehüllt, kommen aus dem Morgenbade, andere eilen in dasselbe. Etliche sind zu Fuß, etliche fahren auf ganz niedrigen kleinen Karren, die nur aus einem über die Achse gelegten Brett und zwei Rädern bestehen und von zwei Zwergöchslein mit Windeseile dahingezogen werden. Weiber tragen glitzernde Messingkrüge auf der vorgeschobenen rechten Hüfte. Nackte heidnische Bettelmönche sitzen am Wege und rufen die Vorübergehenden um milde Gaben für sich und ihren Götzen an, die ihnen auch reichlich gespendet werden. Bajaderen (Tempeldienerinnen) kommen üppig geputzt, frechen Blickes, Hand in Hand einher. Plötzlich hören wir Pferdegetrappel hinter uns und langgedehnten Hörnerklang. Zwei phantastisch aufgeputzte Reiter mit langen Messinghörnern kommen in brausendem Galopp und tutend angeritten, und unser Fuhrmann lenkt schon zur Seite. Zwei Läufer folgen, „weicht aus! weicht aus!“ rufend. Hinter ihm fährt in scharfem Trabe eine stattliche Karosse. Der Rosselenker, in europäischer Livree, sitzt auf dem Sattelpferde. Die beiden Vorderpferde — denn es ist ein Viergespann — werden von halbnackten Pferdeknechten, die beiher laufen, am Kopf gehalten. Auf dem Bock thront höchst majestätisch mit untergeschlagenen Armen ein stolzer, bärtiger Mohammedaner, der gar trotzig unter seinem Turban hervorblickt. Sonst können wir in der Eile nicht viel sehen. Aber daß auf dem Rücksitze ein goldstrahlender Herr, einen goldenen

Säbel über den Schoß gelegt, sitzt und ihm gegenüber im Fond ein kleines Männlein im Kattunkittel und -Höslein und mit einer goldenen Mütze auf dem Kopf, das erkennen wir doch. Wir grüßen sehr höflich. Denn der kleine Kattunene ist — der König von Pudukottai, der nach einer nächtlichen wüsten Orgie im Tempel in seinen Palast fährt, um zu schlafen. Er erwidert unsern Gruß mit einem freundlichen "How are you, Zorn?" das wir aber mehr voraussetzen als hören. Zwei Kavalleristen stieben hinterher, und alles ist vorbei. Eine Staubwolke umhüllt uns. Ein Klingklang ertönt. Unsere Pasu schnauben ängstlich. Der Fuhrmann, der kaum wieder auf die Mitte des Weges gefahren ist, muß von neuem ausweichen. Aber die Ochsen scheuen, der Mann muß herunter von seinem Sitz, die Tiere am Kopf fassen und sie beruhigen. Denn ein ungeheurer Elefant kommt an, auf seinem Rücken eine vergoldete „Howdah" mit zwei rotsammetnen Sitzen tragend, und eine goldgestickte Decke streift fast die Erde. Zwischen seinen kolossalen Ohren sitzt der Treiber. Ja, Leser, das ist ein anderer Kerl, nämlich der Elefant, als die kleinen Zirkuselefanten, die hier zuweilen gezeigt werden. Unser Vieh hatte den Abend vorher den König in den Tempel getragen und war bereit, ihn auch wieder zurückzubringen, aber es gefiel dem Herrscher, den Wagen zu benutzen. So mußte der Elefant ledig seinem Stalle zuschreiten.

Nun lichtet sich das Dunkel der Allee. Wir fahren in eine breite Straße ein. Die Stadt beginnt. Die Häuser sind groß und klein, je nachdem, aber alle sich ähnlich, nämlich alle von Backsteinen und im Geviert um einen Binnenhof gebaut, mit weit überragendem Verandadache, so daß die Bewohner tiefgebeugt eintreten müssen. Ziegel- oder flache Dächer. Fast alle einstöckig. Nur hier und da ragt ein hohes Gebäude hervor, kurios gebaut, mit Türmen, Säulen, Erkern verziert, buntbemalt, einem reichen Herrn gehörend. Es wimmelt auf der Straße von Menschen, bis hierher sonderlich von Mohammedanern; häßliche, windhundähnliche Köter lungern umher und erheben bei unserm Anblick ein widerliches Geheul, denn ehrlich bellen können sie nicht. Je weiter wir fahren, desto dichter wird die Menschenmasse. Die Straße mündet in einen sehr großen, weiten Platz, den Markt. Der ist von Privathäusern, kleinen Tempeln, Ruhehäusern mit großen Säulenhallen, dem Gefängnis, Ge-



**Das Haus, in dem Missionar Zorn wohnte.**

Links der Koch, rechts die Köchin. Aber in der Mitte steht sein Nachfolger mit seiner Familie.

richtshallen umgeben. Zuerst erblicken wir eine Wagenburg, oder besser eine Karrenburg, denn die Dorfleute, die ihre Produkte zu Markt gebracht, haben ihre Wagen und Ochsen an einer Seite aufgestellt. Ordentliche Straßen von Buden, mit gelber Leinwand überspannt, sind gebildet, und hier ist alles mögliche zu kaufen: Schaffleisch, Früchte, Götzen, Bücher, Kaffee ꝛc., Backwerk, Juwelen — doch wie kann ich das alles herzählen? Quacksalber bieten ihre Dienste an, Wahrsager und Zauberer sind auch zu finden, wenn man sie nur erkennt. Weber haben ihre Stoffe ausgebreitet. Und alles schreit und feilscht und drängt und stößt sich; nur in langsamem Schritt können wir durch das Gedränge fahren. Einmal müssen wir ganz stille halten, denn es begegnet uns ein von zwei sehr großen Pasu, deren Hörner vergoldet und deren Hälse mit einem schönen Schellengeläute verziert sind, gezogener Omnibus. Ein feingekleideter Kutscher sitzt auf dem Bock, und zwei Diener schreiten voraus, Platz machend. In dem Wagen aber sitzt eine ganze Anzahl weiblicher Wesen, alter und junger, in seidene Gewänder gehüllt, mit Juwelen bedeckt. Es sind die Damen des Serkeel (Premierminister), die sich das Marktgetümmel ansehen und vielleicht einige Einkäufe machen wollen. Wir sind froh, dies Gewoge hinter uns zu haben, und gelangen an eine ungeheure, zwei Block lange und zwanzig Fuß hohe schwarze Mauer, die sich auf der linken Seite der Straße hinzieht und offenbar ein Viereck, also vier Block, einschließt. Was dahinter ist, können wir nicht sehen, die Mauer ist zu hoch; nur einen Turm sehen wir hervorragen. Diese Mauer schließt den Palast des Königs ein, den wir bald besuchen wollen. Nun biegen wir links um die Ecke und fahren in die Hauptstraße ein. Die gleicht der eben beschriebenen ganz, nur daß die stattlichen Gebäude zahlreicher sind. Sie ist stiller, da die Leute alle auf dem Markte sind. Wir fahren ganz bis ans Ende und sehen endlich einen großen Garten vor uns, in welchen ein zierliches Tor uns einläßt, und wir sind da, wo ich 4½ Jahre gewohnt und viel Freude und Leid erlebt habe: im Missionsgehöft zu Pudukottai.

Das Missionsgehöft zu Pudukottai, lieber Leser, will ich dir so zeigen, wie es um das Jahr 1875, nachdem ich vier Jahre da gewohnt hatte, aussah. Es umfaßt einige, vielleicht drei Acker Land. Längs der Landstraße ist es durch eine dichte lebendige Hecke aus

Kaktus und allerlei Gebüsch, mit Bäumen untermischt, gesäumt, welche nur das mit ziemlichen Unkosten aus Backsteinen errichtete und mit Muschelkalk beworfene und künstlich geglättete Tor unterbricht. Das ist die Südseite. Im Westen schließt es eine Lehmmauer ab, im Norden eine lange, dichte Palmyra- und Palmenreihe, im Osten wieder eine Hecke. Parallel mit der Straße, das Gehöft in der Mitte durchschneidend, läuft ein Kanal, eine Strecke weit gemauert, dem Tore gegenüber überbrückt. Der ist gewöhnlich trocken, aber regnet es mal, so donnert sein Gewässer durch den Garten dahin, oft Bäume und Tiere mit sich reißend und den ganzen Garten bis an die Stufen der Haustreppe überschwemmend. Vom Tore aus und über die Brücke führt eine breite, sorgfältig gepflegte Straße. Von den kettenbeladenen Gefangenen Pudukottais habe ich sie bauen und instandhalten lassen. Die führt auf einen freien, mit Kies belegten Platz, in dessen Mitte ein kleiner reizender Blumengarten prangt, der Gegenstand der besonderen Fürsorge meiner Frau. Während die Straße, die ich eben erwähnt habe, mit mächtigen „Blumenkönigsbäumen" besetzt ist, ist dieser Platz mit einer dichten Arrowroot-Hecke umgeben, die der Gärtner immer fein stutzt. Das Blumengärtchen umgibt ein Kranz feinen hohen Grases. Und hinter diesem Gärtchen liegt das weißschimmernde Missionshaus, mit seinen soliden dicken Backsteinmauern, seinem flachen Dache, seiner säulengetragenen Veranda, seiner stolzen Treppe, seinen vergitterten Fensteröffnungen und seinem auf dreieckiger Dachverzierung hoch prangenden roten Kreuze. Hinein darfst du aber noch nicht, mußt dir erst die Umgebung noch mehr und näher ansehen. Stehst du mit dem Gesicht dem Hause zugewendet, so siehst du links ein aus weißgetünchten Lehmmauern errichtetes Vorratshaus, mit Strohdach und Veranda ringsum, letztere ein Lieblingsaufenthalt meiner eingeborenen Besucher. Und gehst du zwischen diesem und dem Missionshause durch auf die Hinterseite des Hauses, so kommst du in einen von Gebäuden umgebenen Hofraum. Da ist erst das Haus des Fuhrmanns und seiner Familie, dann sein Ochsenstall, ferner eine Hütte für unsere Reinmacherin, ein Wagenschuppen und ein langes weißes Backsteingebäude, Küche, Kochwohnung, Vorratskammer enthaltend. Ein kleines leeres Backsteinhäuschen, ein verfehlter und so unbenutzter Bau, schließt das Viereck ab. Und nun hebe deine Augen

auf und sieh, wie hie und da Häuser unter den Bäumen versteckt liegen. Jenes große Lehmgebäude mit Strohdach und Veranda auf vier Seiten ist die Schule. Und in jenem kleinen Hause wohnt ein Evangelist, Kornelius, dort ein Lehrer, hier der Katechet, da wieder

**Meine liebe Frau mit den in Indien geborenen Kindern, 1876.**

ein Lehrer. Nicht wahr, ein ganzes Dörflein im Missionsgarten? Hinter dem Vorratshause nach Westen hin zieht sich eine Allee von hochragenden Seidenbaumwollbäumen, und an diese lehnt sich ein Bananen- und Gemüsegarten, einem Wäldchen gleich, von zwei Gärtnern gepflegt, aber leider ein Ärgernis vieler, denn aus dem hat man mich stets entsetzlich bestohlen, und meiner Christen Hände sind auch

nicht rein. Es ist aber auch gar zu verlockend: in der größten Dürre ist der Garten stets blühend und fruchtebringend, denn der große Brunnen in der Mitte kann den vier ziehenden Armen nicht widerstehen, er muß sein Wasser in ein Bassin strömen lassen und aus diesem in den Garten. Und sonst hin und wieder in dem weiten Gehöfte breiten Dutzende von ungeheuren alten Tamarinden ihre belaubten, fruchtreichen Äste weit aus, ebenso gewaltige Mangos, Ölbäume und viele andere. Hunderte von jungen Mango-, Seidenbaumwoll- und Mandelbäumen besetzten das geackerte Land in geordneten Reihen. Ein jenseit des Kanals liegendes Viereck ist dunkel von hohen Bambusstauden, Tamarinden und allerlei Frucht und Brennholz liefernden Bäumen. In der südöstlichen Ecke blicken Grabsteine unter dem Gebüsch hervor. Da schlafen die Christen Pudukottais, deren Seelen Gott abgefordert hat, der Auferstehung entgegen. Das ganze, so mannigfaltigen Anblick bietende Gehöft aber ist ein Aufenthalt nicht nur von Menschen und Haustieren, sondern auch von unzähligen Schlangen, Skorpionen, Papageien, Eichhörnchen, Fledermäusen und Eidechsen aller Arten ꝛc.

Und nun ins Haus! Vorne die Treppe hinauf! Wir stehen auf der Veranda und schauen uns um. Viel ist nicht zu sehen, aber schön ist's da doch. Das Dach senkt sich so zierlich weiß und braun herab, breit und bequem ist die Veranda, würde hundert Menschen fassen. Über der Treppe wölbt sich ein stets grünender und blühender Bogen von Blumen und Winden. Zierlich ist die Brüstung gemauert und trägt viele stattliche Säulen, jede 1½ Fuß im Durchmesser, die wieder das Dach tragen. Und zwischen jedem Säulenpaar stehen drei Tonvasen mit Blumen und Gewächsen, die jedes Gärtners Herz lachen machen würden. Ebenso ist auch das Treppengeländer verziert. Da geht man, sonderlich des Abends, spazieren, da sitzt man, da ißt man zu Nacht, da schläft man auch in heißen Nächten. — Der Treppe gegenüber öffnet sich eine grüne Flügeltür. Wir treten durch sie in einen großen, hohen Saal ein, unser Wohngemach. Der nimmt die ganze Breite des Hauses ein und ist sehr, sehr gemütlich. Von der Decke hängen, vorne und hinten, große Punkas (Windfächer) hernieder, die werden von einem Diener gezogen und bringen die heiße Luft in kühlende Bewegung. Bilder schmücken die weißen Wände. Wandleuchter und Hängelampen, deren Licht durch große

Glaskelche gegen den steten Zug geschützt ist, sieht man hier und dort. Der steinerne Fußboden ist mit glänzenden Strohmatten, alle zusammengenäht, bedeckt. Unter jeder Punka steht, daß ich so sage, eine Möbelgruppe: vorne ein runder Tisch mit Sofa, Sesseln und Stühlen; hinten wieder ein runder Tisch mit Stühlen; hier essen, dort sitzen wir nach den Mahlzeiten und hat sonderlich meine Frau ihr Regiment mit ihren Kindern und Mägden. Sonst sind die Wände und Nischen mit Harmonium, Sofa, Stühlen, Tischchen und einem mächtigen Büfett (side-board) besetzt. — Der Eingangstür gegenüber führt eine ebensolche auf die hintere, kleinere Veranda. Diese wird von einem Bogen getragen und ist der Aufenthaltsort der Hausdiener. Da hat der Koch seinen Anrichtetisch, von welchem aus er Schüsseln und Speisen in den Saal trägt. Da steht der Punkazieher. Da sitzt der Immerbereit, der Stubenbursche, namens Joseph, ein Taugenichts, aber dabei gutmütig. Eine Treppe führt in den Hof. — Zu beiden Seiten des Saales liegen je zwei Stuben. Rechts nach vorne mein Studierzimmer, ohne Stühle, außer einen für mich und einen für besondere Leute, denn meine braunen Gäste sitzen auf der Matte. Eine besondere Tür führt nach außen. An dieses stößt unser Schlafzimmer mit seinen harten Lagerstätten, deren „Himmel" und Vorhänge uns gegen die Unarten der Eidechsen, Frösche, Fledermäuse und Moskitos schützen. Ein Badezimmer ist angebaut, und in dem erquicken wir uns täglich zweimal in dem künstlich kühl gemachten Wasser. Auf der andern Seite des Saales liegt zunächst ein Fremdenzimmer nach hinten, unserm Schlafzimmer ganz ähnlich, und nach vorne unser sogenanntes gutes Zimmer für besondere Feierlichkeiten und Besuche mit buntgepolstertem Sofa und Sesseln und zierlichen sonstigen Möbeln. — Von der hinteren Veranda führt eine Treppe auf das Dach.

Laß mich dir, lieber Leser, auch unsere Diener vorstellen, die uns während unsers ganzen Aufenthaltes in Indien treu geblieben sind. Da ist zuerst und vor allem der Koch Periatambi und seine Frau, die Köchin, namens Arpudam. Diese beiden sind Heiden, haben uns aber für geringen Lohn — zusammen $4.00 monatlich ohne Kost — viel Gutes getan. Sonderlich auf den häufigen und beschwerlichen Reisen pflegte mich der treue Periatambi wie eine Mutter ihr Kind, und seine Frau versorgte derweilen meine Frau mit

Speise und Trank. Sodann Xaverimuttu, der Fuhrmann, und seine Ochsen. Für ihn und sie zahlte ich monatlich $8.50. Er ist ein Christ, von mir aus den Papisten in unsere Kirche aufgenommen, eine treue Seele, hat mich nie umgeworfen, was Mietsfuhrleute öfters getan haben. Ferner Joseph, der Stubenbursche, dessen Charakter schon gezeichnet ist. Wenn er fürchtete, Prügel zu kriegen, brannte er gewöhnlich durch, ließ aber seine Kleider, die mir gehörten, ehrlicherweise zurück. Der Hunger brachte ihn gemeiniglich wieder.

**Fruchtmarkt.**

Sein Gehalt war $1.75. Nun kommt Saveriammal, die Reinmacherin; sie war von der niedrigsten Kaste, besorgte die schmutzigsten Arbeiten für $1.75 per Monat. Zwei heidnische Gärtner und Wächter erhielten $2.50 und $2.00 und mußten dafür die Gartenarbeit bei Tage versehen und nachts wachen, das heißt, auf der Veranda schlafen wider Räuber und Raubtiere. Übrigens waren das nach ihrer Art treue Leute und haben während meiner häufigen Abwesenheit auf Reisen manchen Engeldienst an meinen einsamen Lieben getan. Wie sorgsam umfing z. B. Kaliamuttu meinen kleinen Hans mit seinen nackten braunen Armen und trug oder fuhr ihn

spazieren in abendlicher Kühle! Für je ein Kind hatten wir außerdem ein Kindermädchen, Elisabeth und Selvam, für zusammen $3.50. — Nicht wahr, eine ganze Dienerschar? Ja, es sind nicht weniger als acht Stück. Aber für alle zusammen hatte ich nicht mehr als $15.50 monatlich zu zahlen *ohne Kost*, also nicht mehr als für ein Dienstmädchen hierzulande. Und so viele *mußte* man haben, erstlich wegen der Kaste (Geschlechterunterschied), welche einem jeden nur eine besondere Arbeit erlaubt, dann, weil Europäer dort durchaus keine körperliche Arbeit verrichten können und man alles von Dienstboten tun lassen muß. Das ist nun einmal allgemein so. Außerdem mußten wir unsere Wäsche noch außer dem Hause waschen lassen, und zwar 32 Meilen entfernt in Trichinopoly, denn in Pudukottai gab es keine Wäscher für Europäer und überhaupt niemanden, der die edle Kunst des Bügelns verstand. Jede Woche mußte daher mein Wagen oder ein Knecht der leidigen Wäsche wegen die weite Reise machen.

Über das ganze Haus- und Hofwesen war der Katechet als eine Art Haushofmeister gesetzt. Sein eigentliches Amt war das zwar keineswegs. Vielmehr sollte er so etwas wie ein nichtordinierter Hilfsprediger sein. In dieser Qualität hatte er indes bei mir äußerst wenig zu tun und war es auch von der Zeit her, da kein Missionar in Pudukottai wohnte, gewohnt, dem Äußerlichen seine Dienste zu weihen. Doch begleitete er mich auf allen meinen Reisen und genoß mit den Lehrern täglich zwei Unterrichtsstunden von mir.

---

## Zwölftes Kapitel.

### Rajah Ramachendra Tondiman Behauder, Maharajah of Pudukottai.

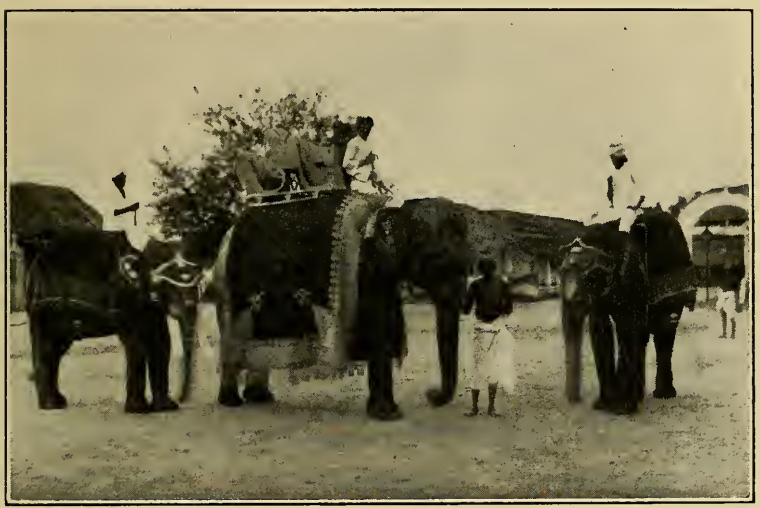
Das ist Name und Titel des regierenden Königs von Pudukottai, des unumschränkten Gebieters seines Ländchens und seiner etwa 350,000 Untertanen. Der König ist ein feistes Männlein, etwa 4½ Fuß hoch und nun wohl 50 Jahre alt. Sitzt er, namentlich so, daß man seine Beine nicht sieht, so scheint er viel größer zu sein, als er wirklich ist; denn sein Oberkörper ist der eines 5 Fuß und 2 Zoll großen Mannes; seine Beinlein aber sind von so unbeschreiblicher Kürze, daß es, wenn er aufsteht, aussieht, als ob er in die Erde sänke. Für gewöhnlich trägt er nicht seinen Staatsanzug. Das wäre un-

tunlich. Denn der hat eine solche Last von Stoff, Gold und Juwelen in und an sich, daß er wie ein Bleigewicht oder wie eine mittelalterliche Rüstung die Glieder beschwert, und das ist natürlich unter den Tropen am allerunerträglichsten. Der wird also nur bei ganz feierlichen Gelegenheiten und — wenn sich sein Besitzer photographieren läßt, auf eine kurze Weile angelegt; befindet sich außerdem seit Jahren in den Händen eines der Hauptgläubiger des Königs und wird nur, wenn die englische Regierung durch ihre Gesandten prompte Zurückgabe garantiert, gegen ein bedeutendes douceur oder Trinkgeld für solche Gelegenheiten hergeliehen. Er braucht eben viel Geld, der kleine König, viel mehr, als er hat, und er mußte es trotz seiner absoluten Gewalt erleben, daß in seiner eigenen Residenz bekannt gemacht wurde, und zwar öffentlich auf der Straße, daß der Staat für seine Privatschulden nicht mehr haften könne, also man ihm wohl Geld leihen, aber Zurückzahlung nicht erwarten dürfe. Im übrigen ist der König ein bigotter Heide, in schrecklicher geistlicher Blindheit versunken, ein Spielzeug in den Händen betrügerischer Götzenpriester, die alles mit ihm machen, namentlich ihn für ihre Habsucht ausnutzen können, so sie nur seinem Aberglauben und seiner unersättlichen Fleischeslust Nahrung zuführen, was zu tun sie auch nicht ermangeln. Doch ist nicht zu leugnen, daß er viel natürliche Gutmütigkeit besitzt. Mir war er stets ein freundlicher Gönner, und in der späteren Zeit meines Aufenthalts bei ihm pflog er sogar eine Art seinerseits vertraulichen Umgangs mit mir, trotzdem ich ihm nie anders als mit der größten Freimütigkeit und Selbständigkeit begegnete. Er ist auch nicht unbegabt, spricht vier bis fünf Sprachen und sonderlich das Englische ganz fließend.

Aber ich denke, der geneigte Leser kriegt am besten einen Begriff von der Persönlichkeit des kleinen Königs und von seinem Hofstaate ꝛc., wenn ich eine und die andere meiner häufigen Begegnungen mit ihm herausgreife und ausführlich erzähle.

Eines schönen Morgens, im Juli 1874, als ich gerade Strohwitwer war, das heißt, als Frau und Kind verreist waren, brachte mein brauner Postbote mir einen Brief, der mich ordentlich in Aufregung versetzte. Denn erstlich zeigte der Brief eine mir ganz fremde Unterschrift. Und dann teilte mir der Schreiber mit, er sei Mitinhaber einer kaufmännischen Firma in Bremen und Calicut, habe

sich neulich verheiratet, mache mit seiner jungen Frau eine Hochzeitsreise durch Indien und wolle ihr gar eine der größten Merkwürdigkeiten des Wunderlandes, nämlich den Hofstaat eines eingeborenen Königs, zeigen. Da er nun erfahren habe, daß ich mit dem Könige von Pudukottai gut bekannt sei, so erlaube er sich, bei mir einzukehren und mich zu bitten, ihn bei Hofe vorzustellen. Meine Frau, die er in Trichinopoly kennen gelernt, habe ihn zu dieser Kühnheit ermutigt. Er werde morgen kommen mit seiner Frau und auch einen jungen Freund mitbringen ꝛc. — Ich fuhr in die Höhe, wie



**Elefanten des Rajah von Pudukottai.**

von einer Tarantel gestochen. Hatte da immer in so fürchterlicher Einsamkeit gesessen, daß mir bei Ankündigung eines solchen Besuches, der auch noch Amüsement von mir erwartete, der Schreck durch alle Glieder fuhr; 's war indes ein freudiger Schreck, wenigstens ein Schreck mit Freude dabei — so wird's wohl recht sein. Na, ich wollte mich nicht unvorbereitet treffen lassen. Vor allen Dingen trommelte ich meine sämtlichen Diener, Schullehrer, den „Evangelisten" und den Katecheten zusammen und pflog Beratungen mit ihnen. Deren Resultat zeigte sich bald. Die Schule kriegte frei — übrigens war es Sonnabend und also nur ein halber Schultag — und die Kinder

unter Leitung der Lehrer und unter Oberleitung des Gärtners mußten Kränze und Girlanden winden und knüpfen ohne Zahl, das Haus und besonders die Veranda über und über zu schmücken. Der Koch ging zu Markt, die verschiedensten Einkäufe zur Bewirtung der Gäste zu machen, z. B. bei dem butcher die tägliche Ermordung eines Hammels zu verfügen und das jedesmalige Rückenstück zu bestellen. Der Evangelist tobte mit seinem Neffen, dem Stubenburschen, im Haus herum und stellte, um alles rein und ordentlich zu machen, erst mal alles auf den Kopf. In die Badezimmer wurde Wasser gebracht und in die Kühltöpfe gefüllt. Der Hofraum wurde gefegt, die Ochsen gewaschen, der Wagen gesäubert. Alle Diener mußten reine Wäsche bereit halten. Ich selbst steckte neue Lichter in die Leuchter und gab überhaupt allem mit zarter, kundiger Hand die beste Weihe — wie ich wähnte wenigstens. So war es Nachmittag geworden. Nun mußte sich der Katechet in seinen höchsten Wichs werfen und einen Brief in den königlichen Palast tragen folgenden Inhalts:

„Möge es Ew. Exzellenz*) gefallen —

„Notwendig muß ich noch heute abend eine Audienz haben. Ich erwarte mehrere seltene Gäste, die einige Tage bleiben werden und deshalb kommen, um Ew. Exzellenz, und zwar mit allem Pomp eines indischen Fürsten umgeben, zu sehen. Das Nähere möchte ich persönlich mit Ihnen besprechen. Seien Sie daher so freundlich, mich heute abend zu Ihnen gelegener Zeit abholen zu lassen.

„Ich habe die Ehre, zu zeichnen

„Ew. Exzellenz gehorsamer Diener

„C. M. Zorn."

Nach einer Stunde kam der Katechet wieder mit der vom König eigenhändig und englisch geschriebenen Antwort:

„Mein lieber Herr Zorn:

„Ich werde mich glücklich schätzen, Sie heute abend in meinem Palaste zu sehen. Mein Wagen soll Sie um sechs Uhr abholen.

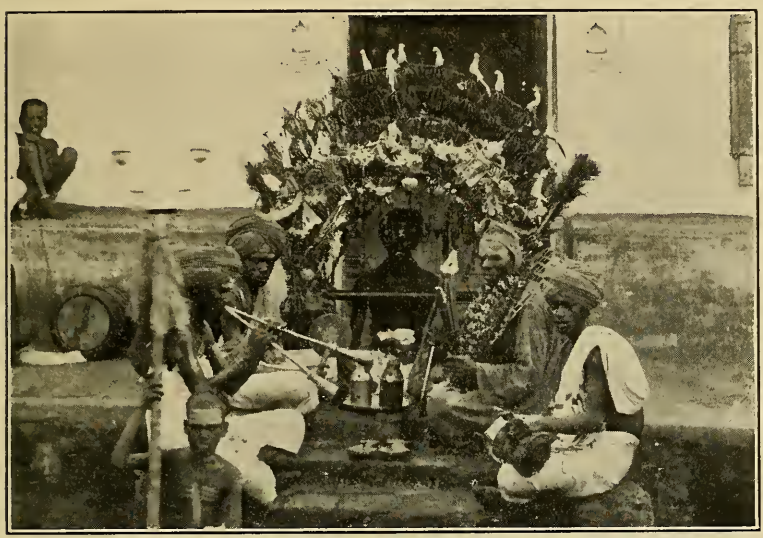
„Aufrichtig der Ihre

„Rajah Ramachendra

„Tondiman Behauder."

*) Einen höheren Titel gab die englische Regierung der kleinen Majestät nicht, und die Europäer segelten unter Englands Flagge mit.

Richtig! um sechs Uhr war der Wagen da, eine Chaise, mit zwei Pferden bespannt und von dem königlichen Stallmeister und den Pferdeknechten begleitet. Gewöhnlich war der König nicht pünktlich, und ich hatte geglaubt, sein „um sechs Uhr" bedeute sieben oder acht Uhr, und mich daher noch nicht fein „gedreßt". Da ich nun aber aus der Pünktlichkeit des Königs sah, daß er neugierig sei, wollte ich ihn auch nicht warten lassen, und wie ich ging und stand, nämlich in weißem Anzug, stieg ich ein. In schnellem Trab zogen mich die Rosse



**Götzendienst-Musikchor.**

bis an die Mauer des Palastes und blieben da vor einem Pförtchen stehen. Da es schon dunkel war, wartete ein Diener mit einer Fackel und leuchtete mir durch etliche winkelige Höfe und Gänge in eine Art Halle, die, von Möbeln gänzlich entblößt, außer den vier grauen Wänden nur zwei Stühle aufzuweisen hatte. Ein Diener mit einer brennenden Kerze in der Hand stand in der Mitte der Halle wie eine Bildsäule. Auf einem der Stühle saß der König.

Der König — man hätte ihn ebenso gut für einen Bettler halten können. Auf seinem Kopfe hatte er nichts. Ziemlich ungekämmt hing sein Zopf, in einen losen Knoten geschlungen, über den Nacken

hernieder. Das Vorhaupt war jedenfalls seit vier Wochen nicht geschoren und zeigte struppige Borsten. Seine Beine staken in einem Paar weiter Kattunhosen, seine aussätzigen Füße nackt in roten Schnabelschuhen, die hinten niedergetreten waren. Sein Oberkörper war nackt, nur ein rot-baumwollenes Taschentuch mit sehr deutlichen Spuren intimer Berührung mit einer schnupfenden Nase war über die bloße Brust gebreitet. Sogar seine sonst stets in Handschuhen verborgenen, gleichfalls aussätzigen Hände waren unverhüllt und streckten sich mir leutselig entgegen. „Ah, Zorn, wie befinden Sie sich? Nehmen Sie Platz! Sie entschuldigen, daß ich ganz in Negligé bin. Ich bin nicht ganz wohl. Setzen Sie sich, setzen Sie sich! Habe solchen Husten! Meine Füße tun mir so weh! Dies infame Méhchanîr (leichtere Art des Aussatzes)! Well, nicht zu ändern. Setzen Sie sich!" Diese Worte etwa stotterte er sprudelnd hervor und machte dazu das freundlichste Gesicht. Ich schüttelte ihm die Hand, machte etliche Redensarten und nahm ihm gegenüber Platz.

„Sie entschuldigen", fuhr der König fort, „daß ich Sie durch die Hinterpforte hereinführen ließ. Ich wollte alles Aufsehen und alle Umstände vermeiden. Wir kennen uns ja. Was ist denn das mit Ihrem Besuch? Ist das ein reicher Herr?"

„O, ich glaube, er ist gut ab."

„Wie reich mag er sein?"

"Well, ich weiß nicht, mehr als ich hat er anyhow."

„Ja, das glaube ich. Aber wie viel Einkommen, Zinsen monatlich, mag er haben?"

„Hören Sie mal, Exzellenz", sagte ich lächelnd, „ich habe schon oft gesagt, daß wir Europäer und sonderlich Deutschen und ganz besonders Christen den Menschen nicht nach dem Geldsäckel schätzen. Ich habe mich also nicht im geringsten darum gekümmert, was für ein Einkommen Mr. S. hat. Kaufleute sind ja auch, je nachdem die Geschäfte gehen, reicher oder ärmer. Indes muß Mr. S. Geld genug haben, denn Reisen von Deutschland nach Indien und durch Indien kosten Haufen Geldes."

„Ja, ja, er muß Geld haben. Ist er ein gentleman?"

„Habe ihn noch nicht gesehen, aber jedenfalls."

„Ist seine Frau schön?"

„Rajah, das geht Sie nichts an!"

„Hm, all right. Na, nun sagen Sie mir, was Sie mir sagen wollten."

Der Leser sieht, daß mein Katechet schon ordentlich mitteilsam gewesen war, denn der König war ziemlich orientiert. Ich zeigte oder übersetzte ihm nun erst den Brief, den ich erhalten. Als er von dem jungen Freund hörte, der mitkommen sollte, fragte er wieder: „Ist das ein gentleman?" Auch das bejahte ich. Dann fuhr er fort: „Ja, Mr. Zorn, ich muß doch eigentlich wissen, wie reich Mr. S. ist. Denn sehen Sie, danach muß ich die Ehren des Empfangs richten."

„Exzellenz", sagte ich bestimmt, „ich bin ein ganz armer Kerl, und Sie haben mich neulich an meinem Geburtstage noch geehrt wie einen Fürsten."

„Ja, das ist was anderes. Sie sind ein gentleman und mein Bruder, verstehen Sie? Das ist was anderes."

„Wohlan, dann ehren Sie meine Gäste um meinetwillen. Und auch um Ihretwillen. Denn sie kommen, um einen indischen Fürsten in allem Pomp zu sehen. Wenn Sie sich da nun nicht ordentlich aufwichsen, so wird mit Achselzucken und Lächeln von der Schäbigkeit des Königs von Pudukottai geredet werden."

Das schlug durch. "Mr. Zorn", rief er plötzlich entschlossen, „Sie kennen ja genugsam alles, was mir zu Gebote steht. Machen Sie das Programm, machen Sie das Programm! Es soll genau ausgeführt werden."

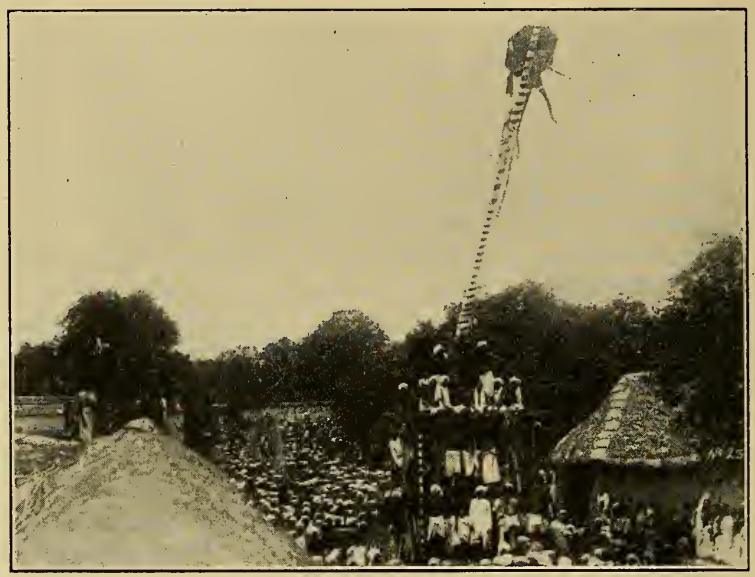
„Dann lassen Sie mal einen Tisch und Tinte und Feder holen."

„He!" (Ein Dutzend Diener stürzen herein. Einer stellt sich mit ehrerbietig vor den Mund gehaltener Hand vor seinen Gebieter.) „Tinte, Feder, Papier, Tisch!" (Alles kommt.)

Indem ich nun alles mit dem König besprach, machte ich folgende Notizen: „Morgen ist Sonntag. Da wollen wir für uns in der Stille sein. Nur eine gute Chaise mit zwei Pferden und Bedienung kommt morgen früh um sechs auf das Missionsgehöft und bleibt da stationiert, solange meine Gäste da sind. — Montag morgen zehn Uhr Audienz im Palast mit großem Durbar (Staatsversammlung aller Würdenträger des Reiches). Abends Erwiderung des Besuches im Missionshause mit voller Leibwache und Elefanten in großem Staat. Darauf in drei Chaisen Fahrt zur Residency (ein schönes europäisch gebautes Haus vor der Stadt, eigens für die Gäste des

Königs bestimmt), dinner, Musik 2c. Dienstag holt der König die Gäste zu einem Ritt auf Elefanten ab. Einzelheiten bleiben Ihnen überlassen." Das war mein Programm, das der König sorgsam zu sich steckte, und zwar zwischen Hose und nackter Taille.

Nun wollte er mir meine Gäste noch ganz nehmen, sie bei sich in seiner Residency beherbergen, doch das wandte ich ab unter dem Vorgeben, daß ich auch etwas von ihnen haben wolle. Dann machte ich



**Ein Büßer läßt sich mit durch die Rückenmuskeln gezogenen Haken hoch aufschwingen.**

Bewegungen zum Aufbruch. Er gab ein Zeichen. Vier Diener traten ein. Einer trug eine Platte mit grünen Blättern, Betelnuß und Tabak. Ein anderer hatte Kränze. Ein dritter einen silbernen Becher mit wohlriechender Sandelholzauflösung. Ein vierter eine silberne Kanne mit Rosenwasser, mit einem feinen Siebe verschlossen. Der König stand auf. Ich auch. Mit einer Verbeugung ergriff er zuerst einen großen starkriechenden Kranz und hing ihn mir um den Nacken, wobei ich mich natürlich tief beugte; denn er war 4½ Fuß hoch, der kleine König, meine ich. Ich aber messe 6 Fuß 2 Zoll,

wenigstens maß ich so viel, als ich mich im Königreiche Bayern zum Militär stellen mußte. Um jedes Handgelenk legte er mir einen kleinen Kranz, in die Hand gab er mir einen Strauß, in dessen Mitte eine kleine Zitrone prangte. Dann reichte er mir den silbernen Becher mit Sandelholzwasser, in welches ich einen Finger tauchte. Der Teller mit den Blättern ꝛc. wurde präsentiert, aber von mir abgelehnt. Zuletzt besprengte er mich mit Rosenwasser und sagte: „Also auf Wiedersehen, wie besprochen.“ Diese sich bei jedem Besuch wiederholende Scene ging unter lauter gegenseitigen Verbeugungen vor sich. Das ist indische Hofetikette und darf nie fehlen. Der König begleitete mich bis an die Tür der Halle. Da nahm mich der Fackelträger in Empfang und brachte mich in den Wagen, und ich fuhr zufrieden ab.

Meine Predigt für den morgenden Sonntag hatte ich glücklicherweise fertig gehabt, ehe der aufregende Brief kam. Das Memorieren pflegte ich morgens in aller Frühe zu besorgen. Diesmal aber tat ich's noch den Abend vor dem Zubettegehen, weil ich die Gäste mit Tagesanbruch — in Indien reist man der Hitze wegen stets nachts — erwartete und auf keine stille Stunde am andern Morgen zu hoffen hatte. Die Kopfarbeit spät abends und die aufregende Erwartung raubten mir ziemlich den Schlaf, und morgens um fünf Uhr war ich wieder auf den Beinen. In die mitten in der Stadt gelegene und aus Lehm erbaute Kapelle ließ ich Stühle tragen, um meine Gäste ordentlich placieren zu können. Der königliche Wagen kam an und war bereit. Aber die Gäste kamen nicht. Als ich um acht Uhr in die Kapelle zum Gottesdienst fuhr, waren sie immer noch nicht da, und als ich um zehn Uhr zurückkehrte, auch nicht. Ich war begreiflicherweise ziemlich verdrießlich. Mein Koch wurde bös und brummte über sein wohlbereitetes und nun kaltgewordenes Frühstück. Des Königs und aller von ihm getroffenen Vorbereitungen wegen wäre es mir sehr unangenehm gewesen, wenn den Gästen was dazwischengekommen und ihr Kommen gänzlich verhindert worden wäre. Da, um elf Uhr, kam meine Schuljugend angelaufen mit dem lauten Geschrei: „Sie kommen, sie kommen!“ und gleich hinter ihnen fuhren zwei Postwagen zum Tore herein.

Als ich die sah, war mir gleich klar, was das Eintreffen meiner Gäste verzögert hatte. Nämlich eine indische Post für Personen-

beförderung ist eine Art besseren zweiräderigen Karrens, der alle sechs Meilen neue Bespannung und neue Treiber erhält. Für gewöhnlich werden darin eine ganze Anzahl Leute aufgenommen. Ein Europäer aber mietet den Wagen für sich allein. Wenn nun der erste Treiber sein ihm gestecktes Ziel von ferne erblickt, so stößt er in ein Horn, um dem nächsten Treiber ein Zeichen zu geben, dreht sich dann zu seinem Passagier um und bittet mit beweglicher Rede um ein Trinkgeld, das der Neuling ihm auch alsbald gibt. An seinem Ziele angekommen, spannt er die Ochsen ab, das heißt, er nimmt ihnen das Joch vom Nacken. Dies hat die natürliche Folge, daß der Karren sich vorne niedersenkt und hinten in die Höhe geht. Was aber das Schlimmste ist, ist das, daß der Kopf des Passagiers mit nieder und sein Beinwerk mit in die Höhe geht; und ehe er sich von seinem Schrecken erholt und sich aus seiner unnatürlichen Lage befreit hat, ist der Treiber mit seinen Ochsen verschwunden. Und die Ablösung läßt eben warten, solange es ihr beliebt, mitunter stundenlang. Einmal ist es mir selbst vorgekommen, daß ich in die Nacht hinein gerufen habe, um nach zwei Stunden zu entdecken, daß der neue Postillon nur zehn Schritte von mir ruhig schlief, oder sich schlafend stellte, weil er noch nicht Lust hatte zu fahren. So suchte ich später das Postreisen überhaupt zu vermeiden und nahm mir ein eigenes tüchtiges Gespann, das die ganze Tour machte. Oder, wo ich mal genötigt war, die Post zu benutzen, verfuhr ich also: Sobald der Treiber in sein Horn stieß und mich um ein Trinkgeld anging, richtete ich mich auf, setzte mich dicht und fest hinter ihn, und indem ich ihn an seinem Schopf hielt, sagte ich in sehr bestimmtem Tone: „Wenn die Ablösung nicht sofort da ist, so fährst du weiter bis zur nächsten Station. Und das tust du, ohne irgendwelche Redensarten zu machen und ohne zu mucken!“ Worauf der Kerl dann nochmals mit besonderem Ausdruck tutete und die Ablösung prompt erschien. In Indien muß man sich eben zu helfen wissen. Dies hatten meine Gäste nicht verstanden und daher all die beschriebenen Unannehmlichkeiten zu wiederholten Malen durchgemacht. Proviant hatten sie auch nicht bei sich gehabt; man kann sich also denken, wie angegriffen und niedergeschlagen sie ankamen. Indes Herr S. war ein stattlicher Mann mit schwarzem Vollbart und viel Lebensmut. Mit letzterem war auch seine junge Frau versehen. Und der kleine

Freund war königlich-preußischer Einjährig-Freiwilliger gewesen, der Strapazen also nicht ungewohnt. So kam es, daß Bad und Frühstück die Reisenden bald wieder auf die Beine brachten.

Nach dem Mittagessen um vier Uhr fuhren wir zusammen in die

**Ein Büßer sitzt mit seinem über die Schultern gezwungenen und verdorrten Bein.**

Christenlehre, die, nebenbei gesagt, da gerade so zahlreich besucht wurde wie der Hauptgottesdienst. Um fünf Uhr machten wir uns dann noch schnell an die Erfüllung eines Erfordernisses indischer Etikette. Nach dieser nämlich mußte dem Könige nun nach dem Eintreffen der Gäste dasselbe genau so angezeigt werden, als ob er nie

etwas davon gehört hätte. Ich schrieb daher auf feinstem Papier folgendes:

„Möge es Ew. Exzellenz gefallen —

„Ich habe die Ehre, Ew. Exzellenz mitzuteilen, daß ich heute morgen werte Gäste empfangen habe, Mr. und Mrs. S. und Mr. N. Dieselben sind begierig, Ew. Exzellenz ihren Respekt zu bezeigen, und bitten daher um eine Audienz zu Ew. Exzellenz gelegener Zeit.

„Ich habe die Ehre, zu zeichnen

„Ew. Exzellenz gehorsamster Diener

„C. M. Zorn."

Zugleich bat Herr S. selbst für sich und seine Begleiter um eine Audienz, und der Katechet wurde mit beiden Briefen in den Palast gesandt. Etwa nach zwei Stunden kam ein königlicher-Kurier mit zwei großen Briefen, das königliche Wappen auf Couvert und Briefbogen, in welchem der König in gefälligen und freundlichen Worten Herrn S. und mir seine freudige Bereitschaft ausdrückte, uns morgen, Montag, früh um zehn Uhr im Palast zu empfangen.

Die Geschichte war also in Ordnung. Den Abend verbrachten wir auf köstliche Weise. Sobald die Sonne sich anschickte, hinter dem Horizonte zu verschwinden, ließen wir die königlichen Rappen anspannen und fuhren in und außer der Stadt spazieren. Den Rest des Abends, wohl bis Mitternacht, saßen wir auf der Veranda in traulichen Gesprächen meist über die liebe Heimat, die ich so lange nicht gesehen hatte und von der mir die lieben Gäste Funkelnagelneues erzählen konnten. Dabei tranken wir Tee, aßen indische Früchte, rauchten und ließen es uns wohl sein. Zuletzt beugten wir zusammen die Kniee vor unserm Gott, baten ihn, uns die Nacht zu behüten, und schliefen dann sehr gesund bis in den lichten Morgen.

Um zehn Uhr stand die bei uns stationierte Karosse parat vor der Tür. Bald darauf galoppierten einige Mann der berittenen königlichen Leibwache ins Gehöft. Ihnen folgte auf dem Fuße eine zweite königliche Equipage, Diener in Gala vorn und hinten auf, den sogenannten Brigadier, den Oberbefehlshaber der königlichen Truppen, breit im Fond sitzend. Dieser Herr, den güldenen Säbel klirrend nach sich schleppend, stieg aus und wurde von mir an der Haustür empfangen. „Der große König erwartet Sie im Palast und hat mir

befohlen, Sie dahin zu geleiten" — war seine halb offizielle und halb vertrauliche Anrede. „Gut, Brigadier, wir sind bereit", sagte ich, und dann stiegen Herr S. und Frau mit mir in den eben angekommenen Wagen, während der Brigadier mit dem kleinen Freund im andern Platz nahmen, und, die Reiter voraus, fort ging's dem Palaste zu. An der Mauer angekommen, umkreisten wir dieselbe und fuhren dann durch etliche hohe Tore in den Hofraum ein. Der königliche Palast bot sich unsern Blicken dar. Der Palast? Ja, diesen Namen führt ja die königliche Behausung. Aber es ist nicht etwa, wie man wähnen sollte, ein großes, imposantes Schloß, sondern eine ganze Anzahl grauer Gebäude, großer und kleiner, der verschiedensten Art und Stiles, aber alle durch bedeckte Gänge oder sonst irgendwie miteinander verbunden. Türme, einstöckige Häuser mit Ziegeldächern, zwei-, ja dreistöckige mit flachen Dächern, offenen Säulenhallen, düstere orientalische Steinkasten mit wenigen Gitterfenstern, freundliche Villas mit modernen Spiegelscheiben wechseln in buntem Gemisch miteinander ab. Und die inwendige Mauer ist dicht besetzt, oder besser gesagt: auf schwalbennest-ähnliche Weise bekleistert mit wirklich unzähligen Wohnungen der den König aussaugenden Hofschranzen. In einer Ecke sieht man die Elefantenzwinger und in einer andern die Pferdeställe. Mitten auf dem weiten Hofraume erhebt sich eine ungeheure Flaggenstange, von deren Spitze ein großer Fetzen Leinwand zu unserm Willkommen herniederhing. Zu ihren Füßen aber — o Jammer! — stand ein Zug pudukottaischer Infanterie und präsentierte unter Trommelwirbel die Gewehre, das heißt, hielt uns auf äußerst ungeschickte Weise die rostigen Schießprügel hin, als ob daran etwas zu sehen gewesen wäre. Hier hielten wir. Ein Dutzend Palastbeamte eilten mit ausgespannten Schirmen herbei und hielten sie über unsere Häupter zum Schutz gegen die strahlende Sonne. Eine Art Majordomus begrüßte uns und ersuchte uns, ihm zu folgen. Ich bot — so mußte es sein — Frau S. den Arm, Herr S. und der Freund folgten, und wir tauchten hinein in ein Gewühl von dunklen Gängen, Treppen, Hallen; Diener mit Wachslichtern gingen uns voran, zur Seite, machten uns auf allerlei Unebenheiten zu unsern Füßen aufmerksam und behüteten uns vor öfterem, unvermeidlichem Stolpern. Traten wir in einen neuen Raum, so standen Schildwachen da, Infanteristen,

und präsentierten das Gewehr, oder Kavalleristen, und zeigten uns einen alten Säbel. Oft wurden die Gänge so eng, daß wir kaum zwei und zwei nebeneinander gehen konnten. Meine Gäste waren sehr erstaunt; ich hatte denselben Weg ja schon unzählige Male zurückgelegt. Plötzlich kamen wir an die Sonne, nämlich auf eine Art im oberen Stockwerk angebrachte Veranda. Und zur Linken

**Ein Götzenfänger.**

sahen wir drei verschlossene Türen — ich wußte schon, daß wir nachher, vom Könige geleitet, durch dieselben eingehen würden, denn sie führten in die Prunkgemächer. Nun kamen wir wieder in dämmerige Säle. Hinten in der Ecke des letzten derselben war eine kleine Treppe angebracht, und an der stand Se. Exzellenz, der König von Pudukottai.

"Hey, Mr. Zorn, how are you? Very happy to see you!" rief der kleine König, als er meiner ansichtig wurde. Würdevoll, ohne

eine Miene zu verziehen, schritt ich mit meiner Begleiterin auf ihn zu, und indem ich sie bei der Hand ergriff, sagte ich: „Ew. Exzellenz, ich habe die Ehre, Ihnen Mrs. S. vorzustellen. Und dies ist Mr. S. und das Mr. N." Nun schüttelte der König uns allen die Hände, bot Frau S. den Arm und führte sie und uns in den Audienzsaal. Das war ein großes, luftiges Zimmer mit vielen Kronleuchtern, Bildern, Sofas und Stühlen und aufs dichteste besetzt von Palastbeamten und Ministern und sonstigen Würdenträgern des Staates. Diese standen links in doppelter Reihe an der Wand aufgestellt. Jene rechts. Ein Dutzend von letzteren hatten blinkende Posaunen in der Hand, und sowie der König mit uns in die Tür eintrat, setzten sie dieselben an den Mund und machten einen ganz betäubenden Lärm etwa eine Minute lang. Dann trat ein riesiger Mohammedaner mit bis an den Gürtel wallendem schwarzen Barte heran und rief mit Löwenstimme und in tamulischer Sprache: „Dies ist Rajah Ramachendra Tondiman Behauder, Maharajah von Pudukottai, Sieger in vielen Schlachten, Wohltäter seiner Untertanen —", aber ehe er weiter seine Lügen ausposaunen konnte, winkte ihm der König Schweigen zu. In der Mitte des Gemaches stand eine Art Thronsessel und zu dessen beiden Seiten je zwei Stühle. Der König führte Frau S. zu dem dem Throne zunächst und rechter Hand stehenden Stuhl, bat sie, Platz zu nehmen, und ließ sich selbst nieder. Zu seiner Linken saß ich, neben mir der Kleine, neben seiner Frau Herr S.

Der König war dieses Mal besser angezogen als den Abend vorher bei meiner vertraulichen Begegnung mit ihm. Er trug — soll ich unten oder oben anfangen? — feine Lackstiefelchen an den Füßen, rote, auf europäische Manier gemachte Beinkleider, einen ditto Kittel — denn Rock kann man das nicht nennen, womit sein sonst nackter Oberkörper bedeckt war — und eine hohe Mütze von Goldstoff. Eine schwere goldene Uhrkette war der einzige Schmuck, den er trug. — Meine Gäste waren, wie sich denken läßt, von all dem ungewohnten Anblick zuerst förmlich betäubt und wußten nicht recht, wie sie sich benehmen sollten. Der König aber schwatzte und fragte lustig drauf los und brachte teils eben durch dieses beständige Fragen die Konversation in Fluß und teils half ich nach und warf auch mal einen deutschen Brocken dazwischen, um meine Gäste in dem der indischen Hofetikette angemessenen Fahrwasser zu halten, was freilich dieser

auch nicht sehr angemessen war, und der König fragte auch jedesmal, was ich gesagt, worauf ich ihm ebenso ganz offen sagte, zu welchem Ende ich geredet hatte. Nachdem die Schwatzerei so eine Weile zugegangen, erhob er sich, um uns seine Prunkgemächer, die ich vorher erwähnt, zu zeigen, bot Frau S., die ihn um Kopfeslänge überragte, wieder den Arm, und wir andern folgten. Stelle dir, lieber Leser, Säle vor, deren Wände mit vergoldeten und rotgepolsterten Sofas besetzt sind, in deren Mitte etliche Tische stehen, an deren jedem zwei Sessel aus Elfenbein. Stelle dir ferner vor, daß die Tische angefüllt sind mit allen möglichen Spielwaren, europäischen Seltenheiten ꝛc., die Wände aber dicht behängt mit Ölbildern, Photographien und Stahlstichen, die Decken starrend von Kristallkronleuchtern und Hängelampen — mit einem Worte, stelle dir einen feinen fancy goods store vor, so weißt du, wie diese Prunkgemächer aussahen. So lächerlich das alles nun auch in den Augen gebildeter Europäer ist, der König hielt es für wunderschön und verfehlte nie, es seinen Gästen triumphierend zu zeigen. Selbst Bilder aus der christlichen Kirchengeschichte, Märtyrer darstellend, in Lebensgröße und in prachtvollen Rahmen kann man da sehen. Daß Kaiser Wilhelm, Bismarck und Moltke da nicht fehlen dürfen, versteht sich. Sie hängen in süßer Eintracht mit Napoleon III. zusammen. — Nachdem wir alles gebührend bewundert hatten, nachdem namentlich der kleine Freund aufgetaut war und sich offenbar das Wohlgefallen des kleinen Monarchen erworben hatte durch seine lustigen und fröhlichen Einfälle und Erzählungen aus seinem Soldatenleben, z. B. daß er vor Kaiser Wilhelm und Bismarck und Moltke mal das Gewehr präsentiert habe ꝛc., nachdem ich nochmals den König beiseite genommen und mich vergewissert hatte, daß alle Instruktionen des vergangenen Abends gewissenhaft ausgeführt würden, entließ uns Seine Exzellenz in gnädigster und bester Laune, die auch durch die große Ungeschicklichkeit meiner lieben Gäste bei der üblichen und schon beschriebenen Bekränzung und Besprengung nicht getrübt wurde. Es war aber sehr komisch, zu sehen, wie der hünenhafte Herr S. nicht wußte, was der König mit dem Kranze wollte, und sich also nicht bückte, so daß ich lachend sagte, ich wollte die Geschichte an mir erst mal vormachen lassen, was denn auch geschah. Bei Frau S. hatte ich die Sache so gelenkt, daß sie den Kranz nur in die Hand nahm, denn die feuchten Blumen würden ihr schönes Kleid voll Flecken gemacht haben.

Zu Hause angekommen, wußten wir nichts Besseres zu tun, als uns durch einen guten Lunch von den gehabten Strapazen zu erholen und auf die kommenden zu stärken; denn wenn der freundliche Leser sich an mein Programm noch erinnert, so stand uns ja für den Abend nicht allein die feierliche Gegenvisite des Königs, sondern auch noch ein dinner mit demselben in seiner Villa bevor. Nach dem Lunch, zu noch besserer Erholung und Stärkung, legten wir uns zu Bette und schliefen bis gegen drei Uhr, worauf wir uns badeten und anzogen und ein Mahl von Pfefferwasser und Reis zu uns nahmen. Gegen sechs Uhr versammelten sich alle meine Missions- und Privatdiener in festlichen Gewändern auf meiner Veranda. In meinem Studierzimmer etablierte sich der Katechet mit einem pompösen Kranz, der von Goldfäden glitzerte, auch Handmanschetten und Strauß, mit Sandelwasser und Rosenöl, sowie mit Betelblättern und Arekanuß — alles auf feinen Platten schön geordnet und für den König bereit. Allerlei Volk versammelte sich neugierig im Garten, wurde aber von den Gärtnern von dem Hauptwege weg und in die Büsche gewiesen. Wir selbst hatten feinste Toilette gemacht.

Es schlug sechs. Die Sonne schickte sich an, andern Weltteilen zu leuchten. Der Mond, der vor ihrem Lichte in bleicher Scham dagestanden hatte, gewann Mut und leuchtete immer mehr silberhell. Der westliche Himmel, von dünnen Wolken umzogen, prangte in stets wechselnden, wundervollen Tinten: rot, blau, grau, gülden. Das Gewölk türmte sich wie ferne Gebirgszüge mit eisgekrönten Gipfeln bald, und bald verschob es sich zu fratzenhaften Gestalten. Es wurde halb sieben. Nur hier und da ließ die Sonne noch einen Strahl über den Horizont hinausragen, wie ein Ertrinkender die Hand über das Wasser. Dann war es auf einmal dunkel. Nein, nicht dunkel: im silbernen Licht des Mondes lag das schöne Missionsgehöft da, durchmalt von den Schatten der Gebäude, von den beweglichen Schatten der im kühlenden Winde leise säuselnden Bäume.

Das Missionshaus strahlte in hellem Kerzenlicht. Wir standen auf der Veranda und tranken förmlich die Wunder dieser herrlichen Gottesnatur mit Augen, Nasen und den Sinnen des Gefühls. Da hörten wir in der Ferne ein langsames Kling — Klang, Kling — Klang, und das dreistimmig. Dazu Hörnerklang und Pferdegetrappel. Ein Gemurmel der Erwartung ging durch die versam-

melte Menge. Ich sandte meine Gäste in den Parlor und hieß sie sich setzen und trat selbst in die geöffnete Haustür. Der Katechet mit einem Körbchen voll feingeschnittenem Flittergold stand hinter mir.

Da stürzte in größter Eile mit wirklich furchtbaren Sprüngen ein Läufer, ein Herold, einen langen Stab mit goldenem Knopf in der Hand, durch das Tor bis vor das Haus, hemmte seinen Lauf gerade vor der Tür und schrie: „Der große König kommt!“ Und kaum waren diese Worte seinen Lippen entflohen, so brausten in rasendem Galopp 36 hochstiefelige, weißhosige, grünfrackige, lederhelmige Kavalleristen daher, Lanzen mit grün-weißen Wimpeln in der Rechten, und parierten ihre Pferde vor dem Blumengärtchen, teilten sich dann auf ein Kommando in je 18 und stellten sich zu beiden Seiten der Treppe auf. Hinter ihnen eine Equipage mit zwei hohen Hofbeamten und endlich eine Fensterchaise mit zwei reizenden Ponies bespannt und von drei gewaltigen Elefanten, die Treiber zwischen den Ohren, geschmückt mit güldenen Decken und prächtigen Howdahs (Sitzen) auf den ungeheuren Rücken, gefolgt, die ganze Kavalkade von einer Masse Fackelträger begleitet. Die Fensterchaise hielt vor der Treppe, und ich eilte an den Schlag und half dem Könige heraus. „Seien Sie herzlich willkommen, Exzellenz, unter meinem geringen Dache!“ rief ich und bot dem Kleinen den Arm und leitete ihn sorglich die Treppe herauf. Meine Missionsdiener machten tiefe Salams. Kaum aber betrat der königliche Fuß meine Schwelle, so reichte mir der Katechet das Körbchen dar, ich griff darein, einmal, zweimal, dreimal, und sprengte die Goldblättchen über ihn, die höchste Ehre, die man in Indien einem gekrönten Haupte erweisen kann. Der König nahm das auch sehr gnädig auf und drückte seine Anerkennung mit verbindlichen Worten aus. Im Zimmer angekommen, folgte eine förmliche Begrüßung, als hätte man sich seit wenigstens einigen Wochen nicht gesehen. Und dann führte ich ihn zu einem Sofa. Aber, o weh! ich hatte nicht bedacht, daß gerade das Sofa, auf welchem Platz zu nehmen ich den König bat, aus einem mit Polstern bedeckten, *sehr* elastischen Drahtgeflecht bestand. Der König hatte etwas stürmische Bewegungen an sich. So ließ er sich mit großer Vehemenz auf seinen ihm angewiesenen Sitz nieder. Dieser gab nach und — *wirklich*! zu meinem Bedauern — das gekrönte Haupt fiel hinten in die weichen Polster der Rücklehne, seine Beinchen aber fuhren

kerzengerade in die Höhe. Ein Moment höchster Peinlichkeit folgte. Wir mußten lachen, alle, und durften doch nicht. Aber wir mußten. Der König war perplex. „Exzellenz", sagte ich, rasch entschlossen, „lachen wir über meine Dummheit, Sie zu einem solchen Sitz zu führen!" Und nun lachten wir los, er mit, was das Beste war, was er tun konnte. Ich schob ihm nun sorgsam ein gesticktes Fußkissen unter seine Lackstiefel und brachte eine Konversation in Gang, so daß dies traurige Intermezzo bald vergessen war. Im Saal etablierten sich seine Begleiter, von denen weitere Notiz zu nehmen nach indischer Sitte die königliche Gegenwart mir verbot.

**Des Rajah Empfangshaus für europäische Gäste in Pudukottai.**

Der kleine König renommierte nun ein wenig, um den Gästen zu imponieren, wobei er sich voll Vertrauen, wie es schien, auf meine Diskretion verließ. Er sprach von seiner Armee, die 20,000 Mann stark sei, was sie auch auf dem Papier war, von seiner Leibwache, seiner Macht, seinen Reichtümern ꝛc. Endlich bat er uns, nun mit ihm in seine Villa zu fahren und ein schon bereites dinner mit ihm einzunehmen. Und dies, lieber Leser, mache im Geiste mit, es ist nicht uninteressant.

Wir brachen also auf. Der Katechet und einige Lehrer traten mit ihren Kränzen ꝛc. vor. Und nun tat ich genau dasselbe, was der König uns getan hatte: ich bekränzte, behing, bestraußte, begabte und

besprengte ihn unter steten Komplimenten und Sprüchen, unter letzteren einige, deren Beziehung auf früher von mir unter vier Augen gesagte ernste Dinge er sehr wohl verstand. Dann stiegen wir ein: er, Frau S. und ich in den ersten, Herr S. und der Freund in den zweiten und die hohen Herren des Gefolges in den dritten Wagen. Die Reiter, die Fackeln, die Elefanten um uns her. Eine herrliche Nachtfahrt! Die Villa lag etwa zwei Meilen entfernt.

Doch ehe wir da anlangen, will ich sie mit einigen Federstrichen wenigstens beschreiben. Sie ist ein großes zweistöckiges Gebäude inmitten eines großen Gartens. Zu ebener Erde sind die Gesellschaftssäle, oben die Gastzimmer. Das Meublement unten besteht fast nur aus Sofas, Sesseln, Stühlen und Tischen, während oben für alle Bequemlichkeit gesorgt ist. Vor der Front ist ein Stand für des Königs europäisch organisiertes, starkes und gutes Musikkorps errichtet.

Als wir anlangten, war der ganze Garten mit Pechfackeln erhellt, und wir wurden mit einem rauschenden Tusch empfangen. Die Elefanten und die Leibwache stellten sich zu beiden Seiten der Eingangshalle auf, wir stiegen aus und marschierten in Prozession in den Empfangssaal. Hier nahmen wir Platz und ließen uns die Großen des Reiches, die inzwischen in eigenen Wagen, Sänften ꝛc. eingetroffen waren, der Reihe nach vorstellen. Darunter waren intelligente Gesichter, aber ich kann versichern, daß jedes einem Kriminalspitzbuben angehörte. Es ist entsetzlich, welch schreiende Ungerechtigkeiten in dem kleinen Reiche verübt werden. Ich selbst persönlich hatte Dinge erlebt, die dem biederen Leser kaum glaubhaft erscheinen würden. Eine glänzende und interessante Gesellschaft war es indes, und sonderlich der kleine Freund genoß sie tüchtig. — Ein Diener mit einer Platte voll Kristallgläsern, Sherry enthaltend, trat ein, und die Staatsbeamten nahmen Abschied. Wir leerten die Gläser und plauderten noch ein wenig, bis endlich ein graubärtiger Mohammedaner mit schnarrender Stimme rief: "Dinner ready!" Wir zogen in den Speisesaal und nahmen an der kostbar geschmückten Tafel Platz. Obenan saß Frau S., ihr zur Rechten der König, ihr zur Linken ich, neben mir Herr S. und neben dem Könige der Freund. Zunächst wurde ein völlig europäisches dinner mit aller Gemütlichkeit verzehrt: Suppe, allerlei Braten (Hammelrücken, Antilopen,

Wildschwein), massenhafte Gemüse, Kompotts, Puddings und leckere Desserts. Selbst Champagner fehlte nicht. Der König aß nicht mit, denn erstlich waren das lauter Dinge, die seinem asiatischen Gaumen nicht behagten, und zum andern durfte er nicht mit Europäern essen, das verbot seine Kastenregel. Er sah zu, nötigte zum Zugreifen, fragte, wie dieses und jenes schmecke, und legte auch wohl einen guten Bissen mit eigenhändigen Fingern Frau S. auf den Teller. Die liebe Frau würde sich darob noch mehr entsetzt haben, wenn Handschuhe nicht seinen Aussatz verborgen hätten. Toaste durften natürlich nicht fehlen, und das Musikkorps, dessen Master das Programm gedruckt unter uns verteilt hatte, machte Tafelmusik. Der kleine Freund trug entschieden am meisten zur Unterhaltung bei. Er sprudelte über von Lustigkeit und machte mit dem König seine harmlosen Scherze. Nannte ihn bald Highness, bald Majesty, bald Excellency. Wunderte sich über das silberne und goldene Tafelgeschirr und tat der Mahlzeit alle Ehre an. Als wir völlig gesättigt waren, ließ der König der Merkwürdigkeit wegen eine im Palast bereitete indische Mahlzeit auftragen, eine Mahlzeit, deren Bestandteile zu beschreiben mir nicht möglich ist, wenigstens müßte ich dann viele Seiten davon vollschreiben. Nur das Eine will ich bemerken, daß wir mit den Fingern daran mußten und allerlei komische Ungeschicklichkeiten begingen. Die Königin hatte eigenhändig einen Kuchen gebacken und gesandt. Sie selbst durfte ja nicht in der Öffentlichkeit erscheinen, und zum Harem hatte niemand Zutritt.*)

Nach dem dinner begaben wir uns in den Gartensaal und tranken Kaffee, wozu wir Männer nach deutscher Manier eine feine Zigarre rauchten, während der König, um sich schadlos zu halten, sich von Frau S. die Erlaubnis erbat, schnupfen zu dürfen. Wir hatten eine Weile geplaudert, da traten zwölf Männer mit kleinen Handtrommeln und vier geschmückte Bajaderen (Tempeldirnen) ein. Diese letzteren waren mit goldgestickten und perlen- und edelsteinbesetzten roten Schuhen, schwarzen, silbergestickten Pumphosen, kleinen Jäckchen von Goldstoff und einem weiten, aber aufgeschürzten weißen Gewande bekleidet. Sie funkelten und strahlten von Juwelen. Arme, Hals, Knöchel waren mit kostbaren Ringen bedeckt.

*) Nur ich hatte zuweilen dieses im Orient unerhörte Privilegium in Begleitung des Königs genossen.

Mädchen mit dem Siwa-Zeichen auf der Stirn.

Kostbare Geschmeide glitzerten an ihren Ohren. Die Nasenwände waren durchbohrt und mit Diamantknöpfchen besetzt, vorn aus der Nasenscheidewand hing, wie Tautropfen in der Morgensonne strahlend, eine Traube von Brillanten. Auf dem Kopf trugen sie zierliche Turbane, mit Perlenschnüren und Juwelen verziert. In der rechten Hand aber hielten sie bloße silberne Schwerter. Und der im Orient so beliebte Schwerttanz begann. Die zwölf Männer, nicht außergewöhnlich, aber fein gekleidet, sangen in bald schwermütiger, bald wilder, rasender Melodie einen alten Heldengesang, ihn mit den Trommeln begleitend, und die Bajaderen tanzten einen Kriegstanz, wobei sie eine unglaubliche Gliederbeweglichkeit, Gewandtheit und auch Grazie entwickelten. Zuerst gingen sie, wie sich herausfordernd, aufeinander zu, dann kämpften sie, schienen sich mit den Klingen zu durchbohren, die zischend und fauchend in ihren geschickten Händen wie Schlangen sich bewegten. Unermüdet trieben sie das gewiß dreiviertel Stunden lang. Aber wir ermüdeten endlich. Frau S.. ließ das deutlich merken, und ich gab dem Könige Notiz davon. Er winkte. Die Bajaderen und ihre Begleiter verschwanden, und das Abschiedszeremoniell mit Bekränzen ꝛc., diesmal aber auch mit Umhängen kostbarer Shawls, begann und verlief jetzt auch seitens meiner Gäste ohne Anstoß. Der König bestieg eine Sänfte, wir unsere Equipagen und freuten uns after all, noch eine Weile auf unserer stillen Veranda sitzen und unsern Geist mit andern Dingen beschäftigen zu können. Denn, lieber Leser, wenn man sich so etwas auch hie und da einmal gefallen läßt, so daß es endlich all und jeden Reiz für mich verloren hatte — so ist es doch z. B. tausendmal schöner, eine Nacht auf der Heidenpredigt vor einem Götzentempel zuzubringen, zum großen Ärger der Götzenpriester und ihres Herrn, des höllischen Teufels. Sogar meine Gäste hatten es satt bekommen, und was war uns noch alles in Aussicht gestellt! Der verabredete Elefantenritt sollte ja am andern Morgen noch vor sich gehen, auch eine Antilopenjagd mit Jagdleoparden wollte der König veranstalten. Doch dem allem wurde ein jähes und trauriges Ende gemacht, wie wir gleich sehen werden.

Am andern Morgen, nachdem wir eine frühe Spazierfahrt und eine Visite bei dem Premierminister gemacht hatten, kam der König richtig mit seinen Elefanten wieder an. Unsere Gäste stiegen ver-

mittelst angesetzter Leitern auf die knieenden Ungetüme, der König und ich aber blieben auf der Veranda sitzen und ließen sie ihren Ritt alleine machen. Eine ungeheure Menschenmenge füllte das Gehöft. Die Leibwache ritt auf und nieder und hielt sie in Schranken. Wir gingen in mein Studierzimmer, besahen meine Bücher, sonderlich die Bibliothek indischer Klassiker, die ich mir angesammelt hatte. Ich mußte sogar meine Schiebladen aufschließen und die Neugierde des Rajah befriedigen, dem alles interessant war, was von Europa kam. Dann gingen wir wieder auf die Veranda und bemerkten, wie ein halbnackter, staubbedeckter Mensch sich durchaus Bahn zu uns brechen wollte, aber immer von den Soldaten zurückgedrängt wurde. Endlich sah des Königs scharfes Auge, daß er einen Brief in der Hand hatte. Er sagte mir das, ich rief den Menschen heran und ließ mir den Brief geben. Er war an mich gerichtet und trug die Handschrift meiner Frau. Nichts Gutes ahnend, erbrach ich ihn und las: er enthielt die in schreckerfüllten Worten geschriebene Anzeige des plötzlichen Todes meines so innig geliebten Schwagers, des Missionars K. in Trichinopoly. Es war ja gerade sein Hochzeitstag, gerade erst vor einem Jahre hatte er meine Schwester an ihrem Geburtstage geheiratet. Und solches hatte Gottes Hand ihr eben an diesem Tage aufgelegt! Ich sollte eilen, eilen, zu der Verlassenen zu kommen. — Zuerst war ich ganz betäubt, dann teilte ich dem Könige die Kunde mit. Der arme Heide wußte wenig zu sagen, aber er weinte. Er hatte K. auch gut gekannt und lieb gewonnen, wie jeder, der ihn kannte. Ich bat den König, mich zu entschuldigen, und ging auf eine Viertelstunde allein in mein Studierzimmer. Dann kam ich wieder und bat den König um Kurierpferde bis nach Trichinopoly und sandte meinen Wagen gleich bis zu dem Punkte voraus. Die Gäste kehrten froh zurück. Mit kurzen Worten wurden sie von dem Geschehenen benachrichtigt. Der König verbat sich alle Ehrenbezeigungen und nahm freundlich Abschied mit dem Versprechen, die Kurierpferde sofort besorgen lassen zu wollen. Wir packten unsere Effekten zusammen und fuhren gegen Abend ab, alle zusammen. Alle fünf Meilen frische Pferde. In Nallur, zwölf Meilen von Trichinopoly, trafen wir meinen Wagen, der uns rasch vor das Trauerhaus brachte. Mein Schwager war schon zur Erde bestattet, obwohl er noch nicht 24 Stunden tot war. —

So geht's auf dieser Erde. Aber wohl uns, daß wir den Glauben an Christum und eine Stätte bereit haben, die uns auch bei plötzlicher Hinfahrt aufzunehmen bereit ist. Das schrieb ich auch von Trichinopoly aus dem Könige. Er antwortete: er hoffe auch dahin zu kommen, wo ich einst ewig sein werde. Aber der Arme, dem das Himmelreich schon so oft so nahe gekommen war, ist noch heute, wie ich aus den Blättern sehe, in alter heidnischer Finsternis.

## Dreizehntes Kapitel.

### Ein Blick hinter den Vorhang.

Wie der geneigte Leser aus vorigem gesehen, stand ich recht gut mit dem Herrscher des Landes, in welchem ich das Evangelium zu predigen gewürdigt war. Aber ich sollte bald in noch weit nähere Berührung mit ihm kommen. In welcher Art, das will ich nun erzählen und dabei den in der Überschrift verheißenen „Blick hinter den Vorhang" tun lassen.

Im Januar des Jahres 1875 machte die englische Regierung den Kollektor (oberster Beamter eines großen Distrikts) von Trichinopoly zum political agent (Gesandter) am Hofe des Königs von Pudukottai. Und es dauerte nicht lange, so kam er an, der große Herr, mit Weib und Kind und zahlreichem Troß, um drei Monate in Pudukottai zu residieren, drei Monate — denn einen ständigen Gesandten glaubte die englische Regierung am Hofe eines so unbedeutenden und machtlosen Fürsten nicht halten zu sollen. Die ganze Stadt, vom Könige an bis auf den Pferdeknecht beim königlichen Marstall herab, war in großer Aufregung, oder vielmehr in Zittern und Entsetzen, denn all die ungerechten Haushalter hatten ein böses Gewissen. Und es war bekannt, daß der political agent nachsehen sollte, wo es faul sei im Staate Pudukottai; und es war alles faul. Freilich, das Reich war von England ganz unabhängig und selbständig — aber wenn England es nun der allgemeinen Wohlfahrt des Landes zuträglich hielte, die ganze Wirtschaft zu annektieren? Was würde dagegen zu machen sein? Man wußte also, daß man dem Gesandten in allen Dingen zu Willen sein müsse, wo er Abstellungen von Mißbräuchen, Ordnungen, Absetzungen von Beamten, neue

Anstellungen ꝛc. „anraten“ werde. Und deshalb herrschte vor seiner Ankunft ein Bangen in der Luft, wie vor einem großen und schrecklichen Naturereignis, und bei seiner Ankunft krümmten sich alle Rücken. — Auch für mich war sein Kommen von nicht geringer Bedeutung, wenn ich auch ein gutes Gewissen hatte. Denn einesteils hoffte ich, daß die strammen Zügel der heidnischen Priesterherrschaft etwas lockerer werden würden, und dann hatte mich der Rajah (König) schon lange Zeit vorher bei einem gelegentlichen Besuche gefragt: „Wenn Mr. und Mrs. Pennington kommen, werden Sie dann Umgang mit ihnen haben?“ Diese Frage hatte aber eine tiefe Bedeutung, nämlich die, daß der gute Rajah vermeinte, davon, wie sich der englische Gewalthaber zu mir stellen würde, auch seine Stellung zu mir abhängig zu machen. Würde er sehen, daß ich von dem Gewaltigen beiseite gesetzt werde, so würde auch sein Benehmen gegen mich, will nicht sagen: ungnädig, aber doch kühler zu werden haben. Und die Mission und meine armen Christen würden in solchem Falle der leidende Teil gewesen sein. Denn auch die andern Würdenträger des Staates waren natürlich geneigt, ihren Mantel nach dem von oben blasenden Winde zu hängen und, wo der mir ungünstig und widerwärtig sein würde, ihre Angesichter zu verhüllen und von mir abzuwenden. — Nun, vor solchen Sachen soll sich ein Christ nicht fürchten und noch weniger um die Gunst der Welt buhlen; aber ein Missionar hat doch Gott zu danken, wenn, sonderlich in einem Lande wie Pudukottai, die heidnischen Machthaber ihm und der Mission freundlich sind. Das „ich scher' mich um niemand was!“ läßt sich freilich am Studiertische oder hinter dem Ofen gar bequem ausrufen. In der Praxis steht's anders. Der HErr neigt des Königs Herz, wohin er will, Spr. 21, 1, und das ist seinen Boten lieb. — Übrigens haben die Könige und Minister in Pudukottai auch nie gemutmaßt, daß ich ihre Gunst suche, denn wenn ich auch allezeit höflich gegen sie war, so bewahrte ich doch sehr kühl meinen Standpunkt auf meinen eigenen Füßen, ja, sagte ihnen manches, was ihnen nicht wie Honig schmeckte.

Jetzt ist wohl klar, warum auch mich das Kommen des Kollektors berührte. — Es war, glaube ich, an einem Sonnabend, als er anlangte. Ich war gerade auf der Heidenpredigt und kehrte erst am Dienstage darauf heim und hörte dann, was geschehe. Soll ich auf-

richtig sein? Ich bat sogleich den lieben HErrn, der seinen Kindern allzeit nahe ist und auf Großes und Kleines merkt, er möge doch, falls er es für gut und nütze halte, den großen Herrn veranlassen, den von dem Rajah erwarteten Besuch bei mir zu machen. Ich betete noch, als ich durch das Geschrei der Schuljungen: „Der Kollektor kommt!“ unterbrochen wurde. Richtig, er kam. Ich war in miserabler Toilette, staubig und beschmutzt von der Reise. Aber es half nicht. Ich ging dem Herrn majestätisch, wie ich war, entgegen und machte die Honneurs. — Wir machten dann wieder Besuch, und dann kam auch die Lady und dann kam täglicher Verkehr in Gang, denn wir fanden Gefallen aneinander. Der Rajah hatte genug und

**Hochschule in Pudukottai.**

war sehr freundlich, die Schranzen auch, und in den Zeitungen war zu lesen, daß ich ein Mann von Bedeutung im Staate Pudukottai sei und jedermann meine Gunst suche. Es war auch so. Denn so ist das blinde Heidentum: es sucht sorglich Gut und Nutzen für dies vergängliche Leben, wo es dasselbe finden zu können meint, selbst bei einem Missionar; doch vom ewigen Leben will es nichts hören. Ich hatte manche solcher Herren, die mit ihrem Umgunstbuhlen allzu zudringlich wurden, ja auf heidnisch gemeine Weise meine Fürsprache mit Geld kaufen wollten, ohne indische Bekränzungszeremonien auf die Straße zu befördern.

Eines schönen Abends kam der Kollektor angefahren und fragte mich, ob ich mit auf ein Dorf wollte und da einige Tage mit ihm im

Zelt kampieren. Mir kam diese Frage etwas überraschend, ich wußte nicht, warum ich mit ihm im Zelt kampieren sollte — auch ist nicht gut Kirschen essen mit großen Herren —, und lehnte ab. Aber es zeigte sich bald, daß er mich aus einem besonderen Grunde hatte mithaben wollen. Er hatte einmal sich mit mir besprechen wollen. Ich erhielt nämlich am Abend seiner Abreise auf jenes Dorf einen Brief von ihm, dessen Inhalt mich aufs höchste überraschte. Der Brief lautete wörtlich:

„Mein lieber Herr Zorn!

„Würde es möglich für Sie sein, die Erziehung des Erbprinzen von Pudukottai, des Sinna Aranmanei Jogir Dar, zu übernehmen? Ich biete Ihnen diese Anstellung nicht an; aber wenn Sie denken, daß Sie vielleicht auch nur die Oberaufsicht über seine Erziehung übernehmen könnten, so könnte ich die Sache mit dem Rajah besprechen und sehen, was er sagt. Die Sache bereitet mir viele Schwierigkeiten, und ich wünschte den Prinzen überhaupt wegzusenden; aber ich kann das noch nicht durchsetzen, und so würde es mir in der Zwischenzeit eine Genugtuung gewähren, zu wissen, daß er Gelegenheit hat, seine Ideen zu klären. Und Sie könnten die Rolle des Schwartz zu seinem Serfogee*) spielen!

„Aufrichtig Ihr

„J. B. Pennington."

Daß in diesen Zeilen etwas lag, was unserer Mission im Pudukottailande und auch meinem Leben eine ganz andere Richtung und eine bedeutende Wendung geben konnte, sah ich ein. Aber gerade deshalb durfte ich nicht übereilt handeln. Nach einer Stunde tiefer Erwägung antwortete ich:

„Mein lieber Herr Pennington!

„An und für sich sehe ich keinen Grund, Ihre Frage verneinend zu beantworten. Indes werden Sie billigen, daß ich wünsche, persönlich mit Ihnen zu sprechen, ehe ich mich entscheide.

„Aufrichtig Ihr

„E. M. Zorn."

*) Serfogee, König von Tanjore in Südindien, der zu Anfang des letzten Jahrhunderts regierte, war von dem berühmten Missionar Schwartz, dem sogenannten „Vater Schwartz", erzogen worden und blieb stets in einem kindlichen Verhältnis zu ihm.

So hatte ich Zeit zu genauer Überlegung gewonnen, denn der Kollektor kehrte ja erst in einigen Tagen zurück. Ich legte die Sache gleich unserm Kirchenrate in Tranquebar vor, und gerade als der Kollektor wiederkam und ich mich also erklären mußte, kam auch dessen Antwort, deren summarischer Inhalt war: Nimm's an, aber sei vorsichtig, denn es sind Gefahren mit solcher Stellung verbunden! — Letzteres verkannte ich nicht, und bei der persönlichen Besprechung mit dem Kollektor war ich recht zurückhaltend. Sagte, ich müßte erst wissen, was von mir verlangt würde. Darauf fragte er, ob ich mehr geneigt sei, die ganze Erziehung, oder nur die Oberaufsicht zu übernehmen. Und als ich, um die Missionsarbeit nicht zu sehr zu schädigen, mich für letzteres entschied, sagte er, daß er nach einer Besprechung mit dem Rajah mir ausführliche Propositionen zusenden werde.

Schon dieser Anfang der Sache, die auch dem Rajah bald bekannt wurde, genügte, mir in den Augen der Heiden einen immensen Nimbus zu verleihen. Daß ich vorläufig aus vielem nur eins hervorhebe: die Wachen mußten fortan vor mir das Gewehr präsentieren. Richtig, da fällt mir eine urkomische Scene ein. Ich fuhr einmal mit meinem Kornelius den königlichen Tempeln zu, als Kornelius sagte: „Was wird die Schildwache dort nur machen? Sie hat sich gerade die Hosen ausgezogen und kann sie gewiß nicht so schnell wieder ankriegen!" Hosen sind in Indien bekanntlich eine nicht auf heimischem Boden gewachsene Frucht, und wenn die armen Soldaten sich sicher glaubten, so zogen sie die lästigen Futterale aus. Ich sah sie und rief dem Kutscher zu, anzutreiben. Und wir erwischten denn den Armen auch noch mit den Füßen in den halben Hosenbeinen. Das Gewehr präsentieren mußte er ja. Was tat er also? Er hielt mit der Linken die Hosen fest und mit der Rechten den Schießprügel mir entgegen. — Wenn ich aber dem geneigten Leser einige Aufschlüsse über die politischen Verhältnisse des kleinen Staates und insonderheit über die der königlichen Familie gebe, so wird noch klarer werden, warum der Erzieher des Erbprinzen auch wirklich von Einfluß im Staate sein mußte und also der auch nur designierte mit großem Respekt betrachtet wurde.

Die Vorfahren des jetzt regierenden Rajahs von Pudukottai hatten den Engländern wichtige und treue Hilfe geleistet bei ihren

Eroberungskriegen. Deshalb wurde aus Dankbarkeit das etwa 350,000 Seelen in sich begreifende Ländchen von der englischen Regierung in seiner Unabhängigkeit bestätigt und ihm dieselbe für alle Zeiten garantiert. Das heißt, Pudukottai ist kein Vasallenstaat von England, und die Verbindung zwischen demselben und England wird auch durch einen political agent hergestellt, der Pudukottai bisweilen besucht. Dieses Amt bekleidet der Kollektor eines der angrenzenden Distrikte Tanjore oder Trichinopoly. Der hat deshalb zwei Offices

**Straße in einem tamulischen Ort.**

oder Bureaus, eine political agent's office und eine collector's office, und bezieht monatlich zusammen $1500 bis $2000 Gehalt. Es versteht sich und wurde daher schon angedeutet, daß dieser Mann im Staate Pudukottai gewaltig ist, wenn er auch keine offizielle Gewalt hat. Pudukottai hat vielmehr natürlich seine eigenen Gesetze. Der König hat Gewalt über Leben und Tod, und die Ernennung jedes Beamten ist sein ihm zustehendes Recht. Ohne seinen Willen darf sich niemand, sonderlich kein Europäer, in seinem Lande niederlassen. Die Verfassung seines Staates steht nach altindischem Recht in seinem Belieben. Er ist absoluter Herrscher. Unterschieden von

der offiziellen, also machtlosen Stellung des englischen Agenten, ist sein persönlicher Einfluß, den er ausübt und den sich die englische Regierung sehr zu nutze macht. Sein Wunsch oder „Rat" ist meistenteils Befehl. Denn der Rajah fürchtet, daß, wenn er sich widerspenstig zeigt, ihm das Privilegium der Selbständigkeit entzogen wird. Auf diese Weise sind in Pudukottai viele Einrichtungen veranlaßt, die den Staat doch von der englischen Regierung abhängig machen und an denen diese nun zäh festhält. Z. B. dem Rajah ist ein Monatsgehalt von $2000 ausgesetzt und seiner Verschwendung damit ein Ziel gesetzt. Dabei und daneben hat er freilich alles frei: Pferde, Diener, ich glaube sogar Essen und Trinken, und über das alles dreht er der englischen Regierung doch eine Nase, indem er ungeheure Schulden macht, die nolens volens und trotz aller gegenteiligen Proklamationen der Staat decken muß, wenn sie allzu haushoch werden. Daß der Einfluß Englands durch den political agent kein absoluter ist, zeigt schon die grenzenlose Unordnung und die himmelschreiende Ungerechtigkeit, die ungescheut ihr Haupt erhebt und von welcher ich aus eigener Anschauung und Erfahrung Bücher schreiben könnte.

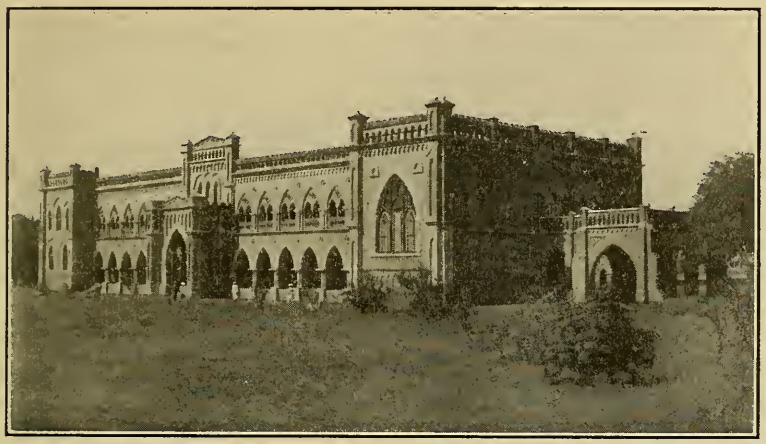
Indes gerade zu der in Rede stehenden Zeit schien die englische Regierung die Sache fest in die Hand nehmen zu wollen und ließ deshalb, wie oben erwähnt, den Gesandten auf drei Monate in der Hauptstadt wohnen. Es wurde auch wirklich eine durchgreifende Reorganisation der Polizei vorgenommen und diese unter den Befehl eines Engländers, der aber in Trichinopoly wohnte, gestellt. Die Mannschaft, die früher ganz bummelig in völlig indischer Tracht einherspaziert war, erhielt neue Sandalen an die Füße, weiße Hosen, rote Röcke und schwarze Turbane und einen Prügelstock. Auch ein Registrationsbureau und eine Munizipalität gehörte zu den neuen Errungenschaften. Vor allem aber war es eine ordentliche und regelrechte Erziehung des Erbprinzen, die nun in Angriff genommen werden sollte.

Der König hat zwei Frauen: die Senior Ranee (Königin) und die Junior Ranee. Das heißt, das sind seine legitimen Frauen, deren Kinder königlichen Geschlechtes sind. Von ersterer bekam er nicht gleich einen Sohn und nahm deshalb die zweite, denn einen Erbfolger wollte er haben. Und diese brachte es bald dahin, daß er

mit ersterer zerfiel. Die Senior Ranee lebt nun seit langen Jahren ganz getrennt von ihm in der Tempelstadt bei Pudukottai, in Tirukorarnam, verwaltet ihre Güter, verheiratet ihre Töchter an dem Vater, dem Rajah, mißliebige Männer, kaut Betel und betet eifrig die Götzen an. Sie hat einen kleinen Hof um sich gesammelt, dessen vornehmste Glieder ihre Schwiegersöhne mit Anhang ausmachen, und bildet eine ordentliche Oppositionspartei gegen den regierenden Rajah. — Nun kommt die Hauptsache. Auch von der zweiten Frau hat der Rajah keinen Sohn. Er hatte einen. Aber der bekam die Pocken, und die greulichen Quacksalber rieben ihn mit so scharfen Salben ein, daß das arme Kind totgebissen wurde. Viele Opfer und Gaben sind den Götzen dargebracht worden, viel Zaubermittel angewandt, um noch einen Sohn zu bekommen, aber nein! es kamen immer nur Töchter. So ging die Thronfolge auf den Bruder des Königs über — der war also Kronprinz. Aber er starb 1871 mit Hinterlassung eines Sohnes, dessen Mutter die Schwester der Senior Ranee war. Diesen Knaben ergriff sofort die Senior Ranee, um ihre Partei durch den Besitz des Thronerben zu stärken. Und er war damals noch in ihrem Hause — zwölf Jahre alt. Natürlich wollte der Rajah unter solchen Umständen nicht, daß er Thronerbe sein sollte, und die Junior Ranee spie Gift und Galle gegen den armen Jungen; aber die englische Regierung erkannte ihn an und hielt ihr Schwert über ihn ausgestreckt. Was konnte man machen?! Man ging mit Adoptionsplänen um, das heißt, der König wollte einen Sohn seiner Tochter von der Junior Ranee zum Kronprinzen machen, wie er das nach indischem Recht durch Adoption konnte; aber das englische Government wollte nicht darauf eingehen. So mußte man gute Miene zum bösen Spiel machen. Vielleicht, tröstete man sich, würde die Junior Ranee noch einen Sohn gebären —! Wenigstens stellte man wieder große Vorbereitungen zu einem Jagam, das heißt, zu einem kostbaren Brand- und Speisopfer, an, um die Götter zu erweichen. Aber die Sache war doch zu zweifelhaft.

Der mißfällige Erbprinz, der Schatz, die Macht der verstoßenen Königin, sollte längst eine seinem künftigen Stande gemäße Erziehung erhalten, sollte auf Schulen, unter die Aufsicht eines gebildeten Europäers. Aber der Rajah wußte es immer zu vereiteln. Frühere political agents raunten sich die gewaltigen Hörner an dieser Auf-

gabe ab. Die Junior Ranee wollte sich ersäufen, wenn's geschähe. Es ging also nicht. Nun kam Mr. Pennington und sagte ein ruhiges Entweder — Oder: erzogen soll der Junge werden. Punktum! Entweder kommt ein europäischer Erzieher her, oder er wird nach Madras gesandt. — Der Rajah schmollte, als er das hörte. Die Junior Ranee fand zwar den Brunnen zu naß, schimpfte aber, und nachdem sie sich ausgetobt hatte, sagte sie: „Laßt ihn so weit als möglich fortgehen!" Aber da erhob sich die Senior Ranee, an die man gar nicht gedacht hatte: „Nur über meine Leiche verläßt der Prinz das Haus von mir, seiner einzigen Freundin! Man wird



**Rathaus in Pudukottai.**

ihn töten, morden, vergiften, kommt er weg von mir!" schrie sie weinend, aber ihre Augen flammten hinter den Tränen. Und man kannte sie. Es war nichts zu machen. Der Rajah sagte zum political agent: „Tun Sie, was Sie können!" und dieser — kaute sich die Nägel; denn einen Erzieher in Pudukottai wollte ja wieder die Junior Ranee nicht, und das war auch eine Hyäne. Und als er trotzdem vorschlug und ernstlich riet, einen europäischen Erzieher nach Pudukottai kommen zu lassen, tobte sie wie besessen und um so mehr, als sie erfuhr, daß die Senior Ranee damit sehr zufrieden war.

Da schlug der Kollektor mich vor. — Und nun sind wir wieder da, wo ich vorher abgebrochen habe. Der ganze Zusammenhang der

Geschichte, der Ursprung jenes Briefes des Mr. Pennington an mich, ist nun dargelegt. Die Erzählung mag nun im ruhigen Geleise weitergehen.

Dieser Vorschlag war allen Parteien ganz neu. Alle sannen. — Was und wie sie sannen? Die Senior Ranee sann: „Der Missionar ist ein Europäer, wenn er auch Missionar ist. Also laß ihn Erzieher sein. Ich behalte den Prinzen dann anyhow bei mir.“ Der Rajah und die Junior Ranee sannen: „Zwar ist der Missionar ein Europäer, und das ist eigentlich zu viel Ehre für den Jungen; aber er ist Missionar und wird nicht besonders hergeholt, sondern ist schon so wie so hier. Das bricht der Ehre etwas ab. Soll der Junge einmal erzogen werden, so ist's besser, er bleibt hier, das macht ihm nicht so viel Ruf, als wenn er nach Madras geht und da am Ende gar dem Governor bekannt und befreundet wird. Und dann ist es auch damit verhindert, daß ein anderer Europäer herkommt. Den wollen wir unter keiner Bedingung haben! Der würde vermöge seiner Stellung hier ein großer Herr sein, das Ohr der englischen Regierung haben und das Ansehen der Partei der Senior Ranee stärken. Der Missionar aber ist bekannt, befreundet, hängt wegen der Mission von uns ab — er soll Erzieher sein!“ (Dies ihr Sinnen hat mir der König selbst ganz offen erzählt.)

So war man also auf beiden Seiten mit meiner Anstellung als Erzieher zufrieden. Und das war auch höchst nötig; denn sonst hätte ich nie auf die Sache eingehen können, weil sie mich sonst in eine Parteistellung hineingebracht und meine Stellung als Missionar ruiniert hätte. Ich erklärte nun definitiv, daß ich willens sei, die Oberleitung der Erziehung des Erbprinzen zu übernehmen, und zwar für 100 Dollars monatlich nebst freiem Gespann, wie man mir angetragen hatte. Die ganze Erziehung, legte ich dar, könne ich nicht übernehmen, da ich nicht gesonnen sei, meinen Beruf als Missionar aufzugeben, was damit aber gefordert sei. (Man wollte mir in diesem Falle 300 bis 400 Dollars monatlich geben.) Nachdem darauf noch ein Übereinkommen betreffs aller Einzelheiten getroffen war, schrieb der Kollektor um Bestätigung dieses Vertrages ans Government.

Nun versuchte jede Partei, der Rajah sowohl als die Senior Ranee, mich auf ihre Seite zu ziehen und zum Parteimann zu machen.

Der Rajah — um von dem zunächst zu sprechen — besuchte mich öfter als sonst in meinem Hause, holte mich samt meiner Frau zu Spazierfahrten ab und legte mir ausführlich seine Adoptionspläne dar, zu deren Ausführung er mich meine Hand zu leihen bat. Meine stete Erwiderung war, daß ich mich um die Politik des Landes durchaus nicht bekümmern werde, daß es mir aber ganz recht sei, wenn er, wie er nach indischem Rechte ja könne, seinem Enkel durch Adoption die Erbfolge verschaffe und die englische Regierung sich damit einverstanden erkläre. So stand der König von offenen Versuchen, mich in eine ausgesprochene Parteistellung zu bringen, einstweilen ab. Eines Tages ließ er mich bitten, den Abend in den Palast zu kommen. Ich traf ihn auf dem flachen Dache seines höchsten Gebäudes, seinen Hof um ihn versammelt. Er empfing mich nicht allein mit dem Ausdruck höchsten Wohlwollens, sondern er eilte mir sogar eine ganze Strecke entgegen und führte mich an der Hand zu meinem Sitz. Im Palasthofe wurde der Zapfenstreich auf betäubende Weise losgelassen. Der König unterhielt sich mit mir auf die freundlichste Weise. Endlich kam er zum Zweck. Er bat mich ganz offen, wenn ich auch mich in Intrigen mit ihm nicht einlassen wolle, so möge ich ihm doch versprechen, und zwar vor dem allmächtigen Gott, daß ich auch nicht mit der Gegenpartei wider ihn konspirieren wolle. Ich möge der Hofpolitik ihren Lauf lassen, nicht für den jetzigen Erbprinzen und nicht wider ihn, nicht für den zu adoptierenden Enkel und nicht wider ihn auftreten. Er sagte, ich möge ihm das versprechen und ihm das zuliebe tun. Ich sei ja stets gegen ihn ehrerbietig und aufrichtig gewesen. Er fühle, daß ich es gut mit ihm meine, und er lasse sich auch alles von mir sagen und wolle sich auch ferner alles von mir sagen lassen. So habe auch er mich lieb und schenke mir volles Vertrauen. „Wollen Sie mir", fuhr er fort, „unter diesem leuchtenden Sternenhimmel, unter dem scheinenden Monde und vor den Augen des allmächtigen Gottes die Hand darauf geben, nie etwas gegen mich zu unternehmen? Die Senior Ranee ist reich und wird Ihnen große Bestechungen bieten. Allein zu Ihnen habe ich das Zutrauen, daß Sie sich dadurch nicht blenden lassen. Denn in Indien ist sonst jeder, auch jeder Europäer, käuflich. Sie nicht. Sie sind ein Diener Gottes. Ich biete Ihnen auch daher nichts an, Sie würden es doch nicht nehmen. Wollen Sie

mir" — er reichte mir die Hand entgegen — „das gewünschte Versprechen geben?" Ich gestehe, ich war — nicht geschmeichelt, denn Schmeicheleien sind in Indien billig wie der Staub — von diesen Worten ergriffen. Ich legte meine Hand in die seine. „Sie sind", sagte ich, „der rechtmäßige Herrscher dieses Landes. Und der Gott, dem ich diene, verbietet mir, gegen den rechtmäßigen Herrscher etwas zu unternehmen. Ich werde es daher in keinem Falle und in keiner Weise je tun. Sie haben volles Recht, Ihren Enkel zu adoptieren. Tun Sie es! Aber tun Sie es ohne mich. Dagegen werde ich nichts tun. Das verspreche ich Ihnen." Nun rief der König seinen Hof

Straße in einem tamulischen Bauerndorf.

herbei, stand auf — ich natürlich auch —, und indem er meine Hand noch immer hielt, sagte er:*) „Erzogen *muß* der Junge ja werden. Nach Madras sende ich ihn nicht. Da wird er zu berühmt. Einen andern Europäer will ich hier nicht haben, der bringt mich ins Unglück. Sie lassen sich nicht auf Parteisachen und Politik ein, das weiß ich. Also Sie sollen der Erzieher sein, und ich *bitte* Sie darum." Und indem er sich zu seinem Hofe wandte, rief er wohl zehnmal: „Der ist mein Bruder, der ist mein Bruder!" Darauf hing er mir einen reichen, kostbaren Kranz um und entließ mich.

*) Ich habe mir alle diese für mich denkwürdigen Worte gleich zu Hause notiert.

Diese Begebenheit wurde natürlich bekannt und hatte ungeheuren Einfluß auf meine Stellung im Lande. Alle Häuser standen mir offen. Auf den Heidenpredigten hatte ich ungeheuren Zulauf. Der Minister gab bei jeder Reise den Befehl, mir die Ruhehäuser herzurichten, und verpflichtete die Dörfer, mich mit Proviant 2c. zu versorgen. Ja, so komisch es auch klingt, die Polizei trieb die Leute dienstbeflissen zu meinen Predigten zusammen, und öfters legte ein Oberkonstabler das, was ich sagte, den Leuten aus, wenn er meinte, sie hätten es nicht recht verstanden. Letzteres verbat ich mir freilich. Bei öffentlichen Erscheinungen des Hofes nahm ich die erste Stelle neben dem Könige ein. So war z. B. einst öffentliche Prüfung der sogenannten "Rajah's School", einer Art high school. Der Hof wollte sich bei der Gelegenheit versammeln, und ich sollte die Prüfung abnehmen. Der Rajah sandte mir zur festgesetzten Stunde seinen Wagen. Da ich aber einer Amtshandlung wegen nicht gleich kommen konnte, so verstrich die festgesetzte Stunde, und ich kam eine halbe Stunde später an. Wie erstaunte ich aber, bei meiner Ankunft den ganzen Hof vor der Schule warten zu sehen! Der König hatte sich einen Stuhl auf den Schulplatz setzen lassen und harrte geduldig. Er mußte nämlich *auf den Arm eines seiner Großen gelehnt* eintreten — so forderte es die Etikette. Und dieser Große sollte meine elende Wenigkeit nun sein. Ich stieg aus, entschuldigte mich und führte ihn dann auf seinen Platz. Der Hof folgte. Aber, wie schon einmal erwähnt, ich durfte, da des Königs auf mich gelehnter Arm mich ehrte und erhob, niemanden kennen, niemanden begrüßen, als wen der König selbst mir nannte. Welch eigentümliche Folgen dieser Umstand bei dieser Gelegenheit hatte, wird der Leser am Ende des nächsten Kapitels erfahren.

Doch das Höchste — in den Augen der *Heiden* wenigstens, denn ich gab wenig drum —, was mir widerfuhr an Ehre und Privilegium, war das, daß ich sogar Zutritt zu den Frauengemächern, in den Harem des Königs Einlaß erhielt. Zu dreien Malen machte ich von diesem Vorrechte Gebrauch, und du, lieber Leser, begleite mich, indem ich auf dem Wagen der Erinnerung und auf den Füßen der Feder und der Tinte den Weg dahin noch einmal mache.

Das erste Mal wurden wir, meine Frau und ich, mit Mr. und Mrs. Pennington zusammen vom Rajah eingeladen, bei ihm zu

speisen und nach dem dinner an einem „Familienfeste“ teilzunehmen. Das dinner ging auf im vorigen Kapitel beschriebene Weise von statten; doch war der Rajah nicht dabei, weil er, wie er sagte, im Palast mit Vorbereitungen zum Feste beschäftigt sei, in Wirklichkeit aber, weil Mrs. Pennington durch unsere Beschreibung eines Rajah-dinner's einen Abscheu bekommen hatte vor den aussätzigen Fingern desselben, die den Ladies die fettesten Bissen auf den Teller zu legen pflegten, und sich seine Gegenwart verbeten hatte. Etwa um ½9 Uhr abends waren wir satt, und nun brachten uns des Königs Equipagen, sein Brigadier und seine Leibwache in den Palast. So ein nächtlicher Zug sieht wegen der sich in schnellem Laufe und hüpfend bewegenden vielen Fackeln anziehend genug aus. In dem weiten Palasthofe angekommen, fanden wir eine dichte Menschenmenge, von Pechfackeln fast gespenstisch beleuchtet und von Soldaten in Ordnung gehalten. Der unvermeidliche Zug Infanterie war natürlich auch da und machte wieder seine eitlen Versuche, das Gewehr zu präsentieren. Mr. Pennington bot meiner Frau, ich der seinen den Arm, und wir tauchten in die dunklen Gänge ein. Diesmal blieben wir jedoch ziemlich zu ebener Erde und kamen endlich in einen Saal, der, brillant beleuchtet, wieder einmal den kleinen König in der Mitte seiner Großen enthielt. Aber, liebe Zeit, wie sah der König aus! Er hatte sich einen neuen Anzug nach völlig europäischem Schnitt machen lassen aus — Goldstoff! Rock, Weste, Hose waren eitel Gold! Die Mütze auch.

„Sie sehen gerade wie ein alter gemütlicher deutscher Großpapa aus, Exzellenz, nur daß ein solcher weniger kostbare, aber auch weniger unbequeme Kleider anhat“, sagte ich nach den ersten formellen Begrüßungen. „Hi hi hi, ha ha ha!“ war die geniale Antwort.

Darauf begann die Vorstellung seiner goldenen und halbgoldenen Schwiegersöhne, Schwäger ꝛc., item seiner Verwandten, die dabei eine sehr unbeholfene Rolle spielten.

„Was für ein Familienfest feiern Sie denn heute, Rajah?“ fragte der Kollektor.

Mit wichtiger Miene antwortete der Gefragte: „Es ist heute die Taufe (!) einer Prinzessin, die neulich unter Dr. Josephs Beistand geboren wurde. Sie kennen Dr. Joseph? Es ist der berühmte Arzt von Madras. Er war vierzehn Tage hier, und ich mußte

1000 Dollars für sein Herkommen zahlen. Und dann die Geschenke, die man beiläufig noch zu machen hat — es kostet eine Masse Geld! Gestern hatten wir die eigentliche Taufe im Tempel zu Tirukorarnam. Of course, es ist nicht die christliche Taufe, aber das, was bei uns

**Enkel und Nachfolger des Rajah von Pudukottai.**

deren Stelle vertritt. Heute ist das Familienfest im großen Saal des Frauenpalastes. Ich dachte, es würde interessant für Sie sein, dem beizuwohnen. Europäer werden sonst bei solchen Gelegenheiten nicht zugelassen. Aber meinen Gönnern und Freunden" (bei „Gönner" ein Kompliment dem Mr. P., und bei „Freund" ein solches mir zu) „mochte ich das nicht versagen. Of course, die Damen der königs-

lichen Familie werden hinter einem Vorhange sitzen, und ich bitte die Gentlemen, unsere Sitten zu achten und sich nicht hinter dieselben zu begeben. Aber die Ladies läßt die Ranee Saheb bitten, bei ihr Platz zu nehmen. Und nun lassen Sie uns gehen" — damit bot er Mrs. Pennington den Arm, ging voran, Mr. P. und meine Frau folgten, und ich, um nicht ganz ledig zu gehen, ergriff einen alten Onkel des Königs, dem das ungewohnte goldene Schwert immer zwischen die Beine kam, und ging hinterdrein.

Wir traten, nachdem wir noch einige Gänge durchschritten hatten, in ein weites, großes, aber ziemlich niedriges Gemach ein, das, fürchte ich, meiner Beschreibung spottet. Aber ich will tun, was ich kann. Es war, namentlich für einen kurzsichtigen Menschen, wie ich einer bin, von fast unabsehbarer Größe. Die Decke von vielleicht hundert oder mehr Säulen getragen. Die Wände grau. Ohne Fenster. Hunderte von Lampen hingen von der Decke herab. In der Mitte des Gemaches, das heißt, die Breite angesehen, sonst mehr nach vorne der Eingangstür zu, waren kostbare Teppiche ausgebreitet. Über diesen hing an silbernen Ketten eine ebenfalls silberne Wiege von der Decke herab. Teppiche bedeckten sie. Auf beiden Seiten derselben standen je zwei Stühle. Rechts von der Eingangstür war in der Ecke ein großes Viereck durch Barrieren abgeteilt und mit dichten Vorhängen verhängt. Die Vorhänge, etwa zehnfach, waren von Tüll, und man sah doch so was wie Sofas und menschliche Gestalten durchschimmern. Vor der Portiere, die in dies Viereck führte, stand ein Haufe der vornehmsten Brahminenweiber, in weiße Gewänder gekleidet und mit Juwelen bedeckt, indes alle schon im Mittage ihres Lebens. Der Vorderteil des Gemaches war mit Diwans und Ruhepolstern besetzt, auf welchen die hinter uns eingetretenen Glieder der königlichen Verwandtschaft sich niederließen: Alte und Junge, Knaben und Mädchen, jedoch letztere nur bis zum zehnten Jahre, saßen mit untergeschlagenen Beinen in buntem, strahlendem Gemisch durcheinander. Mehr im Hintergrunde saßen die Minister, Räte, Würdenträger und Vornehmen des Reichs. Rechts hinten war ein Raum freigelassen.

Bei unserm Eintritt erhob sich alles. Der König bot meiner Frau den linken Arm. Die Portiere des abgeschlossenen Vierecks wurde vorsichtig beiseite geschoben — Mr. P. und ich machten dabei

natürlich die Augen nicht zu, sondern im Gegenteil schnell und weit auf und sahen rotseidene Diwans und auf denselben alte und junge Weiber in seidenen Gewändern und juwelenfunkelnd: die Junior Ranee mit Töchtern und Edeldamen und den vornehmsten Hofdamen — der Rajah, uns einen listigen Blick zuwerfend, der sagen sollte: „Ihr dürft nicht sehen und seht doch!“ trat mit den beiden Ladies ein, kam bald wieder heraus und sagte zu uns: „Ihre Exzellenz, die Ranee Saheb, ist bereit, Ihre Gratulationen in Empfang zu nehmen.“ Damit führte er uns — nicht hinter, o nein! — vor den Vorhang, und wir gratulierten nun tapfer auf den Tüll los. Einige murmelnde Worte wurden dahinter gehört. Der Rajah dolmetschte: „Die Ranee Saheb dankt den Gentlemen für ihre freundlichen Glückwünsche“, und wir nahmen auf den Stühlen Platz: der Rajah mit Mr. P. auf der einen, ich, nicht mit meinem alten Onkel, sondern mit dem glücklichen Papa des Kindes, zu dessen Ehren die Feierlichkeit veranstaltet war, auf der andern Seite. Den hätte ich, wie ich nun merkte, eigentlich führen sollen und hatte also einen Verstoß gegen die Etikette gemacht. Na, es schadete nicht, einige Redensarten versöhnten den jungen Mann bald wieder.

Wo war denn das Kind? Die Wiege war leer. Blieb's aber nicht lange. Wieder öffnete sich die Portiere, und heraus trat die Amme mit dem Kinde. O Leser, die Amme hättest du sehen sollen! Doch warte! Sie trat langsam zu uns hin, reichte einem jeden das Kind dar, und wir taten alle, was der Rajah tat: wir streichelten ihm das Haupt. Dann setzte sich die Amme — auf einen Stuhl neben der Wiege und legte das Kind hinein? Nein — sie setzte sich in die Wiege und nahm das Kind auf den Schoß. Das kleine Geschöpf, braun wie eine Zigarre, war ganz ohne Bekleidung, nur ein paar Diamanten steckten in Ohr und Nase, und goldene Ringe waren um Fuß- und Handgelenke gelegt.

Desto feiner war die Amme aufgeputzt. Sie trug wallende goldgestickte Beingewänder, einen trefflichen Männerrock und einen funkelnden Turban. Unter der Nase aber — Leser, staune! — hatte sie einen pechschwarzen, wenigstens vier Zoll langen, gewichsten, gedrehten — na, was denn? — Schnurrbart. Das ist aufgeschnitten, meinst du? O nein! das ging sogar mit natürlichen Dingen zu. Denn die Amme war ein derber, kräftiger Mann!

Ein Wasserträger.

Sowie der in der Wiege saß mit dem Kinde auf dem Schoß, sang der Chor der Brahminenfrauen ein eintöniges Wiegenlied, und der Großpapa — das war die Hauptfeier — fing an zu wiegen und bat uns, dasselbe zu tun. Und wir wiegten tüchtig!

Auf dem unbesetzten Hintergrund rechts hinten wurde stundenlang ein Schwerttanz aufgeführt, dessen Beschreibung ja schon früher da war, und dem zuzusehen uns eben wegen unserer Bekanntschaft mit demselben recht langweilig wurde. Nur nahm er sich im Vereine mit dem Ganzen und in dieser altertümlichen Halle malerisch aus und zog das Auge doch hin und wieder an.

Mit dem Prinzen zu meiner Seite konnte ich blutwenig anfangen. Das Sitzen wurde peinlich. Und da ich nicht, wie der Kollektor, eine Regierung zu vertreten und also nicht so viel Rücksicht auf Form und Etikette zu nehmen hatte, so stand ich auf und suchte Beschäftigung. Zunächst ging ich bei den Vettern des Königs herum, sprach mit den Kindern und lud mich zu einer Verkündigung des Evangeliums bei ihnen ein. Dann machte ich mich an den Haushofmeister, einen gewandten und schuftigen Brahminen, der mir einmal einen Grauschimmel für ein Fürwort hatte schenken wollen, aber von mir an die Luft gesetzt war, sandte ihn hinter den Vorhang zu der Ranee und ließ ihr sagen, mir gefiele das nicht, daß man im Harem sei und doch die Perlen desselben, daß man im Garten sei und doch die Blumen desselben nicht erblicke. Sie solle mich also hinter dem Vorhang eintreten lassen. Und das gehe auch ganz gut, da ich vermöge meiner Eigenschaft als ein Prediger der wahren Religion auch den Frauen predigen müsse, es also bei mir auf die indische Sitte nicht viel ankommen könne, ich von derselben ausgenommen sei, um eben meinen Beruf ausüben zu können. Ob sie denn nicht einmal hören wolle, was zu predigen so viele Missionare eigentlich gekommen seien?

Mein Bote brachte diese Botschaft zu der Ranee Saheb, pflog lange Beratung mit ihr und kam mit der Antwort zurück, der vielen Leute wegen gehe es nicht. Und lasse sie mich eintreten, so müsse sie auch den Kollektor eintreten lassen, und das sei doch ein Verstoß gegen die Sitte. *Sehen* aber solle ich sie — als ob mir *daran* viel gelegen hätte! —, sie wolle etliche Vorhänge zurückschlagen lassen.

Das geschah. Neun Vorhänge wurden aufgezogen, oder eigent-

lich aufgeklappt und nur einer blieb und der hatte ein großes Loch. Da saßen denn also die unsichtbaren Weiber sehr sichtbar. Die Ranee Saheb war ein altes, mageres, sehr aufgeputztes, Betel kauendes, xanthippenmäßig aussehendes braunes Weib von ziemlicher Körperlänge. Sie saß zwischen Mrs. P. und meiner Frau auf dem vordersten Sofa und ängstete Mrs. P. gerade dadurch, daß sie ihr eine nackte kleine Prinzessin auf ihr schönes schwarzes Seidenkleid setzte. Auf dem andern Sofa saßen die Prinzessinnen, und was das noch all für Volk war. Die Mutter des gefeierten Kindes war eine dicke, kurze, dumm aussehende Person, aus der, wie die Damen nachher erzählten, kein Wort herauszubringen war, obwohl meine Frau doch ihr verständlich, nämlich Tamulisch, redete und noch dazu ein Dolmetscher immer parat stand und seines Dienstes wartete. Weiter war da nichts zu sehen.

Gegen Mitternacht erst durften wir uns in die Prunkgemächer des Rajah führen lassen, allwo dieser uns zum Abschied nicht allein bekränzte, wie sonst immer, sondern die Zeremonie mit jedem zweimal vornahm, nämlich das zweite Mal von wegen der Ranee Saheb. Wir saßen bis an die Nase in den dicken Kränzen und erstickten fast in lauter Wohlgerüchen. Mit Freuden begrüßten wir die frische Luft und noch mehr unser christliches Heim nach so viel Heidenwesen.

## Vierzehntes Kapitel.

### Der Blick hinter den Vorhang bringt noch mehr Enttäuschung als im letzten Kapitel.

Während der König, der mehr mit Europäern und Missionaren Umgang gehabt und sonderlich mit mir genug verkehrt hatte, um zu wissen, wie weit er gehen dürfe, seine Bemühungen, mich auf die Seite seiner Partei zu ziehen, feiner anstellte und endlich ganz aufgab und mich in meiner ihn ja als rechtmäßigen Herrscher respektierenden Neutralität beließ, verfuhr die Senior Ranee ganz anders. Diese beurteilte jeden nach sich und ihresgleichen und glaubte entschieden, daß man für Geld alles haben, auch einen christlichen Missionar zum Parteimann und Intriganten machen könne.

Der Kollektor hatte mir geraten, bei ihr so bald als möglich einen Besuch zu machen, damit sie, wie sie jedenfalls wünsche, den zukünftigen Erzieher ihres Lieblings kennen lerne, auch womöglich mir persönlich gewogen werde. Ich schrieb also eine Epistel an ihren Schwiegersohn und meldete mich samt meiner Frau an. Zur festgesetzten Stunde hielt ein alter wackeliger Wagen, indes mit einem

**Schuhmacher und Knabe von gemischtem Blut.**

feurigen Schimmelpaare bespannt, vor dem Missionshause, und der alte Graubart von Kutscher lud uns ein aufzusteigen und führte uns nach Tirukorarnam vor das von der Senior Ranee bewohnte Haus. Es war ein niedriges, einstöckiges Gebäude mit simplem Ziegeldache, jedoch von großer, ja ungewöhnlich großer Ausdehnung und, nach indischer Art, um einen Binnenhof ringsherum gebaut. Zuerst wurden wir in eine Art Parlor geführt, der geradezu lächerlich war. Möbel

aller Arten, von der verschiedensten Fassson und Bekleidung, standen unordentlich umher. Der Stuhl, auf den ich mich setzte, zerbrach sofort und mußte durch einen andern ersetzt werden, wiewohl er sicher nicht mehr als 120 Pfund zu tragen hatte. Abscheuliche Bilder, planlos hingehängt, verunzierten noch die schmutzigen Wände. Die reine Trödelbude! So geht's, wenn Eingeborene die Europäer nachäffen wollen: es wird eben ein Affenspiel. Warum bleiben sie nicht bei ihrer eigenen Weise; die ist ja schön! Eine Masse Männer, diese allerdings auf echt indische Weise mit nacktem Oberkörper, standen umher, und der Prinz hielt es für fein, auf sich warten zu lassen. Mit „Prinz" meine ich hier den ältesten Schwiegersohn der Ranee. Endlich kam er und mit ihm der Erbprinz. Jener ist ein stattlicher Mann mit klugen Augen und männlichen Zügen. Dieser ein wirklich liebenswürdig aussehender Junge von etwa zwölf Jahren (so Anno '75). Diese beiden waren reich in indischer Tracht gekleidet. Der Prinz fiel nach den notwendigen Begrüßungen und Redensarten sofort mit der Tür ins Haus.

„Wünschen Sie Ländereien zu besitzen? Ich will Ihnen sehr einträgliche schenken."

„O nein, ich danke, ich verstehe mich gar nicht auf Ackerbau und nehme auch nicht gern Geschenke. Habe noch nie welche genommen."

„Auch vom Rajah nicht?"

„Auch vom Rajah nicht. Ich habe noch nie einen Dent von ihm empfangen."

„Aber was ist denn dabei, wenn man ein Geschenk annimmt? Das kann man doch? Die Senior Ranee beschenkt die, welche ihr Dienste leisten, sehr freigebig. Mrs. Zorn würde gewiß gerne Juwelen haben."

„Nein, lassen Sie nur! Sie wissen, durch Annahme von Geschenken verkauft man sich, und ich möchte frei sein. Können wir" (ich stand auf) „die Ranee nun sehen?" So unterhielten wir uns. Auf meine letzte, etwas energisch gestellte Frage ging der kleine Erbprinz, zu sehen, ob seine Tante bereit sei, und kam gleich mit der Nachricht zurück, daß sie schon warte. Wir schritten durch einige Gemächer, die, weil sie keinen verunglückten europäischen Anstrich hatten, recht nett aussahen, und kamen an eine Tür und ein Fenster, das heißt, eine vergitterte Fensteröffnung. Meine Frau trat durch

die Tür ein, und ich wurde auf einen Stuhl vor das Gitter gesetzt. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich erst nicht durch das Gitter blickte. Aber auf einmal hörte ich in meiner unmittelbaren Nähe eine mir sehr bekannte Stimme tamulisch radebrechen, blickte auf und sah mich der Senior Ranee zur Seite, nur durch drei bis vier Eisenstäbe von ihr getrennt. Ganz zärtlich saß sie neben meiner Frau und beschaute sie von allen Seiten, befühlte sie auch, wahrscheinlich, ob sie trotz ihrer weißen Haut auch von Fleisch und Bein sei. Ich ließ mein bestes Tamulisch vom Stapel und drückte meine Freude aus, sie zu sehen. „Ja, die Junior Ranee hat sich hinter einen Vorhang gesetzt, ich nicht. Das tue ich bei Ihnen nicht", sagte sie freundlich. Sie war eine stattliche Frau von etwa vierzig Jahren mit wohlwollendem Antlitz. Natürlich war die Erziehung und die Thronfolge des Erbprinzen Gegenstand unserer Unterhaltung. Ich versprach in bezug auf ersteres mein Bestes zu tun; in bezug auf letzteres aber erklärte ich, mich neutral halten zu wollen, wie ich das auch dem Rajah gegenüber ausgesprochen habe. Bei Erwähnung des Rajah ging von allen Seiten ein Geschimpfe los, zu dem ich stillschwieg. Der Prinz meinte endlich, ich solle mal kommen und eine Predigt über das Christentum vor ihnen halten. Ich erwiderte, obwohl ich wußte, daß sie nur sehen wollten, ob ich geneigt sei, den Erbprinzen zu bekehren, wovor sie sich natürlich fürchteten: „Das tue ich gerne, das ist mein höchster Wunsch, mein Amt, dazu bin ich hierher gesandt." Bald darauf erhob sich die Ranee, schlang ihren Arm um meine Frau und führte sie in die inneren Frauengemächer, die, wie meine Frau erzählte, nur aus leeren Wänden mit den entlang und ringsherum laufenden Ruhebetten bestanden. Auch aus den hier anwesenden Prinzessinnen war keine Rede und Antwort herauszulocken. Bekränzt empfahlen wir uns, nicht ohne gefragt worden zu sein, ob wir bei dem Rajah auch je so schöne Kränze empfangen hätten.

Nach einigen Tagen erwiderte der Prinz unsern Besuch und wurde von mir mit allen Ehren aufgenommen. Er stellte sogar den Besuch der Ranee in Aussicht. Und nach wiederum einigen Tagen kam er zum zweitenmal und — da gerieten wir aneinander. Das ging so zu: Er bat mich um eine vertraute Unterredung und wurde in mein Studierzimmer geführt. Da setzte er mir weitläufig die Umstände eines zwischen der Senior Ranee und dem Rajah schwe-

benden Prozesses auseinander, so daß ich endlich erstaunt fragte, was ich mit der schmierigen Geschichte solle? „Sie sollen als unser vertrauter Agent nach Trichinopoly zum Kollektor gehen und als Abschlagszahlung sofort 1000 Rupies (500 Dollars) erhalten", so lautete die Antwort des dunkeln Biedermannes. Ich glaubte nun entschieden die Zeit gekommen, daß ich ihm mal mit ganz und völlig unmißverständlichen Worten meine Stellung zu jeglicher Parteinahme und Geschenkenehmen auseinandersetzte. Denn lehnte ich es auf höfliche Weise ab, so meinten die Leute, das sei nur eine andere Form, mehr zu verlangen. Ich redete also demgemäß auf ihn ein, und er hörte mir mit großen Augen und zusammengekniffenen Lippen zu. Er konnte noch immer nicht fassen, daß der Mammon nicht über mich herrschen solle. Er meinte, die 1000 Rupies seien ja nur Abschlagszahlung, es folge mehr. Hierauf sah ich ihn freundlich an und sagte: „Selbst wenn mir jemand 10,000 Rupies auf den Tisch legte und verlangte dafür nichts als ein Wort, so würde ich es nicht tun; wenn er aber nicht bald aufhörte, würde ich ihn gemäß meines Hausrechtes vor die Tür setzen." Nun dämmerte in ihm eine Art Erkenntnis, daß nichts zu machen sei. Er fragte trotzdem aber noch, ob ich denn nicht ihm wenigstens einen Empfehlungsbrief schreiben wolle, dahin lautend, daß ich ihn kenne, achte, und daß ich wünsche, daß sein Prozeß zu einem ihm günstigen Ende komme? Ich verneinte auch das. Als er sich nun ziemlich steif erhob und Abschied nahm, begann ich einzusehen, daß ein Hofamt, wie ich es anzunehmen im Begriff stand, mit einem christlichen Gewissen oft in Widerstreit kommen werde, und ich fing an zu wünschen, daß gar nichts daraus werden möge.

Die Trubel gingen auch bald los. Die Brahminen erhoben — natürlich anonym — in den Zeitungen ein Geschrei darüber, daß ein Missionar, den man allwöchentlich auf den Straßen der Hauptstadt gegen ihren „allerheiligsten Glauben" predigen hören könne, und obendrein ein deutscher, dessen Aussprache des Englischen „eigentümlich" sei, ihren Erbprinzen erziehen solle. Man ließ mir sonst alles Gute — wahrscheinlich fürchtete man, daß ich den Schreiber entdecken und mich an ihm rächen werde —, aber diese Eigenschaften, sagte man, machten mich "unfit". Man hörte und las davon im Government zu Madras und stutzte. Meine Nationalität erschien

nicht als Hindernis, aber mein Beruf. Denn die englische Regierung ist neutral, sie will dem Heidentum seine Rechte lassen. Man sandte Bedenken an den political agent, dieser an den Rajah. Letzterer sagte, das sei ihm einerlei, ich könne seinetwegen den Jungen bekehren. Aber das Government war noch immer nicht zufrieden. Mr. Pennington fragte leise bei mir an, ob ich gesonnen sei, meinen Beruf aufzugeben und wenigstens zeitweilig in Governmentsdienste zu treten. Das verneinte ich. Hätte ich indes damals gewußt, daß meine derzeitigen Oberen in Leipzig um der Wichtigkeit der Sache willen geneigt waren, mir das Aufgeben meines Berufes für eine Zeitlang anzuraten und mir einen Missionar als Gehilfen beizugeben, so würde ich doch vielleicht zugestimmt haben. Nun ließ mich der Rajah rufen. Der war nicht so zartfühlend wie Mr. Pennington und fragte nicht leise, sondern sehr laut und deutlich an und drang in mich, meinen Beruf fahren zu lassen und Tutor des Prinzen zu werden. „Ich wünsche es", sagte er mit Betonung. „Tun Sie das nicht", war meine Antwort, „denn der Wunsch wird nicht erfüllt." „Sie haben so wenig Gehalt als Missionar; ich will Ihnen monatlich 600 bis 800 Rupies geben (die Rupie zu 50 Cents)!" „Das zieht nicht, Rajah." „Soll ich schreiben, Sie haben zugestimmt?" fragte er dennoch endlich. Da riß mir die Geduld, und ich sagte: „Ich bin ein freier Mann, und Sie haben auch als König von Pudukottai nicht einen Deut über mich zu sagen. Außerdem, wenn ich nicht gerade Missionar wäre, würde ich mich für 800 Rupies monatlich nicht nach Pudukottai in solche Wirtschaft setzen." — Da schwieg er, blieb aber freundlich und bat mich, die Oberleitung, wie besprochen, anzunehmen. Ich sagte, das habe ich getan, nur stoße sich das Government zu Madras an meinem Beruf. Wolle man mich mit dem haben, so sei ich bereit, sonst nicht.

Das Ende vom Lied für dieses Mal war das, daß, nachdem der Rajah dem Government und auch mir schriftlich und feierlich erklärt hatte, daß er mich auch als Missionar zum Erzieher des Erbprinzen haben wollte, das Government zustimmte und dem political agent auftrug, mich am 21. Juni 1875 in meine neue Stellung persönlich, öffentlich und formell einzuführen. Dies wurde mir unter der Firma "Her Majesty's Service only" offiziell mitgeteilt, und die Sache schien bereinigt. Alle Briefschaften, die mir bisher in dieser Sache

zugekommen und in denen namentlich meine Pflichten genau festgesetzt waren, teils vom Kollektor, teils vom Rajah, teils vom Government, klebte ich nun schön der Reihe nach in ein file-book ein zum steten Andenken. Aber — statt meiner Bestallungsurkunde, die schon in den Händen des Premierministers war und die, wie ich meinte, den würdigen Schluß bilden sollte, machte dieser ein ganz anderes Papier aus.

Statt des political agent kam ein Brief desselben an, der also lautete:

**Bein- und Armringverkauf.**

„Seit ich zuletzt schrieb, ist die Sache etwas kompliziert geworden. Die Senior Ranee protestiert bestimmt gegen den vorgeschlagenen Plan betreffs der Erziehung des Erbprinzen und hat direkt ans Government geschrieben. Auch ich habe geschrieben und um Instruktionen gebeten. Inzwischen, bis die anlangen, fürchte ich, müssen wir warten —. Aber ich werde Sie ja selbst nächste Woche sehen."

Ich erfuhr bald, wie das gekommen war. Der Senior Ranee war es in die Nase gefahren, daß ich alles Geld ausschlug und mich ihrer Partei nicht dienstbar machen wollte. Es war ihr ferner in die

Nase gefahren, daß ich bei Gelegenheit jener Schulprüfung den Erbprinzen, der unter den Schülern, wiewohl auf einem Ehrenplatze, gesessen, nicht besonders begrüßt hatte. Das aber, wie schon dargelegt, hatte ich ja gar nicht tun dürfen, da der Rajah mir denselben nicht genannt hatte. Er hatte mir nur den Premierminister und den Geheimsekretär genannt, und die hatte ich auch nur begrüßt. Nach diesen Dingen glaubte die Ranee endlich den Einflüsterungen der Brahminen, daß ich, von dem Rajah bestochen, mit ihm gegen sie komplottiere. So protestierte sie gegen meine Anstellung, indem sie sagte, sie habe nichts gegen mich, aber desto mehr gegen mein Amt, ich sei Missionar, und es sei nicht proper, daß ich Erzieher sei. Denn mich dazu machen, bedeute so viel, als den Prinzen einem fremden Glauben überliefern und dem Glauben seiner Väter untreu werden lassen.

Als man die Ranee so weit hatte, fingen die Intrigen ordentlich an. Der Premierminister, natürlich bestochen, verzögerte die Auslieferung meiner Bestallung so lange, bis jener Protest in den Händen des political agent, vom Government ihm gesandt, war. Brahminen hielten Straßenpredigten gegen mich und das Christentum. Opfer und Zaubereien wurden gegen mich angewandt. Der Rajah geriet wiederum gegen die Senior Ranee in Harnisch, wollte meine Anstellung durchaus durchsetzen und meinte, *nun* könne ich doch offen zu seiner Partei treten, da jene doch gegen mich sei.

Der political agent kam. Wir redeten über die Sachen in Gegenwart des Rajah und hielten es alle für unmöglich, daß das Government gegen den Willen des regierenden Königs seinen Beschluß umstoßen, die Bestallung, das heißt, die Sanktion, zurückziehen und wegen des Protestes der Ranee alles ändern könne. Der Rajah wiederholte ein über das andere Mal, daß er keinen andern Europäer zu einer solchen Vertrauensstellung zulassen werde. Ja, am letzten Abend der Gegenwart der Kollektoren — denn es waren ihrer zwei gekommen — wurden mir vom Rajah diejenigen Ehren erzeigt, die ich nach der strengen indischen Etikette nur als Inhaber der neuen Stellung beanspruchen konnte.

Da — kam der zweite und definitive Entscheid des Government: Um den Rajah zu befriedigen, solle ein *anderer* Europäer nicht nach Pudukottai kommen. Wolle die Senior Ranee mich nicht, so

sollte sie nicht gezwungen werden, mich anzunehmen. Aber ich möge mein Amt als Missionar niederlegen, dann sei ihr Protest ja hingefallen. Wollte ich das nicht, so solle der Prinz auf eine auswärtige hohe Schule (Combaconum) und im Notfall mit Militärgewalt dahin gebracht werden. Punktum!

So lag alles an mir. Aber ich blieb steif, ich legte mein Amt als Missionar nicht nieder. Ergo kam ein großes Papier an für die Senior Ranee, der Prinz solle auf hohe Schulen, und für mich, daß die Verhandlungen so weit abgeschlossen seien — das alles unter "Her Majesty's Service only".

Nun war großer Jammer im Hause der Senior Ranee: ihr Liebling sollte fort! Nun wollte sie nachgeben und mich anerkennen; aber der political agent hatte bestimmte Weisungen erhalten, nicht weiter zu unterhandeln. Sie hatte sich die Sache selbst eingebrockt. Der Rajah schrieb mir einen Brief, in welchem er mir sein Bedauern aussprach. Aber von wegen der Senior Ranee lachte er sich ins Fäustchen. Und wie ich nun, nachdem ich lange einfacher Pastor in Amerika bin, aus den Blättern sehe, ist der arme Erbprinz zum gewöhnlichen Prinzen geworden, der Rajah hat seinen Enkel adoptiert, die englische Regierung hat zugestimmt und der Enkel ist Erbprinz.

Interessant aber wird mir die Erinnerung an diese Zeit meiner Verknüpfung mit den Interessen des Pudukottai-Königshauses stets bleiben. Mein freundliches Verhältnis mit dem Rajah dauerte fort.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

### Räubergeschichten.

„Räubergeschichten? Da hört denn doch alles auf!" — Ja aber, lieber Kritiker, wenn ich nun doch solche Geschichten erlebt habe, dann muß, oder vielmehr kann ich sie doch auch erzählen, nicht?

Räuber gab's im Staate Pudukottai genug. Ja eigentlich ist der Staat Pudukottai ein reiner Räuberstaat. Denn die Masse der Einwohner sind von der Kaste, das ist, vom Stamme, der Kaller. Kaller aber heißt auf deutsch nichts anderes als Räuber. Und wie jede Kaste ihre besondere Lebensweise und einen ihr eigentümlichen

Erwerbszweig hat, der sich von alters her von Vater auf Sohn fort-erbt, so haben die Kaller diese Lebensweise und diesen Erwerbszweig, daß sie Räuber sind. In den Territorien zwar, die von England unters Joch gebracht sind und an deren Landstraßen hin und wieder Galgen aufgerichtet sind, müssen die Kaller sich ein bißchen in acht nehmen. Aber in Pudukottai haben sie noch freie Hand. Denn erstlich gehört der König selbst zu ihrem Geschlecht und ist ganz zu-frieden, wenn er nur seinen Anteil an ihrem Raube kriegt, und zum andern kann die hohe Obrigkeit auch gar nichts gegen die Räuber

**Indisches Gefährt.**

machen. 10,000 Kerle gibt's da, denen nicht zu trauen ist und die, den Sitten und Gebräuchen ihrer Väter treu, des öfteren das neunte, zehnte, siebente und fünfte Gebot gröblich übertreten. Und die halten treu zusammen. Was ist gegen die zu machen? Die Seele des ganzen Räuberwesens war zu meiner Zeit ein in der Nähe der Hauptstadt wohnender Zemindar (Grundbesitzer), der mit dem Kö-nige nahe verwandt, nämlich sein Oheim, war. Der saß wie eine Spinne mitten im Netz und leitete das Ganze. Ein gefährlicher Herr! Der Leser soll ihn bald genau kennen lernen.

Die Praxis der Räuber nun ist eine dreifache.

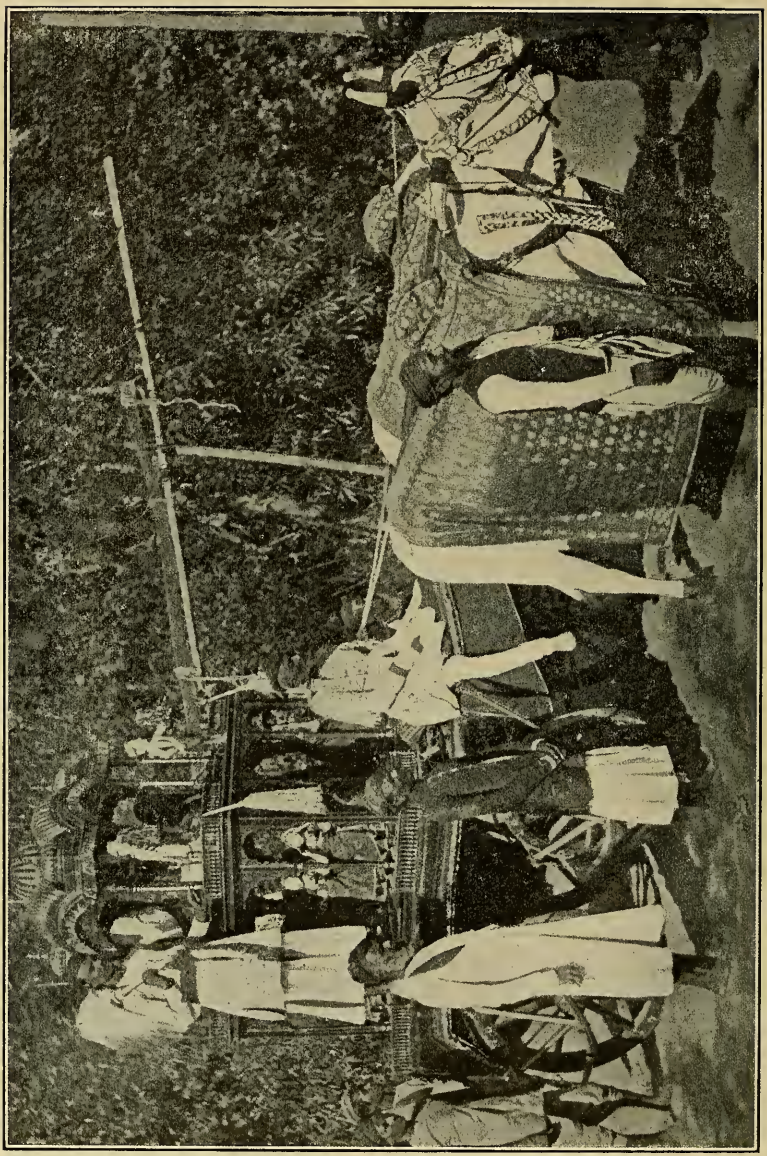
Die erste ist der gemeine Diebstahl. Ich will das an Beispielen veranschaulichen. Ein müder Wanderer kommt in die Stadt und bittet einen Hausherrn, ihn auf der Veranda schlafen zu lassen. Gastfrei wird ihm diese Bitte gewährt. Am andern Morgen ist der Wanderer noch da, aber die Milchkuh ist fort. Die Leute schreien, der Wanderer bemitleidet sie, und doch ist er es, der die Kuh gestohlen hat. Er ist nämlich nachts aufgestanden und hat die Kuh losgelöst, einem Genossen übergeben und sich wieder zur Ruhe gelegt. Der Genosse führte sie auch nur bis eben vor die Stadt, wo sie ein anderer in Empfang nahm, und so ging das Vieh von Hand zu Hand, bis sie endlich in die Hürden des Onkels aufgenommen wurde. Die Bestohlenen aber wissen den Hergang. Aber wenn sie ja gegen den Wanderer auftreten wollen, so droht der mit fürchterlicher Rache, und sie — fangen an, mit ihm zu unterhandeln. Für ein Lösegeld von etwa 10 Rupies können sie die Kuh wieder erhalten. Ein Knecht oder der Hausherr selbst geht mit zu den Hürden, bezahlt das Geld und führt seine Kuh heim. Ganz ähnlich ist der Juwelendiebstahl, nur daß bei diesem der Wanderer gewöhnlich mit verschwindet.

Die zweite Stufe der Räuberpraxis ist der Karrenraub und die Wandererplünderung. Das ist schon bösartiger und wird von einer Anzahl von Räubern gemeinsam vollführt. Dabei geht's so zu: Ein Wagen, in dem etwa ein reicher Mohammedaner mit Geld und kostbaren Waren sitzt, wird von plötzlich aus dem Busch springenden Kerlen angefallen, umgeworfen, Fuhrmann und Herr werden geschlagen, daß sie am Leben verzagen, und die Schätze werden geraubt, auch die Ochsen zuweilen mitgenommen. Oder: ein Wanderer bekommt plötzlich einen krummen Knüttel an die Schienbeine, daß er zusammensinkt, und wird beraubt. Oder: eine Anzahl von Leuten kommt mit dem Erlös ihrer Waren vom Markt. Harmlos aussehende Leute begegnen ihnen, ergreifen mit großer Schnelligkeit und Geschicklichkeit die Daumen der rechten Hand ihrer Opfer, brechen die ab und berauben die Wehrlosen. Letzteres ist sehr gäng und gäbe, und man findet viele Leute mit abgebrochenem Daumen an der rechten Hand.

Europäer werden seltener angegriffen, teils weil die Räuber Feuerwaffen bei ihnen vermuten, teils auch weil die Europäer meist wenig Geld und sonst nur solche Sachen bei sich führen, die von den

Eingeborenen nicht gebraucht werden. Werden sie aber doch beraubt, so verfährt man sanfter mit ihnen. Missionar N. von der Leipziger Mission reiste, als Pudukottai noch ein Filial von Tanjore war, dahin, um da zu predigen. Man fiel ihn an, zog ihn bis aufs Hemd aus und ließ ihn laufen. — Ein englischer Missionar wollte von Trichinopoly nach Madura reisen und mußte das Gebiet von Pudukottai passieren. Er besuchte in Trichinopoly unsern Missionar und wurde von dem gewarnt. Er meinte zwar, es habe keine Gefahr, ließ sich aber doch eine alte Reiterpistole laden und mitgeben. Anstatt diese handlich hinzuhängen, packte er sie in seinen Reisekoffer und legte sich in seinem Wagen schlafen. Sein boy (Diener) saß hinten auf. Als er eine Weile im Pudukottaigebiete gefahren war, wurde sein Wagen plötzlich umgeworfen, so daß er unter demselben und dazu noch unter Matratze, Kissen, Kisten und Koffer lag. Indes sollte er bald aus dieser unbequemen Lage befreit werden: die Räuber — denn die waren's — zogen ihn an den Beinen heraus und verlangten das Geld, das er bei sich führte. Der boy stand zitternd daneben. Der gute Missionar nun dachte an seine Pistole und rief: "Boy, give me the pistol, give me the pistol!" „Wo ist sie, ich habe sie nicht?" "It is in the box." Die Räuber lachten und nahmen nebst anderm auch "the pistol" mit sich fort.

Die dritte und schlimmste Art Räuberei ist aber der Fackelmord. Bei diesem hat man es auf ein ganzes Dorf, oder wenigstens auf ein in dem Dorfe liegendes und also beschütztes Haus abgesehen. Hundert Räuber, die Gesichter geschwärzt, die Zöpfe aufgelöst und unter der Nase zusammengebunden, in der linken Hand eine Fackel, in der rechten eine Waffe, stürzen nachts mit greulichem Geschrei auf ein Dorf los. Durch einen fürchterlichen Eid haben sie sich verbunden, jedes lebende Wesen zu töten, das ihnen begegnet, um keine Zeugen zu haben. Sobald daher die Einwohner des bedrohten Dorfes das Geschrei hören, verkriechen sie sich in ihre Häuser und warten zitternd der Dinge, die da kommen sollen. Die Räuber, immer unter wüstem Geschrei, fallen nun über das Haus her, dem ihr Raubzug hauptsächlich gilt, stecken es an, töten alle Einwohner unter entsetzlichen Martern, rauben, was zu rauben ist, und ziehen davon. Oft aber verüben sie auch in andern Häusern noch Schandtaten. Im Jahre 1875 kam ich eine Viertelstunde nach einem solchen



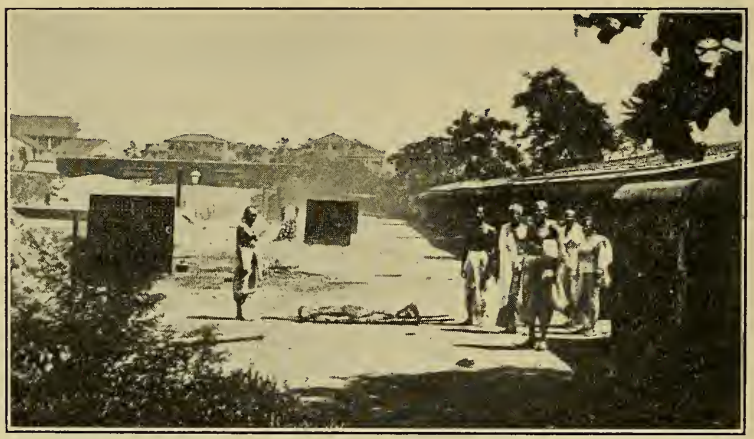
Umzug eines indiſchen Götzen.

„Fackelmord" durch ein Dorf. Ein Haus war niedergebrannt und lag voll Leichen. Auch auf der Straße lagen Unglückliche, die nicht rechtzeitig hatten entrinnen können. Einen, der nur verwundet war, nahm ich mit nach Pudukottai.

Nach diesem wird der liebe Leser gewiß denken, es sei gefährlich für mich gewesen, da zu wohnen. Ja, im ersten Jahre. Dann aber gar nicht mehr. Zum öfteren hatte ich sogar notorische Räuber zu Begleitern und Beschützern. Einmal 20 Kerle mit Fackeln. Kein Räuber in Pudukottai würde mir etwas getan haben. Jeder würde mich vielmehr verteidigt haben. Wie kommt das? Das will ich nun erzählen.

War es Ende '72 oder Anfang '73 — ich weiß es nicht, es soll auch wohl einerlei sein —, da lud mich jener Onkel des Königs und Hauptspitzbube des Landes ein, acht Tage bei ihm zuzubringen und ihm zu predigen. Als diese Einladung kam, versank ich in tiefes Nachdenken. Wenn ich sagen sollte, daß ich Angst gehabt hätte, so müßte ich lügen. Aber daß ich gerade sehr erbaut war von der Einladung, kann ich auch nicht behaupten. Resultat des Nachdenkens war, daß ich ablehnte. Und zwar tat ich das deshalb, weil ich der Sprache noch zu wenig mächtig war, um unter diesen Schuften gebührlich auftreten zu können. Indes des Evangeliums sollten sie deshalb nicht entbehren, und ich sandte Kornelius und einen blinden Sänger zu den Wüterichen. Der Onkel nahm diese freundlich auf, hörte zwei Tage lang ihre Worte und Gesänge an und entließ sie beschenkt. Hunderte von Räubern hörten mit ihm bis tief in die Nacht dem Singen des Arokiam zu. Da trat auch — daß ich das beiläufig erwähne — einer hervor und sprach zu Arokiam: „Sänger, wem die Gottheit solche Gaben verliehen hat, der ist sündlos." Arokiam lächelte und sagte: „Was weiter?" Jener: „Einen Sündlosen hört die Gottheit — schaff uns Regen, wir verlieren sonst unsere Ernte." Arokiam: „Ich bin nicht sündlos, sondern ein Sünder wie du. Aber höre! wenn du dein Herz von den Götzen und vom Rauben wendest und Jesu gibst, so will ich Jesum bitten, und er wird heute nacht regnen lassen." Der Mann ging davon. — Auf diese Weise kam es, daß die Räuber hohen Ortes mir um des Wortes und Gesanges meiner beiden Leute willen geneigt wurden und mich nicht bedrohten. Aber es kam noch besser:

Eine ganze Zeit nachher, nachdem ich schon oft großen Haufen von Heiden gepredigt hatte, der Onkel auch seine Einladung wiederholt hatte, als gerade ein lieber Freund bei mir war, beschloß ich, nun Folge zu leisten und einmal unter die Räuber zu gehen. Ich sandte Boten mit der Anmeldung. Die kamen zurück und brachten die Nachricht, dann und dann werde alles zu unserm Empfange bereit sein. Eines Morgens also wurde mein Omnibus fertig gemacht, Sachen für zwei Tage, z. B. Wasser, hineingepackt, alle meine am Orte befindlichen Missionsdiener waren marschbereit, und wir fuhren los, wir im Omnibus, die Diener in meinem Karren. Da wir uns



**Tamulischer Verbrennungsplatz für Leichen.**

unterwegs aufhielten, kamen wir erst mit anbrechender Nacht an Ort und Stelle an. Eine Art Hausverwalter des Hauptmanns, übrigens ein gleißender und dem Evangelium feindlicher Schuft, empfing uns und führte uns in unser Quartier. Ein Kornspeicher, das heißt, eine an einer Seite offene geräumige Halle, war leer gemacht, mit weißen Tüchern an den Wänden und an der Decke ausgeschlagen, Betten, das heißt, Bettgestelle, Stühle, ein Tisch hineingestellt, und vor ihr war eine Art Zelt aufgeschlagen, mit Blumengirlanden geschmückt. Auch Badehäuschen waren errichtet, meine Diener hatten ein ordentliches Obdach, und mein Koch fand eine bequeme Küche und ungeheure Vorräte vor: ein Schaf (lebendig), ein

Dutzend Hühner (lebendig), Eier ohne Zahl (die mir der Bengel nachher noch verkaufte, als ob er sie vom Markte geholt habe), Haufen von Reis, Gemüse, seltene Früchte, Milch, Feuerholz 2c. Eine Masse Räuber drückten sich herum, um uns zu bewundern. Wir schickten sie erst einmal fort, um in Ruhe baden und essen zu können, dann redeten wir mit ihnen bis tief in die Nacht, zogen uns endlich zurück, plauderten noch ein Stündchen, ich bei einer duftigen Zigarre — mein Freund liebte solch Rauchwerk nicht — und schliefen endlich sehr sanft unter den Räubern.

Der folgende Morgen verging unter Gesprächen mit diesem und jenem, das herzukam, unter Besehen der Umgebung, unter Essen und Trinken, Schlummern und Rauchen — es war nichts anderes zu machen, denn der Onkel war noch nicht erschienen, und das war doch die Hauptsache. Vielleicht erwartete er, daß wir in sein Haus kommen sollten, aber ich hielt das für gegen die Etikette. Zu Mittag sandte er uns Essen von seiner Tafel: Carri, so scharf, daß uns Hören und Sehen verging. Endlich gegen Mittag kam er an mit großer Begleitung. Er war ein Mann in mittleren Jahren mit nettem, würdigem Angesicht, in weiße Gewänder gehüllt, einen roten, golddurchwirkten Turban auf dem Haupte und einen goldenen Säbel, das Zeichen seiner verdächtigen Würde, an der Seite. In dem Zelt waren Stühle gesetzt und Matten gelegt. Er und wir nahmen auf den Stühlen, seine und unsere Begleitung auf den Matten Platz.

Nun möchte ich gern davon erzählen, wie ich ihm das Evangelium gepredigt habe; aber das kann ich leider nicht. Eine Stunde verging unter allerlei Höflichkeiten und Freundschaftsversicherungen seinerseits, und als ich dachte, nun könne ich anfangen, da brach er auf. Er bekränzte uns feierlich, versicherte ebenso feierlich, daß er mein Freund sei, wartete dann, bis ich in meinen Wagen eingestiegen war mit meinem Freunde, und der Räuberbesuch hatte ein Ende. Er fuhr nach Hause, wir auch. Wir waren ziemlich verdrießlich, daß es so gegangen war. Aber das Gute war doch erreicht, daß ich bei den Räubern *Salz gegessen* hatte und also in das heilige Verhältnis der Gastfreundschaft getreten war mit ihnen und allezeit wiederkommen konnte. Letzteres tat ich auch. Oft habe ich den Kallern gepredigt seitdem, öfters hat auch der Häuptling das Evangelium klar und deutlich gehört seitdem, freilich merkwürdigerweise

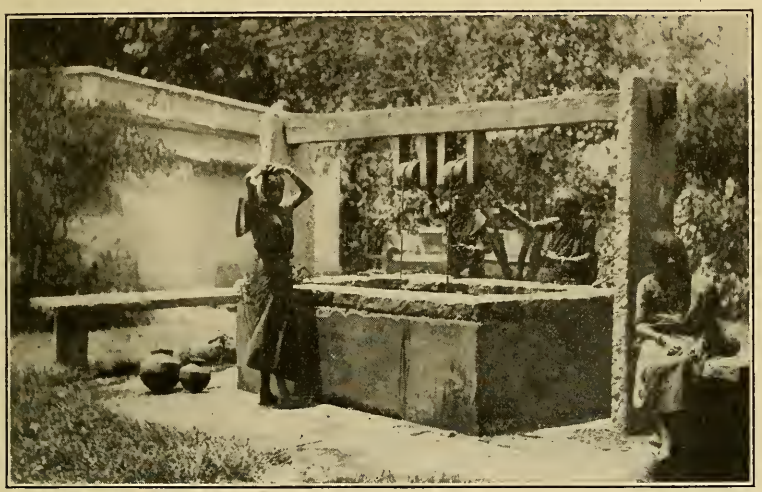
nie aus meinem Munde, nur aus dem meiner Gehilfen; aber es war ein Evangelium. An seinem Todestage jedoch war ich lange mit ihm zusammen und predigte ihm den HErrn JEsum. Das ging so zu:

Er erwiderte endlich nach öfteren Aufforderungen meinen Besuch. Es war gerade Neujahr, und die Cholera wütete heftig. Ich nahm ihn freundlich und feierlich auf. Nach Austausch der üblichen Höflichkeiten ließ ich die Leute sich aus meinem Zimmer entfernen und redete ihm ernst zu. Oft habe er Gesetz und Evangelium gehört, sei aber von seinem bösen Wege nicht abgetreten. Zwar mir, dem Boten JEsu, habe er viel Freundlichkeit erwiesen, den HErrn JEsum aber verachtet. Dieser sei von unendlichem Erbarmen, er nehme ihn jetzt noch an; aber so er sein Erbarmen verachte, so werde er sein Richter. „Mein Freund, ich will Ihnen nichts Böses sagen, Sie nicht beleidigen. Aber ich bin ein Zeuge der Wahrheit: tun Sie Buße und bekehren Sie sich! Die Axt ist schon dem Baum an die Wurzel gelegt. Schaffen Sie, daß Sie selig werden! Hören Sie JEsu Stimme! Er ruft Sie zur Seligkeit. Sonst — was wissen Sie, ob Sie nicht schon heute, z. B. durch die Cholera, abgefordert, vor das Gericht gestellt und in die ewige Verdammnis geworfen werden?!“ Auf diese meine Worte erwiderte er nur, er nehme das nicht als Beleidigung, nein, meine Worte seien Milch und Honig. Was aber die Cholera anlange, so habe er die schon oft erlebt und keine Angst. Damit schied er von mir, wie üblich, bekränzt. Ich sah, wie sein Wagen abfuhr, dann plötzlich anhielt in der Ferne und dann wieder weiterfuhr.

Abends kam ein Bote, daß der Zemindar unterwegs von der Cholera befallen und schon zu Asche verbrannt sei. Er habe sich zu Hause gleich legen müssen, im Gefühl des eilig nahenden Todes seinen Neffen — Söhne hatte er nicht — rufen lassen, ihm zum Zeichen der Nachfolgerschaft das goldene Schwert umgebunden, ihn neben sich ausstrecken lassen und dann folgende Worte an ihn gerichtet mit ersterbenden Lippen: „Mein Sohn bist du, wiewohl du nicht von meinem Leibe kommst. Aber du bist mein Fleisch und Blut, das mir am nächsten ist. Du hast zwei Väter künftig auf Erden. Der eine ist der Täshildar von Karámbagudi (ein einflußreicher Rivale). Stelle dich mit dem gut. Schenke ihm einen feinen Wagen und zwei

Schimmel. Der andere ist der Missionar zu Pudukottai. Dem kannst du nichts schenken, denn er nimmt nichts. Aber höre, was der sagt.“ Damit fuhr seine Seele an ihren Ort.

Ich wurde nun dringend eingeladen, seinen Nachfolger, den jungen Räuberhauptmann, zu besuchen, und tat es auch. Wohl mit noch größeren Ehren wurde ich empfangen als das erste Mal. Ich wohnte im Hause selbst. Tat aber nun teils einen tieferen Blick in das wüste Treiben der Kerle und teils hatte ich nun volle Gelegenheit zu predigen, die ich auch voll benutzte. Den Tag über mußte ich



**Am Brunnen.**

sehen, wie sie karteten, soffen und Raub bargen, ja vor meinen Augen und Ohren gingen Partien mit Ochsen und Wagen auf Raub aus und besprachen sich darüber. Die tausendfache Gewohnheit hat das Geschlecht gänzlich gegen das Bewußtsein der schrecklichen Sünde abgestumpft. Abends aber und bis nachts zwei Uhr hatte ich sie alle, die an dem Ort waren, um mich gelagert — der Häuptling saß auf einem Stuhl — und redete ihnen ins Gewissen auf nicht zarte Weise. Sie lauschten und hörten, aber Änderung habe ich nicht gesehen. Doch Fruchtsammeln ist Gottes Sache, nicht meine. Ich predigte ihnen ja nicht alleine Gesetz, auch Evangelium — sollte das alles ver-

loren sein? Nein und aber nein! Weiß ich es auch nicht: Gottes Wort hat doch ausgerichtet, wozu es gegeben ist.

Zuletzt wäre ich doch fast zu Schaden gekommen. Weil alle andern Fuhrwerke auf den Raubzug weggesandt waren, so wurden an meinen Omnibus — man hatte mir aus Höflichkeit nämlich nicht gestattet, meine eigenen Pasu zu gebrauchen — ein Paar ganz junge feurige Tiere gespannt. Kaum hörten die das ihnen ungewohnte Rollen des großen Wagens, so liefen sie wie rasend querfeldein über Stock und Stein. Aber nicht weit. Die schnellfüßigen Kerle holten sie ein und rissen sie nieder und führten mich sicher nach Hause.

# Dritte Abteilung.

## Eigentliche Missionsarbeit.

# Sechzehntes Kapitel.

## Aus einem alten Stationstagebuche vom Jahre 1872.

Da finde ich ein altes Tagebuch aus meiner Anfangs- und Erstlingszeit als Missionar in Pudukottai, als ich die Sprache noch nicht ordentlich verstand, auch noch unverheiratet war. Und indem ich das durchblättere, steigen so allerlei freundliche und wehmütige Erinnerungen in mir auf, daß mein Herz ganz voll ist — so muß denn ja notgedrungen der Mund, resp. die Feder davon überfließen.

In der Stadt Tranquebar, da die kühle Brandung des Bengalischen Meerbusens mir manchmal auf unliebsame Weise die Schuhe netzte, wenn ich ihr zu nahe kam, oder mich über und über bespritzte, wenn ich auf einem der mächtigen Wogenbrecher saß, die sich wie abwehrende Arme der Brandung entgegenstrecken, in sie hineinragen — in Tranquebar also hatte ich sieben Monate gelebt und gelernt, was das Zeug halten wollte. Das war von August 1871 bis Februar '72.

Zu dieser Zeit erhielt ich vom hochwürdigen Missionskirchenrate die Weisung, nach Pudukottai zu ziehen, dort mit dem Missionar K., meinem nachherigen vielgeliebten Schwager und nun seligen Himmelsbewohner, noch einen Monat zusammen zu sein und dann die Station von ihm zu übernehmen, da er nach Trichinopoly versetzt werden sollte.

Tamulisch sprach ich zwar noch nicht, sondern stotterte, stammelte, lallte, radebrechte es nur und stolperte über die Sätze, wie ein Trunkener auf holperigem, steinigem Wege, oft strauchelnd, fallend, liegend, wieder aufstehend und taumelnd weiterhinkend. Aber frohen Mutes war ich doch. Verließ mich auf den lieben Gott, der mich, so hoffte ich zuversichtlich, die Sprache schon lehren und das Band meiner schweren deutschen Zunge lösen werde, daß sie auch so toll im Munde sich umherschleudern lassen werde, wie ich das bei den Tamulen gesehen hatte. Auch wohnte noch ein Rest alter studentischer Jugendfrische und -Keckheit in mir. Item, ich fürchtete mich nicht. — Doch lernte ich das Gruseln bald, wie jener.

Am 25. Februar kam ich in Pudukottai bei meinem lieben Otto — so hieß mein Schwager — an und wurde von ihm auf Haupt- und Nebenstationen eingewiesen.

In der Stadt selbst waren nur wenige Christen, nur einige zugezogene Missionsdiener und Missionsdienerwitwen. Ich fand vor: den Katecheten Arulappen mit Familie, den Lehrer Njanamuttu mit Frau, drei Witwen und einen abgesetzten Lehrer. Mit mir kam mein Sprachlehrer und seine Familie. Meine Dienerschaft bestand, einen Laufburschen abgerechnet, aus lauter Heiden. In dem eine englische Meile entfernten Pariadorfe war ein ordentlich Häuflein von Christen, Alten und Jungen, Erwachsenen und Kindern, Gesunden und Kranken, Schlimmen und Guten. Nicht zu vergessen ist im Missionsgehöft eine Schar von Kindern, die die Schule besuchten und teils von Missionsbeiträgen, teils von den Eltern, teils aus der Tasche des Missionars unterhalten wurden. An Filialen und Predigtplätzen gab es Wailogam (10 englische Meilen entfernt), Muttunadu (40 Meilen), Koteikarenpatti (25 Meilen) und hin und wieder auf den Dörfern Lehrer für Heidenschulen und zerstreute Christenhäuflein. Alles in allem 230 Seelen etwa, geweidet von 12 Katecheten und Lehrern.

Als K. am 1. April mich allein ließ, kaufte ich ihm einige Möbel und ein altes Harmonium ab und — ja, und war dann allein, auf 33 Meilen im Umkreis der einzige Europäer, wenn man den versoffenen band-master des Königs nicht rechnen will.

Und nun, lieber Leser, nimm meinen Auszug aus dem Tagebuch so, daß ich dir Monat für Monat vorstelle.

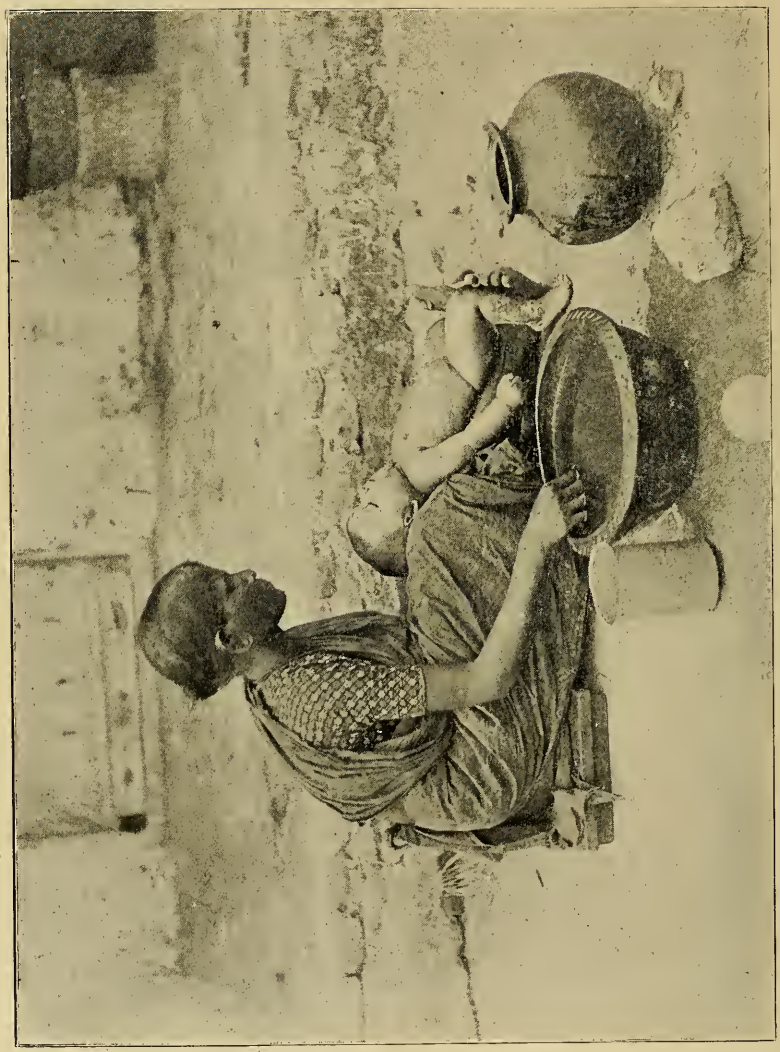
## April.

„Das Predigen macht viel Mühe, da ich jede Predigt tamulisch ausarbeiten und dann auf der Kanzel ablesen muß. Ob mich aber die Leute verstehen, weiß ich nicht. Ich glaub' es kaum" — so fängt mein Tagebuch an, und man hört schon einen Mollton durch.

Ja, die tamulische Sprache kann einen ehemaligen Deutschen aber auch bange machen mit ihren 225 Buchstaben, Zungenspitzen-, Rachenwand- und Gurgellauten. Und dann hat ein Wort ganz verschiedene Bedeutung, je nachdem man die tollen Buchstaben ausspricht oder einen Vokal mehr oder weniger dehnt. So wollte ein

Freund von mir mal den Segen sprechen und fing — wenn man's zu deutsch gibt, was er tamulisch sagte — ganz feierlich also an: „Der HErr plage euch mit Krankheitsschmerzen und speie euch aus", worauf die Gemeinde erschreckt zusammenfuhr. Und er hatte doch nur statt: kárther ungerlei ähsihrvädittu ungelei kähka kadawahr, wie es eigentlich heißen sollte, gesagt: kárther ungelei äsihrvädittu ungelei käkka kadawahr — man sehe den geringfügigen Unterschied! Und welch entsetzliche Differenz in der Bedeutung: aus dem Segen wurde ein Fluch! Wenn ich nun auch so grobe Böcke nicht schoß, so hatte ich doch oft das unangenehme Gefühl, etwas Dummes gesagt zu haben, denn die Leute lächelten. Das half nun aber nicht. Übung mußte den Meister, und Schaden klug machen.

Indes, trotz aller dieser Hemmschuhe wollte ich nicht allein dem Christenhäuflein, sondern auch den Heiden gleich anfangs das Brünnlein des Evangeliums fließen lassen. Mit Zustimmung meiner Missionsdiener richtete ich sofort eine regelmäßige und öffentliche Heidenpredigt ein — regelmäßig, damit die Heiden ein für allemal wissen sollten, daß dann und da das Evangelium frei offen verkündigt werde. Jeden Mittwochabend nämlich wurden mit einbrechender Dunkelheit vor dem Hause des Katecheten und gegenüber dem großen Ruhehause unter mächtigen Bäumen Tische und Stühle hingestellt. Auf dem Tische standen zwei große Leuchter und lagen Bücher; die Stühle waren für mich und den oder die jedesmaligen Prediger. Auf Matten umher saßen die Schulkinder mit dem Lehrer und sangen christliche Gesänge in tamulischen Weisen. Meist fanden sich die Heiden zahlreich ein, denn der Hindu ist ein geborener Philosoph und hört gerne über religiöse Dinge reden. Und hatten sich dann genug Zuhörer versammelt, so redete einer der Missionsdiener über einen Gegenstand, den ich vorher mit ihm durchgenommen hatte. Meine Leute taten das gerne. Besonders zeichnete sich Kornelius durch fesselnde Beredsamkeit aus. Einmal predigte auch der kleine Lehrer Njanamuttu wahrhaft gewaltig. Bis zum Ende hörten die Heiden gespannt zu, wiewohl er zwei Stunden lang sprach. Der Schluß wurde stets mit Gesang und Gebet gemacht, schob sich jedoch oft lange hinaus, weil neue Zuhörer kamen und ich dringend von dem einen oder andern der Missionsdiener gebeten wurde, auch ihn noch reden zu lassen. Ja, als ein großes Heidenfest stattfand, predigten und



Tamulenmutter wäscht ihr Kind.

sangen meine Leute den im Ruhehause massenhaft versammelten Heiden ohne mein Wissen bis um Mitternacht, wozu sich Kornelius noch einen blinden frommen Sänger aus dem Pariadorfe geholt hatte.

„Gleich am ersten Tage meines Alleinseins hier kam ein gewisser Arokiam, einer meiner Christen, zu mir. Er ist ein Paria und war von jeher eine wahre Geißel aller Missionare, die nach Pudukottai gekommen waren. Viele aus der Gemeinde hat er zum Abfall gebracht, auch seine eigene Frau und seine Kinder. Er selbst verachtete Wort und Sakrament, sagte aber dennoch stets, die lutherische Lehre sei die einzig wahre, nur die Missionare seien schlecht samt der Gemeinde, deshalb wolle er sich der Kirchenzucht nicht fügen. Ein ganz eigentümlicher Mensch, ein unseliger Mensch! Sein besseres Wissen und Gewissen kämpft stets mit seines Herzens Trotz und Härtigkeit und — wird mit Füßen getreten. Er kann in einem Atemzuge loben und lästern. Sein Antlitz ist grauenhaft. Er ist sonst ein begabter Mensch, war früher Lehrer. . . . Dieser kam zu mir und begehrte das heilige Abendmahl, aber ausdrücklich ohne Bußbekenntnis ob seiner begangenen Sünden. Ich sagte ihm ruhig, ehe er mit dem Munde öffentlich seine Sünde bekenne und mit dem Wandel solchem Bekenntnis Zeugnis gebe, könne er des HErrn Leib und Blut nicht empfangen. Und das sei nur, was ich dabei zu fordern habe: Gott sehe sein Herz an und wolle da wahre Buße. Trotzig ging er, doch nur, um bald wieder zu kommen. Aber wieder verhärtete er sein Herz während des Redens mit mir und lästerte. So öfters. . . . Endlich, als er mal wieder bei mir war — der Katechet und der Sprachlehrer waren auch zugegen —, sagte ich zu ihm: ‚Du tust nicht Buße? kommst auch nicht zur Kirche?‘ Er: ‚Wozu? Warum gibt man mir das Abendmahl nicht so gut wie allen? Sind doch alle Sünder und nicht besser als ich.‘ Und dabei stieß ihn (ich kann nicht anders sagen) der Geist des Aufruhrs wider Gott. Ich: ‚Arokiam, Gott suche und finde dich noch! Aber nun hast du keine Vergebung der Sünden, und ich behalte dir dieselben an Statt und auf Befehl JEsu Christi und im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.‘ Lautlos ging er. Auf der Straße lästerte er. Als ich am nächsten Sonntag inmitten der Gemeinde die Sache vornahm und er förmlich aus der Gemeinde

ausgeschlossen wurde,*) fühlte ich, was ich vorher schon gewußt hatte, daß dies das Schwerste im Amte ist, und konnte mich vor Zittern kaum aufrechthalten. — Der Mann kam noch öfters wieder. . . . Einmal ging er meilenweit meinem Wagen nach und bat und flehte um Wiederaufnahme. Ich sagte, er solle nur JEsum an- und aufnehmen, der vor der Tür stehe voll Erbarmen und anklopfe, so werde er von Gott und Menschen wieder angenommen. Die Antwort war, zunächst möge ich ihm eine Anstellung verschaffen. Betrübt wies ich ihn ab, als ich das hörte. Immer und immer kam er wieder, von Zeit zu Zeit. Oft legte er sich stundenlang lautlos vor die Tür meines Hauses. Bat endlich, ich möchte ihm gestatten, in die Kirche zu kommen. Ich sagte, die Erlaubnis habe jeder. Ich glaubte nicht, daß er kommen werde. Aber er ist seitdem mein fleißigster und aufmerksamster Kirchenbesucher. Bei Austeilung des heiligen Abendmahls entfernt er sich still, schleicht nur zum Segen wieder herzu, den er demütig gebeugt mit ausgebreiteten Händen in Empfang zu nehmen sucht. . . . Gott erbarme sich seiner und behüte mich vor Mißgriffen!" So weit die betreffende Stelle des Tagebuches.

Also solche Sachen kommen in den kleinen elenden Heidenchristengemeinden auch vor. Wie traurig ist es, daß viele Gemeinden hier in Amerika eine rechte Kirchenzucht nicht üben lassen wollen, da doch Christus dieselbe zum Heil der Seelen und der Gemeinden befohlen hat! Übrigens hatte die zitierte Stelle des Tagebuches Nachträge und Ergänzungen aus späteren Monaten, die Erzählung geht über den April hinaus, und so mag ich denn auch noch gleich bemerken, daß Arokiam sich endlich den Römern in die Arme warf, bei denen Kirchenältester wurde, sich dem Trunk ergab und mich einmal mit einer Bande von 20 Mann nachts überfiel und insultieren wollte — ein Unternehmen, das kläglich zu Wasser wurde; denn als ich mich zeigte und etwas energisch auftrat, fiel die ganze feige Bande auf die Kniee und bat um Nachsicht.

Nun wieder zum April zurück. Jeden Morgen hielt ich mit den Kindern und den wenigen Gemeindegliedern Andacht in der Schule, in der ich einen kurzen Bibelabschnitt las und mich auch mehr und

*) Der bezügliche Beschluß war schon im März in einer Gemeindeversammlung gefaßt worden.

mehr in freier Erklärung herauswagte. In der Schule unterrichtete ich täglich eine Stunde.

Dazwischen passierte allerlei Böses und Gutes. Z. B. prügelte der junge Lehrer wiederholt seine ungehorsame, stöckische Frau, und ich schalt ihn deshalb auch nicht allzusehr. Es war eben Indien, und in Indien ist der Stock gebräuchlicher als hierzulande. Namentlich bei den Weibern. Die Frau wollte daher eines schönen Tages in den Brunnen springen und ging langsam auf ihn zu. Ich sah sie gehen. Der kleine Ehemann stürzte zur selben Zeit entsetzt in meine Stube und teilte mir die Sache mit. Da ich bemerkte, daß die Frau sich öfters nach meinem Hause umsah, wahrscheinlich, um zu sehen, ob ich noch nicht käme, sie herauszuziehen, so sagte ich ganz stoisch: „Laß sie sich nur erst mal hineinwerfen, dann können wir sie noch immer herausholen.“ Sie ging dann auch am Brunnen vorbei und auf Umwegen wieder nach Hause. Nun wollte sie aber ihrem Manne nicht mehr kochen und lief in ein anderes Haus. Da mußte ich denn doch zugreifen und sie herausholen, wenn auch nicht aus dem Wasser.

Ferner war da ein alter „Weiser und Einsiedler“, früher Katechet in der Church of England. Der hatte sich längst von Wort und Sakrament abgewandt und fristete sein geistliches Leben, wie er angab, durch Genuß von Engels-, ja Christuserscheinungen. Er war 70 bis 80 Jahre alt, hatte auch seine Frau verstoßen, um „heiliger“ sein zu können, und tat „Wunder“. Stand übrigens in der ganzen Stadt in großem Ansehen. Der kam in meine Kirche. Erst kauerte er auf der Veranda, während der Predigt aber wankte er herein. So setzte er das — ich greife wieder etwas in die Gemarkung anderer Monate hinüber — sechs bis sieben Wochen fort. Besuchte mich auch oft in meiner Wohnung und offenbarte einen ganz greulichen Hochmut. Als ich ihm das sagte, fiel ich sofort aus seiner Gunst. Er baute sich ein Grabgewölbe vor der Stadt, kam nie mehr zur Kirche, saß in seinem Grabe „predigend und Wunder tuend“ und wurde darin eines Morgens tot aufgefunden. Man vermauerte die Tür des Gewölbes, und die Sache war abgetan.

In diesem Monat wagte ich mich auch zum erstenmal allein auf Reisen und besuchte mein Filial Weilogam. Alles ging über Erwarten gut. Gehobenen Mutes und wohl mit etwas überflüssig gönnerhafter Miene, wie junge Prediger sie zuweilen machen, sagte

ich beim Abschiede den Leuten, ich werde nun jeden Monat kommen, und erwartete freudigen Applaus. Aber ich erhielt eine derbe Lektion. Ein alter gottseliger Pensionist nämlich, der schon mit einem Fuß im Grabe stand und nur noch auf das Kommen des HErrn JEsu wartete, daneben auch durch seine Grobheit bekannt war, antwortete kurz: „Deine Pflicht!“ — Erst war ich etwas stutzig, die Pille schien mir zu klobig, sie ohne weiteres hinunterzuschlucken. Ehe ich jedoch antwortete, überlegte ich mir die Sache und fand, daß er ganz und völlig recht habe. Denn „tue ich's ungerne, so ist mir das Amt doch befohlen“, und „wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte“! — solche Worte legt ja der Heilige Geist jedem Prediger in den Mund. Auch bemerkte ich, daß der Alte mich etwas von der Seite ansah, freundlich-ernsten Gesichtes: er wollte sehen, wie ich das aufnehmen werde. Ich reichte ihm also die Hand und sagte: „Nun, da Pflicht und Lust zusammenkommen, ist's ja gut.“ Seitdem war er mein Freund, der mich ordentlich zärtlich behandelte, und ist's bis an sein hochseliges Ende geblieben, das liebe alte Gotteskind!

Summa Summarum — der HErr half gnädiglich im ersten Monat. Die Last spürte ich nicht und die Einsamkeit auch nicht. Ich war voll Lobens und Preisens und eitel Jauchzens, daß ich nun wirklich in der Arbeit stand. Erfüllte das weite leere Haus mit Lobliedern und arbeitete dabei auf höchst jammervolle Weise auf dem Harmonium herum, denn die edle Musik hatte ich als Junge von dreizehn Jahren verlassen: der „Kalif von Bagdad“ war das Höchste gewesen, wozu ich es gebracht hatte, dann wurde ich fahnenflüchtig. Mein seliger Vater hatte mir wohl gesagt, es werde mich noch reuen, aber es gibt ja Jahre, in denen deucht man sich so entsetzlich weise. — Was übrigens das Jauchzen anlangt — daß es so nicht allezeit im menschlichen Leben geht, sollte ich bald reichlich erfahren. Bin aber heute dem HErrn für die Stunden der Angst und der Traurigkeit noch dankbarer denn für jene des Jauchzens.

## Mai.

Der allerheißeste Monat in Indien ist der Mai, und der kam jetzt heran. Ei, ich meinte manchmal, ich sollte vergehen! Die Steinplatten der Treppe waren glühend heiß. Die Kieselsteine auf dem Platze vor dem Hause sprangen mittags knick-knack entzwei. Die

weiten Grasplätze des Gartens, auf welchen die Zugochsen noch vor zwei Monaten so vergnüglich geweidet hatten, waren statt mit üppigem Grün mit einem braunen Pulver bedeckt, mit welchem ein Windstoß — es kam aber keiner, eine glühende, strahlende Stille lag auf der schmachtenden Natur — die ganze Luft erfüllt haben würde. Der Boden zeigte tiefe, breite Risse: die lechzende Erde sperrte ihren millionenfachen Mund auf und bat um ein wenig Wasser. Zuweilen kam von Westen — nicht ein Windstoß — ein stetiger, ruhiger Luftzug, der kaum die Kraft hatte, den Staub ein wenig zu bewegen und zu erheben: das war das Allerentsetzlichste. Denn von der westlichen

**Ein Joch Ochsen bei der Arbeit.**

Küste kommend, nahm, brachte er gleichsam alle Hitze, die er unterwegs angetroffen hatte, mit und hauchte uns an, wie ein zum Zerspringen geheizter und plötzlich geöffneter Backofen. Und dieser Feuerhauch drang in alle Schränke, Schiebladen, geschweige Häuser und Stuben. Selbst den Schweiß, den sonst so unwillkommenen, aber nun hochwillkommenen, weil eine Art natürlichen „Kühlkleides“ dem Körper bringender Gast, trocknete dieser Pesthauch, leckte dieser Leuteschinder ab. Nahm man Wäsche aus der Schieblade, so war sie heiß und hatte einen brandigen Geruch, als ob sie eben unter dem Bügeleisen weggenommen wäre. Puhhaaahhh — Luft! schon die Erinnerung macht mich schnappen und beängstigt mich. Und diese

Glutluft wimmelte und krimmelte von summenden, brummenden, blinkenden, stinkenden, pfeifenden, kneifenden Ungeheuern: kleine Augenfliegen von der Größe eines Stecknadelkopfes umschwirrten das Haupt und, das Glänzende liebend, flogen sie gerade in die Augen, Schmerz und Entzündung verursachend; Moskitos — na, die sind bekannt! Wenn ich oft nachts schlaflos auf meinem heißen Lager mich wälzte und die Quäler mich brummend, heulend stachen, so wünschte ich — trotz der Hitze — oft, daß eine gewaltige Lohe im Zimmer aufschlage und das ganze entsetzliche Pack verzehre. Fliegende Ameisen kamen zu Millionen ans Licht geflogen, jede mit vier Flügeln, die sie gleich verloren; so lagen denn morgens Haufen von Flügeln, Haufen von krabbelnden, grauekligen Geschöpfen da und mußten weggekehrt werden. Ja, man konnte bei Licht nicht essen! Gleich waren alle Speisen mit diesem Ungeziefer bedeckt. Das Allerentsetzlichste aber waren die fliegenden grünen Wanzen: kam nur eine in die Nähe, so stank es ganz kannibalisch und wie? — süßlich, medizinisch, heimtückisch, jesuitisch, unaussprechlich, greulich, unerträglich. Und vergriff man sich an einer, wie ich das eben in diesem Mai tat — o wehe und aber o wehe! Dagegen waren die unverschämten Krähen, die einem das Essen vom Teller wegstahlen, die kreischenden Papageien, die, selbst bunt, einen fast schwarz ärgerten, die fauchenden Ratten, die auch stinkenden Moschusmäuse, die auf das Kopfkissen niedersteigenden und in den Haaren krimmelnden und den Kopf ätzenden Ameisen, die einen nächtlich näßenden Fledermäuse, die Frösche, die platschig von der Decke zu Boden fielen, die im Hause Schutz suchenden Schlangen, die polternden Chamäleons, die Tausende von Eidechsen, die an den Wänden krabbelten und ihre Eier in die Hosentaschen legten, die hungrigen Schakale, die in Rudeln von 100 Stück in den Garten, ja auf die Veranda kamen und zu den Gittern hereinheulten, die giftigen Tausendfüßler unter den Matten, die schädlichen Raupen mit ihren todbringenden Haaren, die gleißenden, schleichenden „Lecktiere" — dagegen war alles, alles, was es an häuslichen Unholden gab, eitel erquickende Abwechselung und Erholung. Der Mai ist kein „Wonnemonat" in Indien, nein, nein! Da lernte ich auch, wiewohl mit Ach und manchem Krach, das Rauchen, um die Plagegeister wegzu-steamen.

Hier kam's manchmal über mich wie Wehmut — doch schweigen wir davon.

Na ja, in diesem Mai hatte ich meine erste Kuhttam, das heißt, Missionsdiener-Versammlung oder -Konferenz. Die Missionsdiener kamen alle zusammen von allen ihren Orten und berichteten und gaben Rechenschaft über den verflossenen Monat. Wir besprachen auch einen Artikel christlicher Lehre, den die Herren dann zu Hause ausarbeiteten und auf der nächsten Konferenz im folgenden Monat vorlegen mußten. Manche machten das recht nett, einige aber brachten horrible Sachen vor. Schließlich wurden alle mit Gehalt versehen und ein jeder wieder an seinen Platz gesandt. — Probeweise errichtete ich eine Heidenschule mitten in der Stadt, um Heidenkinder herbeizuziehen, mußte den Versuch aber bald wieder aufgeben. Denn es kamen zwar Kinder, als ich aber einmal kam, um nachzusehen, liefen alle Eltern mit Geschrei herzu und meinten, ich wollte die Kinder taufen, und schickten sie nicht mehr.

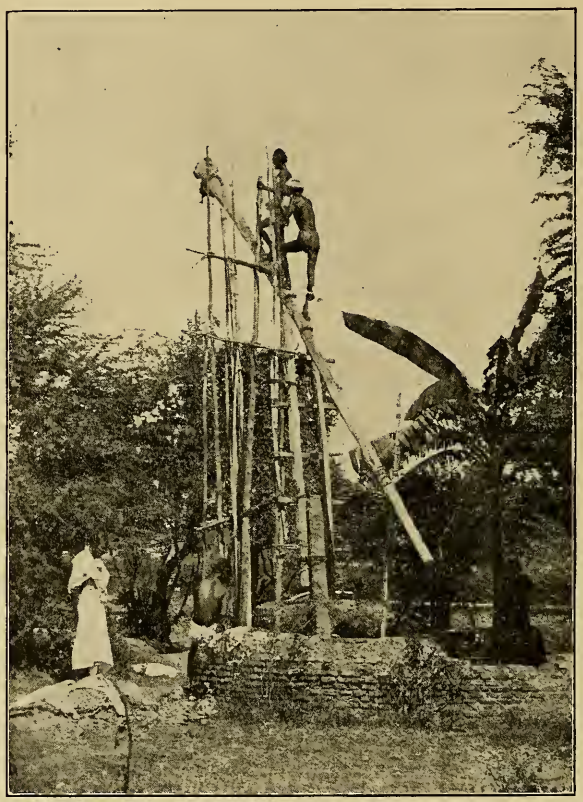
Herden von hungrigen, wilden Büffeln und Tempelochsen brachen in den Garten ein und richteten viel Schaden an. Zwei Wächter wachten, verscheuchten durch ihr Geschrei aber mehr meinen Schlaf als die Ochsen.

Sogar eine Reise machte ich in diesem bösen Monat, auf der ich fast verschmachtete. Und — am Pfingstfest predigte ich zum ersten Male frei, das heißt, ohne abzulesen. Das war 'ne Freude! Abends kam die ganze Gemeinde und gratulierte, worauf ich eine ziemlich stotterige Dankesansprache hielt.

## Juni.

Im Anfang Juni, da goß unendlicher Regen herab, von den Bergen stürzten die Quellen, die Bäche, die Ströme schwollen — frei und im Imperfektum nach Schiller. Auch mein Gartenkanal schwoll bis über die Brücken, das Wasser bespülte die Treppenstufen. O Erquickung! Doch nach einer halben Stunde war alles wieder trocken, und ein nasser Dampf machte die Hitze nur noch unerträglicher. Indes bald kam ein Gewitter, ein Gewitter, Verehrte, wie ich nicht gerne wieder eins erleben möchte. Es kam schnell. Krachend fuhr der Donner hernieder, Schlag auf Schlag. Und es blitzte nicht eigentlich, wie man das hierzulande sieht, sondern die ganze Luft schien ein zuckendes, gelbes Feuer zu sein. Bäume in nächster Nähe zersplitterten. Tiere und Menschen fielen zu Boden und regten sich nicht.

Ich war gerade in dem Saal und sah, wie ein Fuhrmann heulend, laut und langgedehnt heulend, angelaufen kam und dann bei seinem Hause zu Boden stürzte. Er heulte aber weiter, war also nicht tot. Obwohl ich tief erschrocken war und als ohnmächtiger und auch ängst-



**Der Hebebaum.**

licher Wurm Gott anrief und in Jesu Namen ihm meine Seele, auch Leib und Leben befahl, so machte der heulende und niederstürzende Fuhrmann doch einen zu schlechten Eindruck auf mich, als daß ich willens gewesen wäre, ihm das nachzumachen. Ich beschloß vielmehr, mich an das Harmonium zu setzen und ein geistliches Lied zu singen.

Ich machte das Harmonium auf, setzte mich, fing an, da — krachte es ganz entsetzlich, alles war in Feuer gehüllt und ich lag ebenso zu Boden wie alle Kreatur. Getroffen war ich nicht, fiel auch, wenigstens nicht bewußtermaßen, nicht vor Angst nieder, doch ich mußte platt auf die Erde! Es war wohl die Elektrizität — ich verstehe das nicht. Dies Gewitter kühlte dann doch etwas ab und man konnte wieder aufatmen.

War aber die Luft auch abgekühlt, so begegnete mir in diesem Monat sonst allerlei Hitze. Mehr und mehr konnte ich nämlich einen Blick tun in die Verhältnisse meiner kleinen Ortsgemeinde. Dabei stieß ich zunächst auf einige Diebstähle und Feindschaften. Eine Witwe, darüber ertappt, tat ganz erstaunt, daß ich so etwas für unrecht halten konnte, und zog in ein 20 Meilen entferntes Dorf zu ihrem Sohne, einem meiner Lehrer. Bald liefen über diesen die schwersten Klagen ein, daß er im Ehebruch mit einer Heidenfrau lebe. Ich nahm ihn vor. Er leugnete, und ich glaubte ihm. Er fing Streit mit dem Katecheten an, der mir die Anzeige gemacht hatte, und ich schlichtete. Den andern Morgen hörte ich einen wütenden Spektakel auf der Straße. Was war das? Der Lehrer hatte seinen eigentlichen Ankläger aufgefunden und zankte sich mit ihm vor einer Menge lachender Heiden. Ich fuhr ernst dazwischen, und das wurde mir sehr übel genommen.

Ein neuer Lehrer rückte ein. Der hatte eine Frau, und die ein seidenes Kleid. Die Frau meines Katecheten warf ihr vor, das von einem Buhlen empfangen zu haben. Streit. Vornehmen. Beide Weiber verfluchten und verschworen sich hoch und teuer, die eine, das nicht gesagt, die andere, das gehört zu haben aus der ersteren eigenem Munde. Hier wurde auch der sonst so treue Katechet zum Lügner. Ich konnte nicht fertig mit ihm werden, sandte ihn nach Tranquebar, und kuriert kam er wieder und bekannte. — Der neue Lehrer war faul und untreu, so daß ich ihn an Geld strafen mußte. Das nahm der übel. Nun waren zwei da, die auf mich böse waren.

Auf meinen Dörfern, die ich besuchte, fand ich lauter Hader und Streit und konnte gar nicht durchfinden; ich verstand ja die Geschichten nur halb. — Unterwegs wurde ich von Räubern angefallen, doch wurden diese von meinen Leuten zurückgeschlagen. Tote keine, Verwundete einer auf jener Seite. Auch auf mein Haus war wäh-

rend meiner Abwesenheit ein gleichfalls vergeblicher Angriff gemacht worden. Später taten mir die Räuber nichts mehr.

Zu der Zeit kam ein berühmter "Guru", das heißt, ein heidnischer Oberpriester, nach Pudukottai mit vielen Elefanten und sonstigem Troß. Der verführte die Leute und machte viel Geld. Dem spielten die Räuber schlimmer mit. Sie plünderten ihn rein aus und achteten seiner Flüche nicht. Auch erhielt er eine Tracht Prügel, die nicht von schlechten Eltern gewesen sein soll.

Noch einen Hilfslehrer stellte ich in diesem Monat an und unterrichtete täglich zwei Stunden die ganze Schar meiner Gehilfen: Katechet, Sprachlehrer, Lehrer. Wir lasen den Römerbrief, trieben Katechismus und biblische Geschichte. Das machte mir viel Freude.

Zum erstenmal empfing ich Besuch in meinem öden Hause: zwei Missionare und den englischen political agent; letzterer war aber nicht der, von dem ich schon erzählt habe.

### Juli.

Wie immer bisher, so machte mir auch im Juli die ungewohnte Verwaltung der Ländereien, die zur Station gehörten, viel Mühe und Not, zumal mich das unglaublich wenig interessierte. Ende des Monats zog der liebe Arulappen, mein Katechet, nach Tranquebar, um in das theologische Seminar einzutreten. Ich entließ ihn vor voller Gemeinde, der er so treu gedient hatte, mit Gesang und Gebet und bekränzte ihn feierlich.

---

## Siebzehntes Kapitel.

### Fortsetzung und Schluß des Tagebuches.

### August.

Durch den Wegzug Arulappens hatte ich nicht allein einen zuverlässigen Helfer und Berater, sondern auch eine ganze Anzahl von „Trösteinsamkeiten" verloren, nämlich von lieblichen Kindern. Das empfand ich sehr schmerzlich. Denn die Kinder waren immer meine sehr große Freude und Trost gewesen. Allabendlich hatte man weithin ihr fröhliches Lachen hören können von meinem Hausdach, auf welchem sie spielten. Oft war das wilde Heer auch durch meine

Zimmer gerast, alles umwerfend, was ihnen im Wege stand — es stand freilich nicht viel da —, nur das Studierzimmer hatten sie respektieren müssen. Nun wurde es stille. Mädchen waren nicht mehr da, und die Buben fühlten sich nicht mutig genug, die alte Fröhlichkeit fortzusetzen. Am ersten Abend unsers Alleinseins standen wir uns fast verlegen gegenüber. So verlegte ich die Unterrichtsstunden auf den melancholischen Abend. Und eines Abends, als ich gerade auf meinem Lehrstuhle, die Missionsdiener aber nach indischer Sitte auf dem Boden mit untergeschlagenen Beinen um mich herum saßen, fuhr bei strömendem Regen ein Wagen vor. Braune Gestalten

**Kokosnußmühle.**

sprangen eilig auf die Veranda. Ich an die Wand, meinen Revolver zu ergreifen. Da umfaßte mich lachend eine schauerliche Gestalt, in ein großes Tuch gehüllt, aus dem nur ein schwarzer Bart hervorschaute: es war mein trauter K., der mit seinen Gehilfen von einer großen Rundreise kam und mich überraschen und trösten wollte.

Den August 1872 werde ich nie vergessen. Es war mein traurigster Monat bis zum heutigen Tage, wenigstens der Empfindung nach. Denn mit Freuden war ich auf mein Arbeitsfeld gezogen und wollte den Leuten dienen mit Leib und Seele und allen Kräften, und was geschah? Bei der Konferenz dieses Monats benahm sich ein alter Katechet von einem Filial sehr ungezogen. Ich verwies ihm

das. Er nahm das übel — es war nun der dritte, der mir böse war — und wollte sich an dem „grünen Neuling“ empfindlich rächen. Er versammelte alle Missionsdiener, Gemeindeglieder und Diener des Hauses in einem leerstehenden Gebäude, in dessen Mitte er einen Tisch mit einem Kruzifix und einem Blatt Papier gestellt hatte. Ehe er anfing, sein Begehr zu sagen, mußte jeder feierlich schwören, Hand ans Kruzifix gelegt, nichts zu verraten. Sodann stellte er den Leuten vor, wie sie alle bisher in güldener Freiheit gelebt haben, deren aber nun durch mich beraubt seien. Auch sei ich ein fanatischer Wüterich. So solle denn nun männiglich seine Klagen sagen, und man wolle dann aus allen eine Generalklage machen, an den Kirchenrat zu Tranquebar senden und um meine Versetzung bitten. Der alte „Feuerbrand“, das war der gäng und gäbe Spitzname des alten Katecheten, wußte die Leute aufzuregen, und die Klage wurde verfaßt. Doch der Verräter schlummerte nicht. Brühwarm wurde mir die Sache hinterbracht. Die Klage an sich war mir nun zwar recht einerlei, nicht aber die feindliche Gesinnung der Leute. Ich nahm sie einzeln vor. Etliche waren trotzig. Andere leugneten. Manche gaben vor, nur verführt zu sein. Wieder nahm sie „Feuerbrand“ vor und entzündete sie zu einem Hauptsturm. Sie wollten nun alle ihr Amt niederlegen, nur mein Sprachlehrer blieb mir treu. Sogar meine Privatdiener baten um Lohn und Entlassung. — Ich ging etwas für mich allein. Ließ sie dann kommen und sprach ein „Geht!“ Nun wollten sie Bedenkzeit, da sie sahen, daß es Ernst wurde, und lenkten ein.

Windstille. Bald aber brach der Sturm von einer andern Seite wieder los. Mein Sprachlehrer wurde des Ehebruches mit einer Witwe meiner Gemeinde und des mit ihr gemeinsamen und grauenhaften Kindesmordes angeklagt. Ich wollte gerne zweifeln, aber die Zeugnisse waren überwältigend, wiewohl nach meiner Ansicht ein klarer Beweis nicht vorlag. Viel ermahnte, bat, flehte, drohte ich — Anklage und Leugnung standen sich stets unvermittelt gegenüber.

Summa: ich war ganz niedergeschmettert. Ich weinte, betete. Doch der Himmel war wie ehern. Ich wachte lange Nächte. Kam körperlich ganz herunter. Übermüde, schlief ich endlich mit Trauer ein und stand mit Trauer wieder auf. Bekam auch einen eigentümlichen Anfall von Unwohlsein: während des Tages eine Art Schlafsucht und Schwere in den Gliedern, die mich Vergiftung vermuten ließ. Meine Diener waren ja Heiden und, meinte ich, zu allem fähig.

Das ging vorüber. Aber eine nervöse Aufgeregtheit blieb. Ich fuhr zusammen, wenn es an die Tür klopfte. — Endlich schüttete ich meinem damals väterlichen Freunde, dem Senior Schw., mein Herz aus, und der, seit mehr als dreißig Jahren mit indischen Anfechtungen vertraut, forderte mich dringend auf, sofort zu ihm zu kommen und mich nicht nur zu erholen, sondern auch bei ihm Rat zu holen. Ich ließ also anspannen, nahm in Trichinopoly K. mit und, schon erquickt, eilte ich mit ihm nach Tranquebar, wo wir bei Missionar Z. wohnten und ich auf das treueste von dem alten Schw. getröstet wurde. Das gastfreie Haus des Senior Schw. war nämlich schon ganz besetzt, deshalb konnte ich da nicht wohnen. Den nächsten Sonntag predigte ich fröhlich deutsch in der Jerusalemskirche, von Ziegenbalg gebaut, und ahnte nicht, daß der Senior die eben eingelaufene Klage in Händen hatte.

Als ich das hörte, wollte ich Schw. mithaben nach Pudukottai. Aber er meinte: „Ins Wasser geworfen, lernt man schwimmen — gehen Sie nur alleine zurück!“ Er gab mir einige neue Missionsdiener mit (in Indien sitzen diese haltlosen Leute ziemlich lose) und ordnete Versetzungen der alten an. Mit diesen Ordres kehrte ich heim und verursachte viel Wehklagen. Sie waren fast alle da zu Hause, hatten sich wohl eingerichtet und hatten anyhow nicht ihre eigene, sondern meine Versetzung erzielen wollen. Übrigens kündigte ich ihnen ihre Versetzungen nicht mit Triumph an, sondern mit aufrichtigem Bedauern, da ich sie trotz allem lieb gewonnen hatte. Aber natürlich — ich erntete allgemeinen Haß. Man fluchte und schwor bei meinem Namen. Es war, als ob in der ganzen Gemeinde der Teufel los sei. Ein neuer Lehrer, eben angekommen, warf mir seine Bestallung vor die Füße, weil ich ihm überschüssiges Reisegeld — allen Rechtes — abforderte. Mit einem Wort: ich fühlte mich machtlos, wollte verzagen und verlangte eine Visitation.

Damals würde ich nimmermehr geglaubt haben, daß ich später in ein so herzliches, inniges Verhältnis mit Missionsdienern und Gemeinde kommen werde, wie es noch geschah.

## September.

Sonnabend, den 14., morgens zwischen drei und vier Uhr, weckte mich eine bekannte Stimme. Es war die meines lieben trauten Otto K., der auf meine Einladung auch zur Visitation gekommen

war, und nicht allein, sondern mit fünf Kindern seiner Kostschule, die dem in Trichinopoly wütenden Denguefieber entfliehen sollten. Letzteres gelang indes nicht. Sie bekamen es in Pudukottai auch. Etwa um acht Uhr kamen die Visitatoren, Herr Senior Schw. und Missionar B. Zunächst ließ man die Geschäfte beiseite und erquickte sich aneinander, sonderlich ich an meinen Gästen, und erst abends fünf Uhr wurde die erste offizielle Handlung vorgenommen: alle meine Missionsdiener stellten sich ein und in Reih' und Glied vor. Den andern (Sonntag-)Morgen acht Uhr war Visitationsgottesdienst. Die Kirche war sehr voll, und ich predigte mit Freuden über das Evangelium vom Jüngling zu Nain — natürlich in tamulischer Sprache — und zeigte, daß der HErr uns lebendig mache, 1. hier, 2. dort. Dann katechisierte ich über das hohepriesterliche Amt JEsu, und zwar ließ ich alt und jung, Mann und Weib antworten. Nachdem ich fertig war, nahm der Herr Senior den ganzen Katechismus genau durch und erhielt bessere Antworten, als ich gedacht hatte. Zu Missionar B.'s Füßen saß ein Junge — ich nannte ihn seitdem scherzhaft meinen Weisen —, der beantwortete jede an ihn oder andere gestellte Frage. Zum Schluß hielt der Herr Senior eine Ansprache mit Gebet und Segen. Der Gottesdienst hatte etwa sechs Stunden gedauert! Die Tamulen können aber sehr viel vertragen. Den Rest des Tages feierten wir in trauter Stille.

Montagmorgen war Examen eines Missionsdieners und zugleich, zu derselben Zeit, eine Hochzeit. Da ich gern bei dem Examen gegenwärtig sein wollte, so übernahm Herr B. die Trauung des blutjungen Pärchens. Diese, nämlich die Trauung, sollte ich eigentlich beschreiben, denn die sieht in Indien interessant genug aus. Aber ich war ja, wie gesagt, nicht dabei, also geht's doch nicht.

Als der Herr Senior nach der besagten Prüfung den alten „Feuerbrand" vornahm wegen seiner Stänkereien, kam das neugebackene Ehepaar samt Festgenossen und lärmender Musik an und ins Haus, um den Segen auch der übrigen Missionare zu empfangen. Rückt einem solche indische Musik auf den Leib, so gebe man nur alles auf und lausche still. Sie macht zu allem andern unfähig. Nachdem sie sich verzogen hatte, erhielt „Feuerbrand" seinen Rüffel, der ihn sehr bestürzt machte, und der unzufriedene neue Lehrer, von dem ich im vorigen Monat erzählt habe, wurde feierlich abgesetzt.

Dann waren die Visitatoren fertig, ich aber, weil alle meine Gehilfen von den Dörfern ja anwesend waren, hatte noch bis elf Uhr nachts zu tun und konnte nur zuweilen verstohlen und neidisch auf die gemütliche Veranda schielen, allwo die andern sich bene taten.

Dienstag und Mittwoch fanden Prüfungen statt. Erst Prüfung der Missionsdiener, der Katecheten und Lehrer, von denen sich etliche sehr gut anließen. Dann war Schulprüfung. Zuletzt Besuch beim Rajah, der uns aufs huldreichste aufnahm und, um den Besuch gleich zu erwidern, mit uns zum Missionshause zurückfuhr. Feierlich bekränzt und huldvoll scherzend schied er. Auch wurde ihm etwas gesagt, was ihn selig machen konnte, doch das „hörte er nicht".

Donnerstag war Visitation auf einem Filial. Freitag reisten die lieben Gäste ab.

Den folgenden Sonnabend, also gleich den Tag nach dieser Abreise, sollte ich nach Koteikarenpatti, um einen neuen Katecheten einzuführen an „Feuerbrands" Stelle, der sein Amt niedergelegt hatte und pensioniert worden war. Der Wagen stand schon vor der Tür. Da kamen Hindernisse: mein Koch wurde krank; wie sollte ich leben ohne den? Wie erst reisen drei Tage? So besann ich mich nicht lange und fuhr nach Trichinopoly, ging bei meinem Otto zur Kirche und fuhr am Montag per Bahn nach Tanjore, wo ich die Visitatoren in voller Tätigkeit wiederfand, nicht zu ihrem Erstaunen, denn ich hatte von Koteikarenpatti aus hinzukommen versprochen. Mittwochabend fuhren wir alle, auch der Stationsmissionar, nach Trichinopoly, von wo aus die Visitatoren leichter auf eine Tanjorer Außenstation gelangen konnten. Unterwegs in der Eisenbahn wandelte mich ein Schwindel an. Ich schrieb den der starken Zigarre zu. Er ging auch vorüber und ich genoß mit Freuden drei europäische Briefe, die ich vorfand und in deren einem meine Braut ihre baldige Abreise, Zu-mir-reise, meldete. Den andern Morgen aber lag ich in vollem Denguefieber. Ja, ich war zu leichtsinnig gewesen. Hätte nicht hingehen sollen, wo dieser böse Gast hauste. Drei Wochen lag ich fest, von meinem lieben Otto treu gepflegt Tag und Nacht. Als ich besser wurde, wandelte es ihn an. Da eilte uns unser trauter Fritz von Tranquebar zu Hilfe. Aber es ging bei Otto vorüber. Es war nur eine Art von Wetterleuchten gewesen. Während er sich

Indiſche Reiſekarren.

nicht wohl fühlte, war ich wieder unvorsichtig. Die lange Untätigkeit lag mir wie Blei in den Gliedern, und ich predigte für ihn. Das brachte mich wieder acht Tage zurück.

### Oktober.

So ist von dem Oktober fast nichts zu berichten. Aber mir wurde allerlei aus demselben berichtet, als ich endlich heimkehrte: Ein Lehrer hatte gestohlen; mein Katechet war des Ehebruchs überwiesen worden. Beide suspendierte ich sofort, bis der Kirchenrat sie absetzte. Meine Not schien nicht enden zu sollen. Kaum dem Tode entronnen, nur halb genesen, drohte mich dies wieder ganz herunterzubrechen. Obendrein kam die Kunde, daß mein ganzes Christengemeindlein auf einer Außenstation, Amarapatty genannt, samt dem Lehrer im Gottesdienst aufgehoben und ins Gefängnis geworfen sei. Nämlich schon früher hatte ein reicher Brahmine es durch Bestechung dahin bringen wollen, daß sie mit einem Schein des Rechts gezwungen würden, für ihr eigenes Land Abgaben an ihn zu zahlen. Dagegen hatten sich die armen Leute gewehrt, und ich hatte geholfen. Nun aber hatte jener Brahmine falsche Zeugen aufgebracht, und die Leute waren ohne Spruch und Urteil ins Gefängnis geworfen worden, ohne Speise — ihre Verwandten mußten sie damit versorgen — und hatten drei Wochen der Untersuchung harren müssen. Sie waren endlich zeitweilig freigelassen worden und kamen nun zu mir, stürzten weinend vor mir zu Boden und baten mich, zu helfen. Aber was konnte ich damals, selbst ein Fremdling, tun? Ich ermahnte die Leute, Gottes Rute zu küssen und auf ihn zu hoffen.

### November.

Für die Abgesetzten kam ein neuer Lehrer und ein neuer Katechet an. Es dauerte nicht lange, so wurde auch ersterer im Ehebruch begriffen, tat zwar Kirchenbuße, wurde aber wieder abgesetzt. Letzterer machte sich gut und wurde auf Jahre mein treuer Gehilfe.

In diesem Monat erhielt ich auch Besuch von einem reichen Engländer, der aber mich eigentlich nicht besuchte, sondern nur bei mir abstieg, wie das in Indien Sitte ist, daß man ohne weiteres die Gastfreiheit der Europäer in ausgedehntestem Maße in Anspruch nimmt. Er hatte Geschäfte mit den Mohammedanern des Ortes. Ich kam dadurch mit diesem trotzigen Geschlecht in Berührung — — —.

## Dezember.

Zum Schluß nimm den Dezember mit meiner Hochzeit — die wird dich — und mich auch — wiederum in vergnügliche Stimmung bringen, wiewohl auch sie — nun ja, echt indisch war.

Also ich erhielt die Nachricht, daß meine Braut von Deutschland abgereist — mit der Familie eines von Urlaub zurückkehrenden Missionars —, schon in Afrika sei und just vor Weihnacht in Bombay eintreffen und von da nach Madras reisen werde, so es Gott dem HErrn gefalle. Hm, was war zu machen? Da mußte ich doch auf und sie holen, das ging doch nicht anders. Meines Bleibens auf der Station war so wie so nicht wegen meines körperlichen Zustandes. Also ich sorgte für einen Stellvertreter auf der Station und reiste ab.

Es war ja wohl so um den 13. Dezember. Die Geschichte ging gleich nicht, wie sie eigentlich nach meiner Meinung gehen sollte. Als ich nämlich mitten in der Nacht in einem Karren ausgestreckt lag auf dem Wege nach Trichinopoly, hielt mein Fuhrmann plötzlich stille. „Was ist los?" fragte ich. „Ein Loch", war seine Antwort. Vor uns war eine große Pfütze, und der Weg war vom Regen zerrissen. „Es wird schon gehen, Ohttu!" rief ich keck. Der Fuhrmann trieb an und — die Räder standen gen Himmel, die Ochsen strampelten mit den Beinen, der Fuhrmann heulte und rieb sich den Schenkel und ich lag ganz sanft mitten im Dreck. Wir wußten alle miteinander, Vieh und Menschen, nichts Besseres zu tun, als wieder aufzustehen und weiterzufahren. Zerbrochen war nichts, das ist bei den indischen Karren nicht so leicht geschehen. Und bei uns war ja auch alles heil.

In Trichinopoly flattierte ich so lange an Otto herum, bis er versprach mitzureisen, doch unter der Bedingung, daß ich nach Bombay schriebe, meine Braut möchte ihre Reise nach Madras also beschleunigen, daß sie da so einträfe, daß die Hochzeit vor Weihnacht wäre und wir zu Weihnacht wenigstens in Trichinopoly sein könnten. Mir war die Sache mehr als problematisch, aber ich schrieb und nahm meinen Otto, der seit einigen Tagen mein verlobter Schwager geworden war, mit.

Die Reise nach Madras ging ohne Schwierigkeiten von statten. Wir kehrten dort im Missionshause ein; dort begrüßte uns unser teurer Freund G., damals auch glücklicher Bräutigam der Tochter

des Hauses und nun, ebenso wie Otto, schon seit Jahren daheim bei dem HErrn. Aber auch einen Feind trafen wir in Madras, einen Feind, von dessen Schlägen ich immer noch litt: das Denguefieber. „Otto, ich habe es ja neulich erst gehabt, und du hattest auch wenigstens einen Anfall davon, also brauchen wir keine Besorgnis zu

**Drei tamulische Schwestern.**

haben", sagte ich. — Meine hochzeitliche Ausstaffierung war sehr mangelhaft. Ich hatte, was Fußbekleidung anlangte, nur ein Paar klobige Reiseschuhe mit. Sonst hatte ich zwar einen deutschen Tuchanzug, aber ein ordentlicher Hut und eine Halsbinde fehlten mir. Den andern Tag wollten wir die betreffenden Einkäufe besorgen. Aber den andern Tag litt ich an Schwindel und Kopfweh. Sollte das

— ach was! ich wollte mit aller Gewalt gegen das Unwohlsein angehen, meinte, es sei nur so eine dumme, aber intensive Erinnerung an das Denguefieber neulich, geweckt aber dadurch, daß es gerade in Madras wütete. „Einbildung! Dummheit! Feigheit! weiter nichts!“ so philosophierte ich und wollte mich ganz stark machen, aber — noch denselben Abend lag ich als ein Kranker zu Bett und winselte, und mein Otto saß wieder neben mir und pflegte mich. Ei, das war peinlich! Hatte mich doch wahrhaftig gefreut, meine liebe und so lange nicht gesehene und so weit hergereiste Braut fröhlich und gesund zu empfangen, und nun kam's so! Ich lag bis zum 23. Abends reiste Otto ab, um zum Fest zu Hause zu sein. Ich stand etwas auf und saß, in Kissen gelehnt, fröstelnd bei G. und seiner Braut und ließ mich trösten. Von meiner Braut hörte man auch nichts. Es war zum — na, zu was denn? — zum Verzappeln.

Da, am 24. Dezember, kam ein Telegramm, gerade zur Mittagszeit, daß *sie* um ein Uhr mit dem Bahnzuge eintreffen werde. In einer Stunde! Nun sprang ich auf und vergaß alles Fieber. Die lieben Leute da fingen an zu räsonnieren: „Aber, lieber Zorn, bleibe doch ruhig und jedenfalls zu Hause! Wir holen sie ab und bringen sie ja her. Was macht eine halbe Stunde früher oder später —.“ Ich saß aber schon im Wagen, neben G., und fuhr dem Bahnhofe zu. Wir kamen zu spät! Der Zug war schon angekommen. Daran waren die lieben Leute mit ihren Reden schuld! Ich sprang aus dem Wagen, *wollte* wenigstens springen, es wurde jedoch nur ein stolperiges, zitteriges Klettern daraus und, auf G.'s Arm gelehnt, schritt, schlürfte ich auf den Perron. Zuerst sah ich den Missionar B., der meine Braut mitgebracht hatte — er hat es mir ja wohl verziehen, daß ich ihn sehr flüchtig nur begrüßte, wie auch seine teure Gattin und werten Töchter. Ich ging weiter, bog um eine Ecke und — sah meine Braut, kummervoll meiner wartend und derweilen crackers essend. Gut. Das war ein ganz schönes Weihnachtsgeschenk. Wir fuhren nun nach Hause, und alles war gut. Mein Fieber ließ auch nach. Es hatte seinen Meister gefunden.

Am zweiten Weihnachtstag war Hochzeit. Um zehn Uhr stand meine Braut fertig da, in Kranz und Schleier. Und ich Unglücklicher! — ich hatte über der Freude vergessen, daß mir Schuhe, Hut und Halsbinde fehlten. Schuhe waren nicht zu bekommen. Ich zog

die alten an. Missionar B. hatte glücklicherweise auch einen dicken Kopf: sein stovepipe paßte mir, und eine weiße Halsbinde hatte er auch, von Seide sogar. So, nun war auch ich bereit und stieg zu meiner Braut in den Wagen. Missionar K. hielt eine schöne Traurede und traute uns nach der Löheschen Agende. Die war etwas lang und schwierig — ich meine das Trauformular. Es wurde mir schwer, auszuhalten. Aber nun war es ja aus. Bloß der Segen war noch zu empfangen. Ich kniete mit meiner Braut vor dem Altar. Da fühlte ich etwa eine halbe Sekunde lang einen heftigen Stich in beiden Schläfen und war dann mit meinem Seelenleben weit, weit weg. Was mit meinem Leibe derweilen passierte, weiß ich nicht, das heißt, nicht aus eigener Anschauung, sondern nur aus Erzählungen. Diese aber lauten dahin, daß ich plötzlich zurücksank, Frau K. mich auffangen wollte, aber nicht halten konnte, Missionar B.'s starker Arm mich auf eine Bank oder etliche Stühle legte und man dann versuchte, mich ins bewußte Leben zurückzurufen. Ich aber soll aller dieser Versuche gespottet und mich vielmehr wie eine Leiche gestreckt und die Augen greulich verdreht haben. Man sandte sodann einen laufenden Boten nach Essig und brandy ins Missionshaus und lockte vermittelst dieser meine entflohene Seele zurück. Als ich erwachte, war im ersten Augenblicke meine Erinnerung gänzlich verloren, auch die Erinnerung des jüngst Geschehenen, und nun denke man sich mein Erstaunen, als ich einen Geistlichen im Ornat vor mir stehen sah und die Worte sprechen hörte: „Das hat der Teufel, der Feind christlicher Ehe, getan!" Indem ich nun gar nicht wußte, was er meinte und wollte — denn ich ahnte weder, daß ich eben ohnmächtig, noch auch, daß ich getraut worden war —, sah ich meine Braut bei mir stehen in ihrem Hochzeitskleid und -Kranz und -Schleier, und es lief ihr immer eine Träne nach der andern aus den Augen. An diesem Anblicke klomm meine zu Boden gefallene Erinnerung wieder in die Höhe bis wenigstens zum Bewußtsein dessen, daß ich eine Frau bekommen hatte, und zwar die gerade. Und da sagte ich denn ein zwar ganz leises, aber sehr bestimmtes Nein! auf die Rede des guten alten K. Und so meine ich's heute noch. Doch meinte der Alte mir, der Teufel habe mir die Ohnmacht gesandt, nicht die Frau. So gibt's Mißverständnisse.

Am Hochzeitsschmause nahm ich nur insofern teil, daß ich versuchte, eine Tasse dünner Hühnerbrühe zu trinken. Dann schaffte man mich ins Bett, und in dem blieb ich sechsunddreißig Stunden jammervoll liegen. Sobald ich so weit war, daß ich mich einiger-

**Eine tamulische Dame.**

maßen ohne fremde Hilfe bewegen konnte, schaffte man mich samt meiner besseren Hälfte auf die Bahn, und wir entflohen den fieberschwangeren Regionen. Das ist nämlich die beste Arzenei gegen das böse Denguefieber: fort, fort von ihm! Sie bewährte sich auch an mir. Mit jedem Dutzend Meilen, die wir zurücklegten, ward ich besser. In Trichinopoly war ich schon ganz munter und verlebte ein

paar glückliche Tage mit Otto und Fritz, welch letzterer uns zu begrüßen von Tranquebar gekommen war. Dann kamen auch meine Diener von Pudukottai mit Omnibus und Ochsen und führten mich fast im Triumph nach Hause mit ihrer neuen Herrin.

Und da folgte denn die eigentliche Hochzeitsfeier: das Haus war innen und außen in eine duftende Blumenlaube verwandelt. Sogar Kanonen hatten sie sich vom Könige geliehen und schossen, daß uns Hören und Sehen verging. Auf ein Sofa setzten sie uns abends und stellten sich in dichten Massen um uns und hielten Reden und bekränzten uns. Sodann aßen sie ganze Berge von Reis und einige Schafe auf meine Kosten auf und sangen Loblieder.

Von da an — und das war das Allerbeste — gab auch der liebe Gott viel Segen, daß ich endlich mit meiner Gemeinde in ein sehr schönes Verhältnis kam.

---

## Achtzehntes Kapitel.

### Das zweite Jahr in Pudukottai. Ein alter Bericht als Fortsetzung des Tagebuches.

Ich will zuerst von meiner Stellung im allgemeinen in Gemeinde und Stadt reden. Wie aus dem Tagebuche zu ersehen, war im ersten halben Jahre meine Stellung in der Gemeinde die eines armen, unwissenden jungen Missionars, den man von allen Seiten zu hintergehen suchte und, als das nicht, ohne auf ernsten Widerstand zu treffen, ging, haßte und mit Schmutz bewarf. Das wurde von anderer Seite aufgegriffen und geglaubt, nämlich was mir angeflickt wurde, und so wurde ich überall mit Scheu und Mißtrauen aufgenommen. Sauer nannte ich nicht süß, so war ich ein „reißend Tier". Deckte ich Sünden zu und kam mit dem Stabe Sanft, so sollte ich mit den Missetätern unter der Decke stecken und lax sein. Und so könnte ich noch lange weiter reden. — Was denke ich jetzt darüber? Von zwei Seiten hörte ich damals urteilen, erstens: „der Teufel ist los!" und zweitens: „ein Augiasstall wird ausgefegt!" Mir klang das natürlich ganz süß, denn so war ich ja im Recht und ein Märtyrer. Auch würde ich lügen, wollte ich sagen, die derben Urteile hätten ihre

Berechtigung nicht gehabt. Aber meine Dummheit, Unverstand, Unsicherheit, mein über die Schnur Hauen in Strenge oder Milde, das heißt, mit einem Wort, meine Wenigkeit hat sich doch nicht weiß zu brennen, sondern ist gewiß schuld, daß manches so und nicht anders geworden ist. Dies — ich will nicht anders schreiben, als meine Überzeugung ist — nicht in dem Sinne, daß ein nunmehriger besserer Stand der Dinge mein Verdienst sein müßte. — Ein Wechsel in solchen Dingen geht übrigens nicht so schnell wie der von Tag zu Nacht hier in Indien, allwo die Dämmerung sehr unbedeutend ist. Aber was Gott der HErr in seiner Gnade stille vorbereitet, entzieht sich oft den Blicken und tritt erst bei irgend einer Gelegenheit deutlich zutage. Ich kann nicht anders als den Wechsel von folgendem an datieren. Als gerade die Wellen haushoch gingen und ich sehr unglücklich war, sollte ich Beichte halten. Ich ging in die Kirche und wußte keine rechte Tonart, in der ich reden wollte, und hatte auch keinen Text. In der Kirche war alles versammelt, aber die Hauptleute waren nur zum Hören, nicht zur Beichte gekommen. Da stellte ich mich denn hin und redete so scharf und licht, wie ich durch Gottes Hilfe nur konnte, von Tod und Leben, von Finsternis und Licht, von Fluch und Erbarmen. Da brach das Eis. Die Leute riefen: „Nein, der kann es doch nicht unredlich meinen!“ und die sich der Beichte entzogen hatten, kamen zur Privatbeichte zu mir, und wir feierten ein Abendmahl, wo ich JEsu Wort empfand: „Friede!“ — Es gibt in jeder Gemeinde solche, die das Heft in der Hand haben. Die redeten nun anders von mir, und es wurde geglaubt. So ging's denn schnell vorwärts. Besonders von wegen meiner Missionsdiener habe ich Ursache, Gott zu danken. Sie setzen doch wohl Vertrauen in mich und lassen sich leiten. Wird ja einmal einer etwas eifrig im Verteidigen seiner Sache mir entgegen, so lassen die andern ihm keine Ruhe, sondern setzen ihm so lange zu, bis er überwunden mit einem stillen „Gott sei Lob!“ seine Strafe oder Tadel sich gefallen läßt. Dann hat noch zuletzt einer ein ruhig-vorwurfsvolles „Was, Herr, muß nicht der Missionar Vater sein und zu unserm Besten uns strafen?!“ für ihn, sieht mich mit einem zufriedenen Blicke an, und die Sache ist abgemacht. — Aus diesem Beispiele kann man etwa abnehmen, daß ich völlig anders bei meinen Leuten stehe als früher. Mehr will ich hiervon nicht sagen.

Meine Stellung in der Stadt ist rein äußerlicher Natur, und davon will ich schon ein wenig erzählen. Es ist ja hier ein Eingeborenenstaat mit recht eingeborener Wirre und Unordnung im schlimmsten Sinne. Das bleibt natürlich, und kein Mensch kann

**Ein tamulisches kleines Mädchen im Brautschmuck.**

steuern. Aber in diesem Rahmen kann ich ruhig sagen, daß ich ein Mann von Geltung und Bedeutung in Pudukottai bin. Mit dem König stehe ich auf sehr freundschaftlichem Fuße, er muß sogar manchmal ein „deutsches" Wörtlein sich gefallen lassen. Übrigens bin ich diesem armen, in den Banden des Heidentums verstrickten Manne innig dankbar für die Freundlichkeit, die er Missionar und Mission

angedeihen läßt. Der Premierminister schrieb mir erst heute ein paar überhöfliche Briefe. Der General-Polizeiinspektor „liegt stets unter den Füßen" meiner Wenigkeit. Und das ist wahr: er hat auch jedesmal sofort getan, was ich ihm gesagt habe. Auch sonst hat ein Brief von mir immer gute Wirkung bei den verschiedenen Würdenträgern. Ein Tahsildar machte mir lange Zeit viel Not. Er ließ sich bestechen und schikanierte meine Christen auf den Dörfern abscheulich. Ganz in der letzten Zeit wollte er einmal einen meiner Lehrer samt Gemeinde ohne Fug und Recht einstecken. Da schrieb ich an ihn: „Sir, wenn Sie nicht augenblicklich meine Leute loslassen, so werde ich die nötigen Maßregeln ergreifen. Zorn." Darauf ließ mir der Edle drei Salam sagen und meine Leute ließ er los. Er soll eben am Sterben sein. Und es ist ein guter Bekannter von mir, ein wohlgesinnter Mann, an seine Stelle getreten, wofür ich Gott herzlich lobe.

Noch eine andere Widerwärtigkeit fand einmal eine glückliche Lösung. Ich sollte Hauszins zahlen und petitionierte, daß dies mir erlassen würde. Darauf schrieb mir der Premierminister eigenhändig, er wolle die Sache bedenken und untersuchen und mir Entscheid sagen lassen; bis dahin solle ich nicht zahlen. Aber ehe diese Antwort kam, kamen einige Brahminen und forderten das Geld. Ich sagte ihnen, so und so stände die Sache. Sie aber antworteten, wenn ich nicht augenblicklich zahlte, würden sie mich auspfänden und — *sie taten es*. Ich ließ sie mit den Sachen traben und schrieb an den Minister. Der ließ die Brahminen rufen, traktierte sie mit dem Schuh und setzte sie ab. Die Sachen wurden mir augenblicklich wiedergebracht, und zwar von den mutigen Auspfändern selbst, die dann trotzig abzogen. Nach einigen Wochen standen sie an meiner Tür. „Was wollt ihr?" „O wir sind nur gekommen, Ehrwürden zu sehen." „Ihr habt wohl euer Amt verloren?" „Ja, und wir sind gekommen, Ehrwürden zu bitten, es uns wiederzugeben." Das tat ich, das heißt, ich gab ihnen einen Brief, daß ich nichts dagegen hätte, wenn sie wieder eingesetzt würden. Das geschah, und ich habe von ihnen nun immer freundliche und devote Gesichter zu sehen.

Nun will ich eine Geschichte erzählen, die mag heißen: „Wie sich ein Bischof seiner zerstreuten Schafe annimmt." Hier in der Stadt leben verschiedene Christenfamilien. Zuerst ein Privat-Sachwalt des

Königs und Advokat, namens Salisbury, mit Frau und Kindern. Er ist ein ältlicher Mann, der sich heraufgearbeitet hat, eine sehr angesehene Stellung einnimmt, weil er in alle Karten schaut und, falls man ihm nicht pariert, unangenehme Dinge in den Zeitungen veröffentlicht und viel Geld hat. Er ist Halbeuropäer, gehört der englischen Kirche an und war unserer Mission stets gröblich entgegen, so daß er nicht einmal sich in den Schranken der Höflichkeit hielt. — Dann ist ein Europäer mit vielen Kindern und vierter schwarzer Frau da, der Direktor der königlichen Musikbande, in welcher er als Hauptflöter seine erwachsenen Söhne angestellt hat. Er heißt James. Gehört auch der englischen Kirche an. Diese Leute und dann noch ein Katholik, namens Xavier, waren immer recht freundlich. Ebenso der Doktor und Apotheker, ein Mr. Rouse, der meine Kranken umsonst behandelte, aber nie allein unter meine Augen kam, da er fürchtete, daß ich ihn wegen seines Lebenswandels strafen möchte. Um so mehr frequentierte mein Haus sein Sohn, ein junger verkommener Bursche. Dann leben noch andere „Hosenleute“ (so werden die Halbeuropäer von den Eingeborenen verächtlich genannt) hie und da in der Stadt zerstreut und in ärmlichen Verhältnissen. — Alle diese Leute hatten sich durch den Advokaten und unter seinem Einfluß an die englischen Missionare in Trichinopoly und Tanjore gewandt, sogar an den Bischof in Madras, damit ihnen wenigstens monatlich einmal Gottesdienst gehalten würde. Aber man hatte sie nie berücksichtigt. So hatte der Advokat einige Zeit durch sonntäglich in seinem Hause einen kleinen Gottesdienst gehalten, was sich aber aus Mangel an Teilnahme wieder zerschlug. Diese Leute kriegten auf einmal einen Zug zu unserer Kapelle hin. Ich traf den Advokaten einst an drittem Orte und hatte, wie gewöhnlich, einige Bitterkeiten zu verschlucken. Diesmal aber endigte die Sache damit, daß er sagte, ob wir nicht in dieser Heidenstadt Freunde sein wollten, und zum Siegel sandte er uns Blumen und Früchte den folgenden und einige folgende Tage. Den Sonntag darauf fragte er, ob er nicht den Gottesdienst besuchen dürfe. Und bald wurde meine arme Kapelle viel zu eng; drei bis vier Karossen hielten sonntäglich vor der Tür. Gentlemen und Ladies in höchstem Staat und eine Menge Kinder lauschten sehr aufmerksam der Predigt. Man bot mir an, eine neue Kapelle zu bauen, der Advokat allein versprach 500 Rupien,

und täglich waren die Diener der Herrschaften hier zu sehen, die Früchte 2c. brachten. Auch der Direktor der königlichen Schule, ein Herr Thomsen, den ich vorher zu erwähnen vergessen, nahm an dem allem teil. Und man redete mir allerlei von Übertritt zur lutherischen Kirche, was ich „nicht hörte". Aber ich freute mich innig über das alles. Denn ich fühlte mich etwas getragen durch ein aufmerksames Publikum und gefüllte Kirche Sonntags, obschon immer ein furchtbares Schwitzbad daraus ward. Die Christen „schienen" etwas in dieser dunklen Stadt. — Da, ja da — erwachte das Hirtenherz des Bischofs. Zwanzig Jahre lang hatte er seine Schafe ohne Wort und Taufe und Nachtmahl gelassen; aber als sie nun zur lutherischen Predigt liefen, da brach sein Herz. Ein langer, langer Hirtenbrief erschien. Der warnte, ermahnte, strafte, tröstete; der verhieß ihnen einen eigenen Missionar und eine Kirche, stellte auch etwa 20 bis 30 Fragen über mich und mein Tun und meine Gemeinde. Am nächsten Sonntag standen fünfzehn leere Stühle und zwei einsame, öde Bänke vor mir. Ich gestehe — es war mir ein herber Schlag. Aber ich sagte mir, daß mein Amt als Missionar an die Heiden dadurch nicht gekränkt würde. Auch die 500 Rupien blieben aus. Ein Harmonium war schon gegeben, und das blieb. Auch die persönliche Freundschaft schien etwas leiden zu wollen. So ging's einige Zeit fort. Als die Zeitungen, die früher oft etwas unnötiges Getöse von lutherischem Gottesdienst, lutherischer Kapelle 2c. zu Pudukottai gemacht hatten, schwiegen, glaubte auch wohl der Bischof genug getan zu

Ein Sudramädchen.

haben, und weder englischer Missionar noch Kirche ließ sich sehen. Nun näherten sich die Leute wieder. Der Advokat sprach sich sehr schön und aufrichtig über alle diese Sachen aus. Ich war auch nicht stumm und dankte Gott, daß ich mich darauf berufen konnte, ihnen Abendmahl und Taufen verweigert zu haben. Item, so wie im Anfang ist es nicht mehr, so viel hat der gute Bischof erreicht, dessen Herde ich doch nicht abzuspannen trachtete. Aber sonntäglich sind einige von diesen armen, geistlich verwahrlosten Leuten in der Kirche und hören Gottes Wort, welches kräftig ist, ihre Seelen selig zu machen. Besonders der Advokat mit seiner Familie hält sich zur Kirche, und nie werde ich vergessen, was er und seine Frau uns für Hilfe und Beistand und Freundlichkeit erwiesen haben. Ich kann hier nicht auf alles eingehen, aber wir würden uns schwer durchgefunden haben in dieser rein indisch-heidnischen Stadt ohne die christliche Liebe und Freundschaft der erwähnten Familie. Zu Hause sitzt man in solcher Beziehung im Überfluß, und selbst von Tranquebar mag dies gelten, aber in Pudukottai dankt man Gott auf den Knieen für solche Erhörung der vierten Bitte.

So also ist ersichtlich, daß ich hier ein wenig festen Fuß gefaßt habe durch Gottes Gnade und ein Postament, auf dem stehend ich weiter arbeiten kann. Aber ich vertraue nicht und kann nicht vertrauen auf Postamente und Menschen und ihre Gunst, sondern auf Gott, den starken, treuen Gott, von dem alles gekommen und angenommen ist. Und was hinwiederum nicht in seinen Dienst gestellt wird, falle dahin.

Ja, wahrlich auf Gott allein darf man trauen. Dies, auf meinen Fall angewendet, wird sehr klar werden, wenn ich nun über die einzelnen Gemeinden meines Distrikts kurz berichte. Zunächst

### 1. Die Gemeinde in der Stadt und im Pariadorfe.

Wie schon erwähnt, die Wogen, deren Tosen man in meinem vorigen Berichte gehört, haben sich gelegt. „Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam ist?“ Zwischen den so arg verfeindeten Leuten ist Friede, wenigstens äußerlich. Meinen Munschi, der, schuldig oder unschuldig, in alles verwickelt war, habe ich entlassen, und er ist nach Hinterindien gegangen. Der zuletzt eingerückte Lehrer ließ sich anfangs gut an, wurde dann aber in

ärgerliche Sachen verwickelt, tat Kirchenbuße, wurde nach Trichinopoly versetzt, fiel in sein altes Wesen zurück und ist nun ohne Amt und Brot. Meine hiesigen Missionsdiener sind nun folgende. 1. Der Hauptkatechet Njanamuttu, mein junges, kleines Faktotum. Ich halte ihn für einen ehrlichen, aufrichtigen Menschen, der in der Zucht des Heiligen Geistes steht. Es versteht sich, daß ich ihn damit weder für einen Engel noch für ein Ideal erkläre. Wegen seiner Jugend ist seine Stellung eine etwas schwere, dafür lehnt er sich aber auch fest — zu fest — an mich an, und ich wünsche ihm daher die baldige Begabung mit zwei kräftigen Beinen zum eigenen Stehen. Ihm zunächst nenne ich 2. meinen Evangelisten Kornelius, ein von dem vorigen völlig verschiedener Charakter. Er ist ein reiferer Mann, der die Sünde kennt und von JEsu weiß, daß er sein Heiland ist, daher er täglich mit Kraft und Feuer zeugt von der Versöhnung, die einmal am Kreuz geschehen ist, und von der Rechtfertigung aus Gnaden allein durch den Glauben. Dabei kennt er keine Scheu und Furcht und ist zu jedem Opfer sehr bereit. Er hat eine glänzende Redegabe, und oft stehe ich stundenlang mit ihm auf den Straßen und höre zu, wie er den Heiden predigt, und freue mich zu sehen, wie diese ihm lauschen. Doch ist er ein Paria und seinem menschlichen Charakter nach bald Strohfeuer und bald Windstille, und die Begriffe Pünktlichkeit und Ausdauer und stille Treue in kleinen, unangenehmen Arbeiten sind ihm ziemlich fremd. Ich habe ihn seines Schuldienstes enthoben und lediglich als Evangelisten unter den Heiden angestellt. In der Regel täglich hat er mit seinem Traktatbündel auf dem Rücken Dörfer und Stadt und Städte zu durchwandern und mir, falls er so schnell heimkehrt, abendlich Bericht zu erstatten und denselben aufzuzeichnen. Zweimal in der Woche pflege ich mit ihm zu gehen. Es wird kaum einen Menschen der Stadt und der nächsten Umgebung geben, vom König bis zum niedrigsten „Aasesser" herab, der nicht zum allerwenigsten das Wort: „Ich bin ein Christ, und das solltest du auch sein" aus seinem Munde gehört hätte. Diesem, zusammen mit Njanamuttu, gebe ich dreimal wöchentlich Lektionen, um sie fester zu gründen in ihrem Werke, in Bibelkunde und lutherischer Lehre, und habe tüchtige und aufmerksame Schüler an ihnen. Es sei beiläufig bemerkt, daß die beiden gerade jetzt auf einer Heidenpredigtreise begriffen sind, zu welcher ich

ihnen zehn Tage Zeit und einen Kreis von hundert englischen Meilen gegeben habe. Es sind diese beiden meine besonderen Pfleglinge, Gehilfen und Gefährten, und zwar dies einesteils, weil sie sich trotz mannigfacher Schwächen und Gebrechen durch Gaben sowohl als durch christliche Wahrhaftigkeit vor den andern auszeichnen, andern-

**Brahminenmädchen.**

teils sind diese erreichbar für mich, was leider bei den andern gar zu wenig der Fall ist. Sie machen mir Freude und Leid, Lachen und Weinen; ich bin aber gewiß, daß, der in ihnen das gute Werk angefangen hat, der wird es auch vollenden. — Unter 3. will ich die beiden Schulmeister samt ihren Kindern zusammenfassen. Der erste Lehrer, ein ältlicher Mann namens Michael, war früher Katechet

in unserer Mission, in einer seinen guten Fähigkeiten entsprechenden Stellung. Leider aber sank er von Stufe zu Stufe herunter und wurde endlich gerade hier im Pudukottai-Distrikt abgesetzt, als ich kam. Ein und ein halbes Jahr nagte er mit großer Familie am Hungertuch, da stellte ich ihn zuletzt privatim und versuchsweise als Lehrer mit niedrigem Gehalte an und kann bis jetzt nur zufrieden mit ihm sein.

Der zweite Lehrer heißt Samuel, ein fleißiger, stiller und treuer junger Mensch, soweit ich ihn kenne, denn früher hatte er einen schlechteren Namen. Unter diesen Präzeptoren lernt eine muntere Schar von etwa zwölf Buben, Bengel ohne Furcht und Tadel, die meine helle Freude sind, obschon ich ihnen öfters das Fell gründlich ausgeklopft habe. Hier ist kein englisches Regierungssystem oder etwas derart. Ich überwache den Unterricht streng, prüfe jeden Sonnabend, und wer seine Lektion nicht weiß, kriegt in aller Fröhlichkeit eine sehr fühlbare Tracht Prügel. Die betreffenden Faulpelze und Malefikanten scheinen nach solcher Prozedur mich besonders zu lieben, denn sie lungern dann stets um mich herum, bis ich ihnen wieder freundlich die Backen gestreichelt habe, und hüpfen dann erst in Bocksprüngen davon. Nachtragen tue ich nicht. Die Mission gibt mir für mein Gesamt-Schulkinderwesen monatlich 16 Rupies, und damit unterhalte ich diese Buben (und zwei Mädchen) größtenteils. Sie sind fast alle von mir mit Haut und Haar übernommen. Gott segne sie — ich werde später noch auf einige derselben zu reden kommen.

Ganz im Anfang vorigen Jahres, als ich eben mit meiner jungen Frau feierlich von der Gemeinde begrüßt wurde, meldete sich ein Heide aus der höchsten Sudrakaste zur Taufe. Ich maß seinem Worte nicht sogleich Glauben bei, aber er kam wieder und wieder, und so nahm ich ihn in Unterricht. Vormittags lernte er und nachmittags ging er seiner Arbeit nach — er war Arzt. Zugleich gab er die Absicht kund, eines meiner Christenmädchen zu heiraten. Das mag der Hauptgrund seines Kommens gewesen sein. Aber er lernte gut und zeigte so viel Aufmerksamkeit und Verständnis, daß ich den Unterricht mit Lust gab. Als er den Katechismus und das Notwendigste aus der Heilsgeschichte inne hatte, taufte ich ihn. Ich hätte ihn gerne noch länger warten lassen, aber er selbst und meine

von ihm sehr begeisterten Missionsdiener drängten mich, es doch vor der Synode zu tun, auf welche ich gerade reisen mußte. Item, ich tat es. Kurz nachher war seine Hochzeit mit dem erwähnten Christenmädchen. Im Anfang ging alles gut. Bald klagte er über den Spott der Heiden und darüber, daß seine Familie ihn verstoßen habe. Einige Zeit nachher hörte ich, daß er auf heidnische Weise seine Stirn mit Asche beschmiere. Kurz — es ging reißend abwärts, und Anfang dieses Jahres sah ich mich genötigt, ihn wieder auszuschließen, weil er wie ein völliger Heide lebte. Leider habe ich Grund zu fürchten, daß seine Frau auch durch ihn von Christo abgebracht werde. Eine traurige Erstlingsfrucht!

Ein anderes Mal kam ein junger Brahmine aus sehr angesehener Familie und gab etwas verlegen seinen Wunsch kund, Christ zu werden. Vorsichtiger gemacht, ließ ich mir seine Gründe auseinandersetzen, die nicht gerade sehr erleuchtet, aber auch nicht zu verwerfen waren. Täglich besuchte er mich, hörte das Wort Gottes, hörte auch meine Vorstellungen von dem Ernst in ewiger und zeitlicher Beziehung, den sein Schritt zur Folge haben würde, und beharrte auf seinem Vorsatz. So wies ich ihn nach Trichinopoly an Kahl. Denn hier würde es ihm völlig unmöglich gemacht worden sein, zum Lernen zu mir zu kommen. In Nacht und Nebel ging er — aus Hülle und Fülle in die ärmliche Stellung eines Katechumenen. Keine Frage — er gab viel auf. Einige Zeit lernte er bei Kahl, welcher sowohl Not als Freude an ihm hatte. Wegen Entbehrung seiner früheren Bequemlichkeit und Fülle wurde er krank, blieb aber doch fest. Auf einmal — war er verschwunden. Er soll wieder hier sein, hütet sich aber natürlich, mir zu Gesicht zu kommen.

Wieder ein anderes Mal standen einige Tage lang zwei Tamulen, hier am Gericht als Polizisten angestellt, vor meiner Tür. Auf das Befragen meiner Diener, was sie wünschten, sagten sie, sie möchten mit mir reden und Unterweisung in der christlichen Religion haben, wagten aber nicht, zu mir zu kommen. Sie wurden zu mir gebracht und gaben ihren Entschluß kund, Christen zu werden. Sie sprachen sich so schön aus, wie man sich nur denken kann, aber — sie kamen nicht wieder. — Auf den nahen Dörfern brauche ich mich nur zu zeigen, um eine aufmerksame, zustimmende Hörerschar um mich herum zu haben, so daß ich predigen kann, als ob ich auf meiner

Kanzel stünde, aber — es ist nichts. Sie sagen selbst: „Ja, wir müssen Christen werden", aber sie werden es nicht. Was soll ich sagen? Gott sei es befohlen. Oft besuchen mich Brahminen und reden mit mir über geistliche Dinge. Aber erstaunen muß ich über ihre lästerliche — wie soll ich sagen — Leichtfertigkeit in Sachen

**Ein christliches Brautpaar.**

ewigen Entscheides. Einmal bei einer Heidenpredigt traf ich einen wahrhaft gebildeten und gelehrten Brahminen, einen weißhaarigen Greis mit intelligentem Gesicht, Anhänger der orthodox-indischen Vedanta-Philosophie. Mit unbeschreiblicher Gedankenschärfe schlug er durch ein kurzes Wort immer alles danieder, was meine Leute von gelegentlicher Beweisführung brachten. Um auch im mehr äußer-

lichen Disputieren Recht Recht sein zu lassen, mußte ich ihm oft gegen meine Missionsdiener beistimmen. Er suchte mich zu Hause auf, und an zwei Tagen ging ich, um Boden bei ihm zu gewinnen, auf seine Philosophie ein, suchte mit ihm den letzten Grund derselben durch alle Verschlingungen hindurch auf und zeigte ihm endlich die bodenlose Leerheit seines Welt- und Gottesbegriffs, da sein Gott ja nichts ist als eine unbestimmte Weltkraft, eine „spielende" Weltkraft und eine alles wieder in sich und seine Unbestimmtheit aufgehen lassende Weltkraft. Damit brachte ich es freilich so weit, daß er zuletzt entzückt war, vor mir zu Boden stürzte und meinen „göttlichen Genius" anbetete, die Erde schlug und laut „hoho, hoho!" rief bis ins Unendliche. Als ich aber von dem redete, was den Griechen eine Torheit ist, war's ihm auch eine Torheit; denn Sünder war er nicht, sondern „Gott im Spiel". Als endlich Kornelius entrüstet ausrief: „Herr, Sie sind klug und gewandt. Aber wir brauchen Ihre Klugheit nicht, auch nicht Ihre Weisheit, und nicht Ihr Lob oder Tadel ist uns groß. Ihre arme verlogene und betrogene Seele, im wahnsinnigsten Hochmut ersoffen, fordern wir in unsers und Ihres Heilandes Namen!" — da sagte er: „Du meinst es gut, aber verstehst mich nicht und kannst mich nicht verstehen — vielleicht in einer andern Geburt." So ging auch dieser.

So schwimmen Fische um das Netz herum, und oft sieht es aus, als wären sie drin. Zieht man zu, so ist's selten etwas. Ich traue, der HErr werde Segen geben zu einer Zeit und Stunde, da man's am wenigsten glaubt, wie am Meer bei Tiberias, Joh. 21, auf daß sein die Ehre sei. Eine Familie aus den Römern habe ich hier aufgenommen, die meines Fuhrmannes, und habe meine Freude daran.

Doch zunächst von meinem Pariadorfe. Die armen Leute darin kommen im allgemeinen recht regelmäßig in die Kirche und sind ordentlich. Viele aber, wenn sie heiratsfähige Kinder haben, fallen eine Zeitlang ab, bis jene in Rom glücklich untergebracht und verheiratet sind, dann kommen die Eltern wieder. Wenn sie die Wogen der Möglichkeit, ihre Kinder nicht rechtzeitig verheiratet zu sehen, drohend vor sich aufsteigen sehen, so werden sie flüchtig. — Wie fast überall, so hassen auch hier die Römer unsere Gemeinde sehr; ist das doch so ziemlich das einzige, was ihr alle Jahr einmal kommender Priester sie lehrt.

## 2. Wailocham.

In diesem nur zehn Meilen entfernten Orte ist ein kleines hübsches Gemeindlein, freilich nicht ohne römischen Sauerteig, seit dort eine römische Gemeinde von etwa tausend Seelen ist. Unsere Leute halten indes etwas auf ihre Kirche und Schule, hatten aber leider viel Wechsel mit Katecheten, zu denen auch der frühere Seminarlehrer Daniel gehörte. Die Christen kommen alle (bis auf einen) regelmäßig zur Kirche und zu den einzelnen Gebetsandachten. Die Veranda der Kapelle ist tagaus, tagein ein Sammelplatz für Heiden, Römer und Mohammedaner, und ich weiß, daß da selten ein Tag ohne geistliche Gespräche vergeht. Selbst der päpstische Priester bemühte sich einmal hin, als Daniel da angestellt war, und geriet mit letzterem in Disput. Daniel setzte ihm immer kaltblütig einen Bibelspruch entgegen, was den Römer endlich so in Wut brachte, daß er Daniel verfluchte und sagte, er solle sehen, was der Fluch eines gesalbten Priesters tue. Daniel setzte dem Ganzen die Krone dadurch auf, daß er statt aller Antwort Spr. 26, 2 aufschlug und las: „Ein unverdienter Fluch trifft nicht." — Komme ich hin, so fühle ich mich immer sehr glücklich. Ich habe aufmerksame, verständige Zuhörer im Gottesdienst. Außer denselben bin ich von allerlei Leuten der drei Farben da umgeben, die zum Teil an mich Fragen stellen, ehe ich irgend ein Gespräch anrege. So kam z. B. einer und sagte, er habe gehört, daß JEsus einmal von einem Engel getröstet worden sei — wozu das nötig gewesen? Ein Heide wohnte der Predigt im Gottesdienst bei. Als ich den ersten Teil fertig hatte, sagte er mit lauter Stimme: „Alles, was Sie sagen, ist lautere Wahrheit." Ein Römer meinte: „Sie reden immer von JEsu, während unser Swamiar von andern Sachen predigt." — Diese Beispiele mögen genug sein, zu zeigen, warum ich mich immer wie ein Kind freue, wenn ich nach Wailocham reisen kann. Da hatte ich denn auch meine ersten und einzigen Heidentaufen, deren ich mit Dank zu Gott gedenken kann. In der dortigen Heidenschule lernten drei Brüder, Knaben von achtzehn, dreizehn und zwölf Jahren. Ihr Vater hatte ein getauftes Christenmädchen geheiratet und es in sein Heidentum hereingezogen. Später wollte er Christ werden und war auch zu Bruder H. nach Trichinopoly gepilgert, um Katechumenenunterricht zu erhalten. Genau weiß ich die Sache nicht — genug, er starb plötzlich in der Nähe

des Tempels seines Teufels, ehe er seinen Unterricht begonnen hatte. Dies wurde natürlich für eine Strafe seiner widerteufflischen Absicht gehalten und schreckte die Frau sehr ab. So vergingen etliche Jahre, bis endlich die Kinder hervortraten und sagten, sie wollten Christen werden. Öfters kamen sie zu mir und begehrten die Taufe, indem sie den Katechismus aufsagten, behauptend, es stehe ja nichts im Wege, da sie ihre Sache gelernt hätten. Letzte Sommerferien kam der Theologenschüler Arulappen und brachte die Mutter zur, wenn auch seufzenden Zustimmung. Es war ein lichter Abend, als die drei fröhlichen Jungen und noch ein Schwesterlein vor versammelter Gemeinde die heilige Taufe empfingen. Der älteste Knabe, dessen Aufgabe ist, Mutter und Großmutter zu versorgen, fehlt in keinem Gottesdienst und keinem Gebet. Die beiden jüngeren habe ich hier in der Schule, frische, fröhliche Jungen. Das kleine Mädchen ist bei der Mutter. Auch diese will nun sein, wo ihre Kinder sind, nur sagt sie, sie fürchte sich etwas vor dem erbosten Teufel. Ich erwiderte, der habe doch die andern Christen auch nicht schädigen können, so würde auch sie von dem HErrn behütet werden. Darauf antwortete mir aber einer aus der Gemeinde: „Sagen Sie nicht so, sagen Sie vielmehr: und w e n n der Teufel dich tötet, so sei froh, denn dann stirbst du in Christo und um Christi willen.“ Diesem pflichtete ich bei und ließ mir solche Belehrung gern gefallen. Bis jetzt konnte ich die Frau noch nicht aufnehmen, da sie noch nicht zum Lernen zu bringen war. Gott helfe ihr und allen!

### 3. Koteikarenpatti und zugehörige Orte.

Diese zahlreiche Gemeinde ist von der Station Trichinopoly an Pudukottai übergeben um die Zeit meiner Herkunft, und oft hat mein Fleisch und Blut geseufzt: Daß sie doch bei Trichinopoly geblieben wäre! Gesammelt ist sie durch den Katecheten Pakiam, mit dem Beinamen „Feuerbrand“, nicht aus den Heiden, sondern aus den Römern. Doch die Leute sind nun bei uns, und ich weiß, daß ich nicht ungeduldig sein darf; liege auch meinem Gott täglich in den Ohren für sie. Aber wie ihre gröbliche Unwissenheit, wie ihren Römersinn, wie ihre Widerspenstigkeit bewältigen und besiegen, weiß ich nicht. Ihre Töchter geben sie gemeiniglich ganz offen an Römer zu Frauen und an Rom selbst, das sie dann durch Wiedertaufe —

oder soll ich sagen „Widertaufe“ — in den Schoß der Kirche des Antichristen aufnimmt. Ließe ich das so ganz ungerügt gehen, so wäre ich ja wohl ein Wolf und kein Hirte, und schreite ich mit Kirchenzucht ein, so droht die ganze Gemeinde mit Abfall nach Rom. Neun Leute sind auch bereits wirklich abgefallen, und zwar aus folgenden Gründen: 1. Sie haben durch einen Prozeß ihr Hab und Gut verloren und nicht gesehen, daß der lutherische Gott sie beschützt. 2. Sie haben in ihrer Not heidnischen Götzen geopfert — aus Not aber —, und das habe der lutherische Missionar nicht leiden wollen. 3. Es sei ihnen in der lutherischen Kirche verboten, auch die lieben römischen Heiligen in deren Kirche anzubeten. 4. Der Missionar sei nicht zufrieden, wenn sie ihre Töchter an die römische Muttergemeinde wieder gäben, obschon sie doch andere Seelen dafür von Rom zur lutherischen Gemeinde gebracht hätten. (!) So gingen die armen Leute nach Rom und verkauften ihr letztes Schaf, um dem heiligen Xaver Kerzen zu opfern. Es ist dieselbe Kraft des Satans in Rom und im Heidentum, die den Sinn der armen Leute gefangen hält, nur daß sie in Rom die Spitze erreicht, wie diese im zweiten Thessalonicherbrief beschrieben ist. Ich will nur noch hinzufügen, daß ich diesmal aus Koteikarenpatti leider nichts Gutes zu berichten habe, mit dem ich das Üble ein wenig parallelisieren könnte, und daß ich nach der Aussage des Katecheten täglich den Abfall der ganzen Gemeinde zu gewärtigen habe. Früher war „Pakiam Feuerbrand“ Katechet, und der wußte und hatte Interesse daran, die Gemeinde, wie auch immer, zu halten. Nun ist er pensioniert, ein anderer ist Katechet, und „Feuerbrand“ hält nicht mehr und deckt nicht mehr, „denn (sagt er) man soll schon sehen, wohin es kommt, wenn ich nicht mehr am Steuer sitze“. Damit stellt er, ohne es zu merken, sich und seinem Werke ein sehr schlechtes Zeugnis aus. Er ist sonst ein Mann, den ich trotz seiner vielen Fehler lieb habe. Gott helfe, Gott halte, Gott bessere um Christi willen! Und dem will ich dienen, so gut ich kann, auch an der armen Koteikarenpatti-Gemeinde. Dazu schenke er mir Weisheit, Kraft und Treue! Zuletzt sei bemerkt, daß doch auch im letzten Jahre einige unerquickliche Römeraufnahmen stattgefunden haben, denen ich mich nicht entziehen konnte, nachdem ich sie ein Jahr hatte anstehen lassen, und daß diese Leute sich zum Teil wieder unter den neun Abgefallenen befinden.

### 4. Muttunadu.

In dieser entfernten kleinen, armen Schanargemeinde wirkt der tüchtige Njanarettinam, ein junger Mensch von nicht großer Gelehrsamkeit, aber geradem, aufrichtigem, ehrlichem Wesen und unbestech-

**Tamulische Schulmädchen.**

licher Treue, ein Wailochamer Kind. Er ist seit anderthalb Jahren dort und hat das wüste, unwohnliche Muttunadu etwas freundlich gemacht dadurch, daß er im vergangenen Jahre ein hübsches Katechetenhaus und eine nette kleine Kapelle gebaut hat, die inmitten eines Dorfes liegt. Die frühere lag ganz einsam in einer Salzwüste und war drei Viertel jeden Jahres wegen Feuchtigkeit unbewohnbar.

Von dieser Gemeinde gibt es freilich nicht viel zu rühmen. Abfall zu den Römern und Heiden, Unmöglichkeit, die Kinder zum Unterricht zu kriegen, und grobe Fleischessünden, das sind Sachen, womit man dort reichlich gesättigt wird. Jetzt z. B. ist ein trauriger Fall dort passiert: eine junge Frau schlechten Lebenswandels, oder besser gesagt: greulichen und schändlichen Lebenswandels, ist von einem sogenannten Káli-Pëi besessen, das heißt, vom Teufel, der sein Unwesen in der Káli-Pagoda treibt. Diese Frau — ihr Name ist Sinnammal — befindet sich in der Káli-Pagode, tanzt, hat Zuckungen, wird in Wasser und Feuer geworfen ꝛc. Ich stehe nun gerade vor einer Reise nach Muttunadu und weiß nicht recht, was mit ihr zu machen. Ein Ausschluß liegt zu nah, aber sie hat zwei getaufte Kindlein — was soll aus denen werden? — Das sind sehr starke Schattenseiten, und doch stelle ich Muttunadu über Koteikarenpatti, denn die Leute in Muttunadu sind, ich möchte sagen, nicht grundsätzlich so, und man hat Boden, ihn ordentlich auf- und umzugraben und Gottes Wort hineinzusäen.

Nun noch einige Worte über die Heidenschulen in Nödungudi und Karambagudi. In beiden Orten sind keine Christen. In Nödungudi lernen jahraus, jahrein gegen zwanzig Heidenkinder. Einige von ihnen sind gestorben, das Glaubensbekenntnis betend. Das ganze Dorf hat seit langem das Evangelium reichlich gehört und kennt es. Die Leute wollten immer kommen, und kommen nicht. In meiner Gegenwart suchten sie aus ihrer eigenen Mitte einige zu überreden, den Anfang zu machen — aber das Heidentum ist „freier" für sie, die die wahre Freiheit nicht kennen. Mein lieber alter Manuel steht da als Lehrer, ein Bruder des verstorbenen Landpredigers Njanéndiram, ein Mann, kürzlich von Rom zu uns gekommen, voll Eifer, voll Treue und Lust zu Gottes Wort. So ein Mann ist ein Schatz für einen Missionar. Walt's Gott!

In Karambagudi hatte ich bisher zwei faule, untreue Lehrer nacheinander und hob endlich die Schule auf. Es ist ein schönes, volkreiches Städtchen, wo das Evangelium noch wenig gepredigt ist; sollte ich da Leute haben, die dem Evangelium eine Schmach sind? Bald aber kriegte ich eine Petition, von vielen angesehenen Heiden unterschrieben, wieder eine Schule zu errichten. Ich ließ sie ohne Antwort. Da kam eine Gesandtschaft von acht

Leuten und bat. Ich fragte sie, weshalb sie ihre Kinder nicht in die heidnischen Schulen sendeten. Sie sagten, es sei ein guter Geist in der christlichen Religion. Ich sandte dann einmal Kornelius hin, der predigte auf dem Markte unter größtem Zulauf und verkaufte von 100 Traktaten, die ich ihm mitgegeben, 85; die andern verteilte er gratis. Ein unerhörter Fall. So dachte ich, Gott tut eine Tür auf, und tat mich nach einem Lehrer um. Bruder O. war so freundlich, mir von schwedischen Geldern für Heidenschulen einen befähigten Mann, den Sohn des erwähnten Landpredigers Njanéndiram, für Karambagudi zu senden und zu besolden. Gott gebe, daß er treu sei und Frucht schaffe; der Aussaat steht nichts im Wege.

---

## Neunzehntes Kapitel.

### Ein Nachmittag auf Heidenpredigt im Pudukottailande.

Eines Tages im zweiten Jahre meines Aufenthaltes in Pudukottai sandte ich um zwei Uhr nachmittags meinen Katecheten und Evangelisten auf ein fünf Meilen entferntes Dorf, das von Settis (Vaisyas des Südens), die die „heilige Schnur" tragen und angesehene Leute sind, bewohnt wird. Nachdem ich zu Mittag gegessen hatte, um drei Uhr, ließ ich mich von meinen Ochsen in schnellem Trab nachfahren und erreichte den Ort etwa mit den beiden Gehilfen zusammen. Weil ich noch nie dort gewesen war, fragte ich nach dem bedeutendsten Mann des Ortes, und als der kam, sagte ich, wer ich sei, und daß ich ihn und die Leute des Ortes kennen zu lernen und mit ihnen zu reden wünsche. Daraufhin wurde mir ein Platz auf einer Veranda angewiesen, und die Leute versammelten sich. Doch waren sie alle niedergeschlagen und betrübt, besonders der Hauptmann. Auf meine Frage nach der Ursache hievon erzählten sie, vor vierzehn Tagen seien Räuber in das Haus des Hauptmannes gedrungen, hätten es rein ausgeplündert, die Insassen, besonders die Kinder, hart geschlagen und zwei schwangere Frauen aus Bosheit tödlich verletzt. Freilich eine traurige Sache. Aber im Pudukottaireiche ist das ziemlich an der Tagesordnung. Nachdem ich den Leuten meine herzliche Teilnahme bezeugt hatte, bat ich sie, aufzumerken auf Weisheit, die von oben ist und die, wenn angenommen,

das Herz erfrischt wie Morgentau. Sie setzten sich nahe zu mir, und ich erzählte ihnen die Geschichte von den drei Männern im Feuerofen. Das interessierte die Leute sehr, und sie redeten immer mit, indem sie über alles ihre Meinung sagten und Vergleiche anstellten zwischen dem Götzenbild des Nebukadnezar und ihren eigenen Götzen. Sie meinten: „Das ist die Sache. Es wird befohlen, was Sitte ist. Weiter nichts.“ Auch erzählten sie die Betrügereien der Brahminen dabei, die sie sehr wohl kannten. Es war ein lebhafter Diskurs, bei dem es auch nicht ohne Lachen abging. — Nun aber fing ich an, Schlüsse zu ziehen: von dem Zorne Gottes über Götzendienst und Götzendiener; von seiner Heilandskraft und Macht; von dem Entschlusse, allen Sitten und Geboten der Menschen gegenüber dem Götzendienste zu entsagen und den wahren Gott und die ewige Seligkeit zu suchen. Da wurden die Leute kleinlaut.

Ich sagte dann: „Ihr seid arme, elende Leute, das weiß ich; ihr seid blind und seht nicht die schreckliche Verantwortung, die ihr auf euch ladet.“

Beifallgeschrei — denn sie haben gern, daß man sie entschuldigt.

„Ihr kennt Gott nicht, weil ihr ihn nicht seht.“

„So ist's.“

„Aber einst werdet ihr ihn sehen, vielleicht heute noch.“

„Ja, der Tod ist auf unserm Scheitel.“

„Dann wird Gott zornig sein ob eures Götzendienstes und euch verdammen.“

„Ja.“

„Ja? Ist das euch lieb?“

„Nein.“

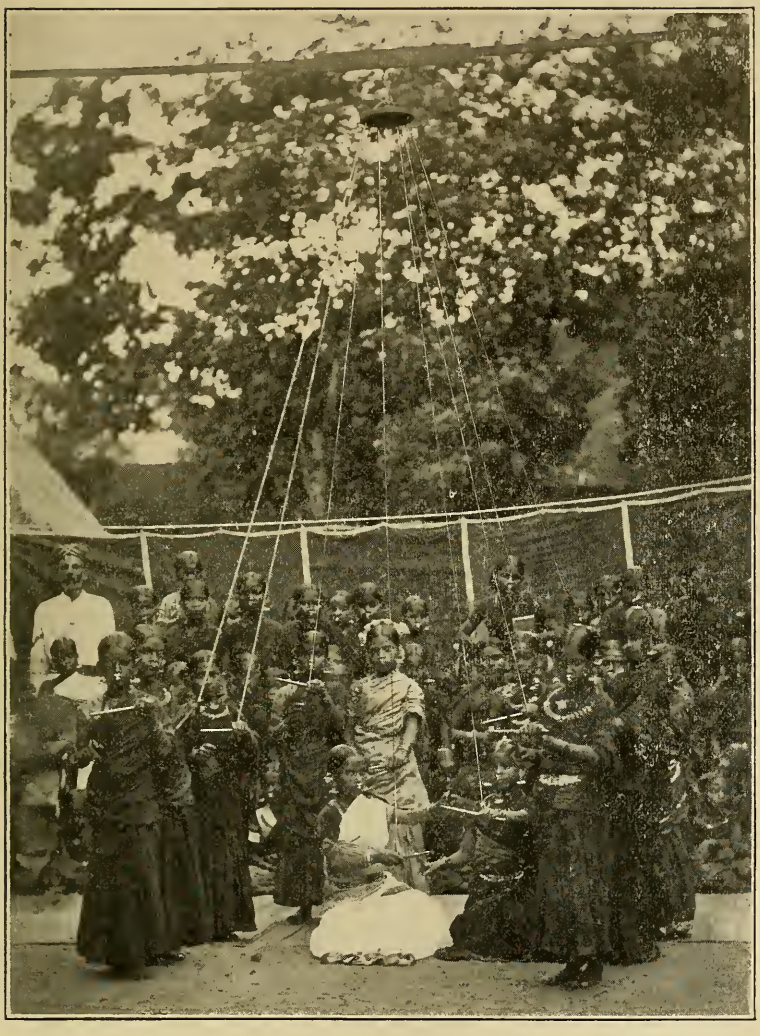
„Es gibt einen Weg, Gottes Zorn zu entrinnen.“

„Den weiß ich“, schrie einer; „ich werde Gott sagen, ich habe es aus Unwissenheit getan.“

„Und Gott wird sagen: Hat der Missionar von Pudukottai es dir nicht gesagt?“ erwiderte ich.

Stille, und einige gingen weg.

„Ich weiß den Weg“, sagte ein Greis. „Ich werde betrübt sein dann vor Gott und mein Gesicht verstellen und meinen Leib schlagen, dann wird Gott Mitleid mit mir haben und sagen: Ich will den armen Wurm nicht verdammen.“



Der tamulische „Maypole"; aber hier sind Mädchen dabei.

„Ich werde dich jetzt halbtot hauen", war die Antwort, „und dann mein Gesicht verstellen und meinen Leib schlagen, dann wirst du Mitleid mit mir haben und mich nicht wiederschlagen noch verklagen."

„Wie immer", hieß es. „Jedes Land hat seinen Gebrauch, und hier ist und bleibt der Götzendienst Landessitte. Weiter nichts."

„Nun", sagte ich, „ich wollte euch noch eine himmlische frohe Botschaft bringen; weil ihr aber so verstockt seid, sollt ihr sie nicht hören. Zeigt mir den Weg zu dem nächsten Dorfe."

Das taten sie, und so schieden wir.

Das nächste Dorf war ein sehr großes, mit einer neu eingerichteten Heidenschule. Diese suchten wir zunächst auf, fanden aber keine Kinder. Doch tönte aus dem Innern eines besseren Hauses wilder Gesang, Gestampfe und allerlei Klang.

„Gehen Sie hinein", sagte der Evangelist Kornelius zu mir, lächelnd, weil er wußte, daß das bei solchen Gelegenheiten besonders seine Schwierigkeiten hat.

Aber ich ging hinein und ließ mir „wegen der Ehre" noch ein Sitzkissen nachtragen. Da gab es was zu sehen. Die Tamulenhäuser sind bekanntlich gebaut wie unsere großen Hotels, das heißt, rund um einen innern Hof herum. Ich ging also durch das erste Haus hindurch in den innern Hof. Da lief von vier Seiten eine bequeme Veranda herum. Die Eingangstür war von Leuten besetzt. Die Frauen des Hauses kauerten am Eingang des Hinterhauses. Mitten im Hofe war eine Art Galgen aufgerichtet, das heißt, über zwei Pfeiler war ein Querbalken gelegt. Das Ganze wurde von Leuten gehalten mittelst angebrachter Strebepfeiler. In der Mitte des Querbalkens hing eine Rolle herunter, von der Fäden in großer Menge bis etwa drei Schuh von der Erde ausliefen, an deren Enden Stäbe weißen Holzes befestigt waren, so daß dieselben in zwei ungleiche Teile geteilt wurden. Alle diese Schnüre waren oben etwa zwei Schuh weit künstlich ineinander geflochten; je eines der erwähnten Stäbchen war in der linken Hand eines Jünglings, so daß das längere Ende hervorschaute, und die Rechte der Jünglinge war mit einem freien, dem erwähnten befestigten ganz ähnlichen Stäbchen bewaffnet. Also ich wiederhole: zwei Strebepfeiler, ein Querbalken, in dessen Mitte eine Rolle und von da aus Schnüre mit Stäbchen; die Schnüre verflochten oben und die Stäbchen in den Händen von

Jünglingen. Auf der einen Veranda saß stolz der Hausherr. Als ich hereintrat, waren alle etwas verlegen; aber ich winkte sehr entschieden, fortzufahren und sich nicht stören zu lassen, und setzte mich neben den Herrn. Nun ging's weiter. Ein fetter Lehrer schlug den Takt mit Messingplatten; die Jünglinge tanzten im Kreise herum, mit den Stäben in der rechten Hand auf die in der linken schlagend, was einen hellen, hübschen Ton gab. Dabei stampften sie die Erde mit der Ferse, dann mit den Zehen und dann mit dem platten Fuß, dies abwechselnd mit beiden Füßen. Es ging im Kreise herum. Immer aber ging einer nach dem andern durch die Mitte des Kreises, was den Zweck hatte, tanzend und singend die verflochtenen Schnüre ordentlich aufzulösen, wozu wahrlich große Geschicklichkeit nötig ist. Dabei tanzten nicht nur ihre Beine, sondern jedes Glied, ja jede Muskel und das ganze Gesicht. Nicht besser erging es dem Hausherrn. Der fing plötzlich an zu zittern und zu beben. Finger und Fußzehen flogen ordentlich. Der Körper zuckte im Takt, und der Mund sang, daß mir die Ohren gellten. War ein Gesang zu Ende, so wurde der Schluß mit einem Hauhaugeschrei gemacht und ein Generalgeklapper gehalten. Endlich waren die Schnüre entwickelt und die Feierlichkeit zu Ende. Das Ganze hat nämlich den Zweck, dem Schulmeister Geld zu verschaffen, und wird einem Gotte zu Ehren in der sogenannten Nawavátiri (Neunacht) veranstaltet.

Nun sah ich mir das Haus näher an und war erstaunt. Eine indische Bibliothek, die nicht gering zu schätzen war. Die Wände waren mit Palmblattbündeln bedeckt, mit allen bedeutenderen Gesängen und Werken tamulischer Dichter beschrieben. Stets folgte der Hausherr meinen Augen, und ich ermangelte nicht, ihm über seine Bibliothek einige Schmeicheleien zu sagen, denen er noch durch Selbstlob zum rechten Werte verhalf. Er erzählte, daß er der Häuptling des Dorfes sei, die Schule der Jünglinge errichtet habe ꝛc. Nachdem ich alles gebührend bewundert hatte, erhob ich mich und bat ihn, das Dorf an der Schule zu versammeln. Das geschah; ich prüfte die Knaben etwas und erblickte dabei ein fettgesalbtes Bild des Ganesa, des Gottes der Wissenschaften. Dem setzte ich mich gegenüber und sagte: „Hier sitze ich und da euer Gott, und nun will ich euch von Gott erzählen.“ Eine große Menge saß herum. Und nun folgte eine überaus liebliche Heidenpredigt, die dauerte, bis es

tief dunkel war. Ich sage: „überaus lieblich“, aber das meinen Leuten und den Heiden zu Ehren, nicht mir, denn ich schwieg größtenteils. Der Katechet erzählte, wie in Rußland ein Fürst durch einen Wald gefahren und von Wölfen verfolgt worden sei; wie alles versucht und hingegeben sei, die Wölfe abzuhalten, aber vergebens; wie dann der treue Diener zuletzt sich unter die Wölfe gestürzt und sein Leben hingegeben habe, um seinen Herrn zu retten, und wie am andern Tage der gerettete Herr seinen Leichnam aufgesucht und ihm ein Denkmal gesetzt habe.

Da nahm, mir ganz unerwartet, plötzlich Kornelius das Wort und predigte mit herzerhebender Liebe und Gewalt: „So liegen wir in der Wüste der Erde, verfolgt von den Wölfen der Sünde, des Todes, des Teufels und des Zornes Gottes. Und da kam, nicht unser Diener, sondern unser HErr und Schöpfer JEsus Christus und gab sich diesen Wölfen hin, uns zu erlösen; stand aber auf am dritten Tage, und das Denkmal des wahrhaftigen Glaubens ist's, das wir seiner lebendigen und nahen Person setzen sollen.“ Bei den Heiden die regste Teilnahme. Nur der Häuptling zog ab und sagte: „Dummes Zeug, was hört ihr zu?“ Aber niemand folgte. Es gab noch viele Fragen und Antworten, näheres Eingehen auf den Götzendienst ꝛc. Zuletzt bat ich die Leute, doch an diesen teuren Heiland zu glauben, und sie sagten alle ja. —

Als wir aufbrachen, gingen viele noch eine Strecke weit mit und versprachen, mich zu besuchen. Ein Gleiches wurde von uns zugesagt.

Nun nahm ich meine Leute mit in den Wagen, Paria dicht neben Sudra, und recht schön und lieblich über allerlei geistliche Dinge redend, kamen wir spät nach Haus, trotzdem die Ochslein tüchtig liefen. Der Evangelist sagte: „Ei, wie schön fühlt man sich nach solcher Arbeit!“

# Zwanzigstes Kapitel.

## Zwei Heidenpredigttage im Pudukottailande.

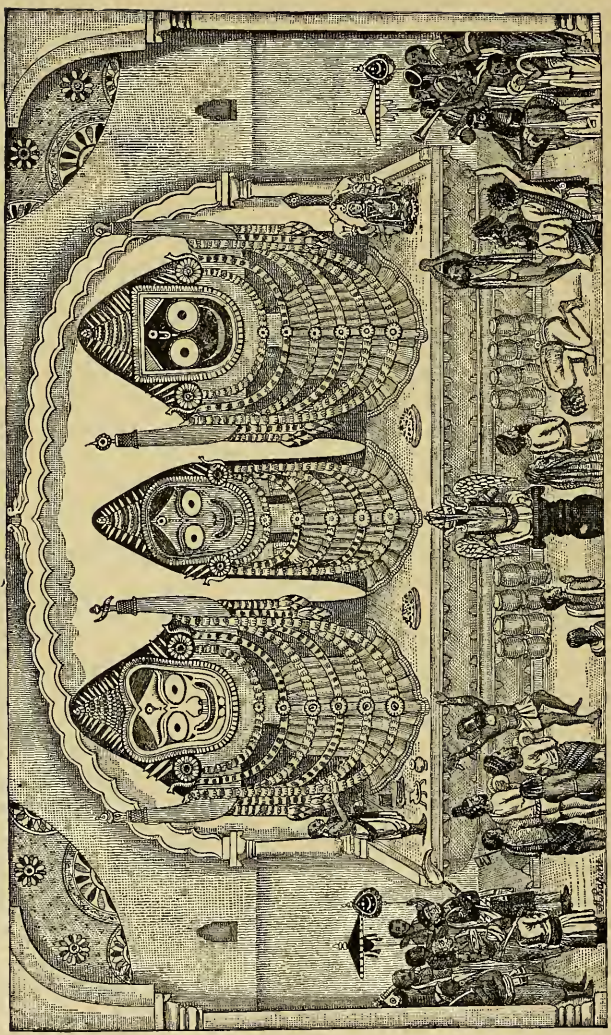
### 1.

Es war der 28. August 1873. Mein Katechet, Evangelist und ich gingen über Stock und Stein und durch Wasser in ein sechs Meilen entferntes großes Dorf. Unterwegs sahen wir drei Schritte vor uns eine Boa, von der Dicke eines Mannesschenkels und etwa zwölf Fuß lang. Am Orte angelangt, gingen wir zum Hause eines reichen Mannes, eines Verwandten des Königs. Dieser hatte etwa 50 männliche Verwandte bei sich. So sammelten sich bald aus Haus und Hof 150 bis 200 Männer um uns. Ich fragte, ob ich ihnen eine Geschichte erzählen dürfte voll heimlicher Weisheit. Auf ihr Ja erzählte ich, auf einer Wagendeichsel postiert, etwa folgendermaßen:

„Im Nordwesten von hier liegt ein Land Palästina. Dessen Hauptstadt ist Jerusalem. Wer vor etwa 1840 Jahren an einem gewissen Freitag dagewesen wäre, hätte ein großes Schauspiel sehen können. Eine Menschenmenge strömte aus der Stadt einem nahe gelegenen Hügel zu. Inmitten des Volkes sah man Soldaten zu Fuß und zu Pferde. Die führten einen Mann, blutrünstig, verspieen, zerschlagen, eine Dornenkrone auf dem Haupte. Ein schweres Kreuz lag auf seiner Schulter. Mühselig schleppte er das Kreuz und sich hin. Wollte er zusammenbrechen, so trieben ihn Geißelhiebe an. Endlich konnte er nicht mehr, er fiel zu Boden. Einem andern wurde das Kreuz aufgelegt, der Mann weitergeschleppt. So langte man auf Golgatha an, richtete das Kreuz auf und schlug den Mann daran, genagelt an Händen und Füßen."

Bis hieher hatte einer der Vornehmen meine Worte immer wiederholt zum Zeichen des Verständnisses, und ebenso hatte die Menge nach dem Gebrauch hierzulande "hum hum" gesagt. Hier aber ging einem zu meinen Füßen sitzenden alten Herrn ein Licht auf, er unterbrach mich, spie aus und sagte: „Oho! der redet von seinem Sami und will uns zu seiner Gemeinde ziehen."

Kornelius sagte hierauf: „Herr, wir haben keinen schweren Götzenwagen wie ihr, zu dessen Ziehen wir viele Leute brauchen. Was wir reden, reden wir euch zu gut."



Götzendienst in Indien.

Aber der Alte gab sich nicht zur Ruhe, sagte, es sei alles Dummheit.

Da sagte ich zornig: „Schweig, Alter, der Tod sitzt dir auf dem Scheitel, und sehen sollst du unsern Sami und sein nicht mehr spotten!“

Da sagten alle: „Der stirbt bald“, und schwiegen in etwas abergläubischer Furcht. Nun erzählte ich ihnen weiter von Christi Leiden und Todespein, von seinen Worten am Kreuze, von seiner Auferstehung, aber dann auch von seiner ewigen Gottheit, unserer Sünde und seiner Sündentilgung, Gottes Zorn und Erbarmen — also daß die hohen Herren einmal eine deutliche und nicht zu kurze Predigt hörten, und zuletzt beschwor ich sie bei Gott und Seligkeit, den Mann JEsus zu fassen im Glauben und Bekennen — und ging.

Als wir einige Schritte gegangen waren, kam ein vornehmer Hindu, hoch zu Roß. Kornelius geht auf ihn zu und sagt: „Salam, Herr, ich bin Kornelius.“

Der Reiter macht die Pantomime des Anbetens, redet den niedrigen Paria Kornelius mit “Sir” an, ist sehr freundlich und sagt zuletzt: „Herr, Ihr Wohlwollen ist meine Seligkeit, vergessen Sie mich nicht!“ und ritt davon.

Ich war ungemein erstaunt, als ich das hörte, und sagte zu Kornelius: „Wie kommst du Paria zu solcher Ehre von einem königlichen Verwandten, der dich sonst nicht anspeien würde nach seinem Heidentum?“

Daraufhin erzählte mir Kornelius folgende Begebenheit.

Im Jahre 1871 predigte er auf dem Markte in Pudutottai neben einem Pülleiar oder Ganesa, dem elefantenrüsseligen Gotte. Da tritt ein hoher Herr, der ebenerwähnte Reiter, auf, lästert JEsum und das Christentum und sagt: „Traust du auf deinen Gott und ist er etwas, so schlage diesen Ganesa in Stücke!“

Kornelius, nicht ganz so mutig wie Bonifacius, sagt: „Herr, wenn Sie mir den Befehl geben und mich vor der Wut der umstehenden Heiden schützen wollen, so will ich's tun.“

Der Heide: „Ich will dich schützen.“

Kornelius: „So lassen Sie mir eine Axt bringen.“

Eine Axt wird gebracht, und Kornelius mit einem Stoßseufzer schlägt den Ganesa, daß die Stücke fliegen.

Lautlose Stille, dann Geschrei und Entsetzen. Jener Vornehme aber ruft: „Seid alle ruhig! Ganeja wird sich selber rächen!“ Zu Kornelius: „In 23 Tagen wirst du sterben.“

**Ein indisches Götzenbild.**

Kornelius ging die 23 Tage in großer Angst hin und brachte sie in Gebet und Fasten zu, hatte auch einen Traum, in dem Ganeja ihm erschien und ihn bedräute. Der 23. Tag kam und wurde zit-

kernd verbracht. Er dachte, er würde ermordet, damit die Weissagung nicht zu nichte würde. Aber Gott schützte.

Da war der Heide sehr beschämt, kam zu Kornelius, betete ihn an und sagte: „Es ist kein Gott als dein Gott. Auch ich bin Christ — im Herzen. Um der Welt willen muß ich Heide bleiben."

Wie bindet der Satan die Seinen!

## 2.

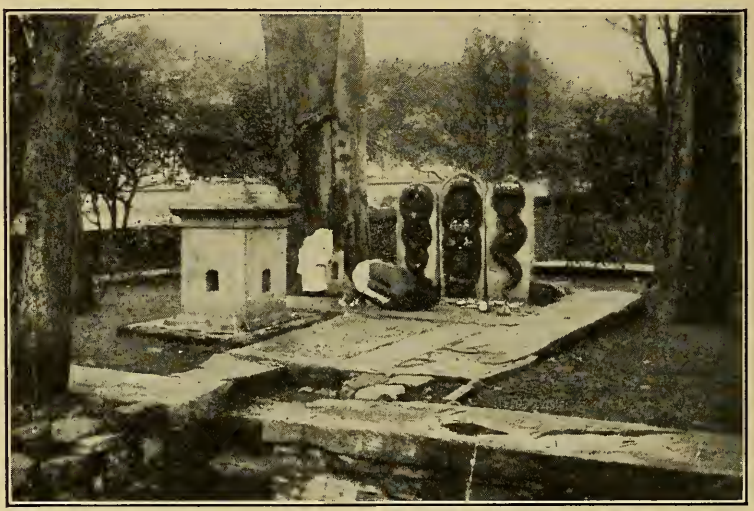
Es war der 30. September 1873, als ich mit meinen beiden treuen Predigtgefährten, Njanamuttu, dem Katecheten, und Kornelius, dem Evangelisten, einige Meilen weit in den Wald fuhr. An einem Punkte des Weges ließen wir den Wagen halten und gingen auf ungebahnten Pfaden noch eine Meile durchs Dickicht. Weithin erschallte der Wald von einem taktmäßigen Geheul aus Männer-, Weiber- und Kinderkehlen. Es war Ajudapuhsei, das heißt, Weihung und Anbetung der Werkzeuge und Arbeitsgeräte, der Vorabend eines großen Götzenfestes, der so begangen wurde. Bald lichtete sich das Gestrüpp, und wir kamen in angebaute Felder, an schönen Teichen, großen Kuh- und Schafherden vorbei — Zeichen eines größeren und wohlhabenderen Dorfes, das wir gleich darauf betraten. Mit freundlichem „Salam Tureingele!" (Salam, Herr!) begrüßten uns die Kolier, eine Paria-Weberkaste, die das Dorf bewohnten. Denn schon einmal war ich da gewesen, hatte vielen gepredigt, aber zuletzt einem Puhsari (Tamulen-Wahrsager) weichen müssen, der sich unter einem weitschattigen Baum etabliert, seinen „Gott" zitiert, ihm heilige Linien und Stäbe gelegt und, von ihm besessen, unter Zuckungen und Gesang den Leuten zum Verständnis und zur Heilung der bösen und kranken Gegenwart die Ursachen in der Vergangenheit und die eiligst zu bringenden Opfer und Büßungen enthüllt hatte — und das alles für die Hälfte einer Rupie und ein halbes Viertel. — Weil nun der Abend ein so heiliger Ruheabend war, an dem niemand arbeiten durfte, hoffte ich viele zu treffen. Und so war es auch. Zuerst redeten wir vom Götzendienst des betreffenden Abends und fanden es schwer, den Leuten klar zu machen, daß es wider alle Vernunft Himmels und der Erde sei, daß der Arbeitsmann sein Gerät anbete.

Sie erwiderten: „Gott in allem."

Wir kamen dann auf die Menge ihrer toten und greulichen Götter zu reden und wiesen sie an den einen wahren Gott.

Sie sagten: „Es ist ein Gott. Aber der wohnt in der Höhe und in unnahbarem Licht. So hat er uns Armen seine Trabanten zur Anbetung gegeben, durch die wir ihm nahen, das sind unsere Untergötter."

Darauf sagte ich: „Gut, sei es so! Hört ein Gleichnis! Ein König hatte viele Diener. Auf zwei derselben zürnt er wegen eines



Götzendienst.

Vergehens, das sie begangen hatten. Beide scheuen ihn deshalb. Nach kurzem erläßt er beiden die Schuld. Aber einem nur ist dies mitgeteilt worden; so wird nun dieser ohne Furcht sich dem Könige nahen; der andere, der von der Vergebung nichts weiß, wird Vermittler suchen in allem Anliegen."

Das verstanden sie alle, und nun sagte ich: „Der oben im Licht wohnt, der eine Gott, von dem ihr sagtet" — sie schauten nach oben —, „der hat einen Sohn, Gott von Gott."

Diese Kunde erfüllte sie alle mit Erstaunen; viele fragten näher nach; ja, wunderbar! einer kam von selbst darauf zu sagen: „Natür-

lich! mein Sohn ist Mensch, weil ich Mensch bin; also Gottes Sohn ist Gott."

Dann sagte ich als Anwendung des Gleichnisses, daß Christen und Heiden Sünder seien, ohne Unterschied, und unter dem Zorn; daß aber Gott *in seinem Sohn* die Welt sich versöhnt habe; daß die Christen das wüßten und deshalb *geradenwegs* Gott den Höchsten und seinen Sohn Jesus anbeteten in herzlichem Zutrauen; daß aber sie, die Heiden, aus Unkenntnis solcher Versöhnung, in den Götzen Vermittler suchten, die doch nichts wären.

Da nahte das Geschrei des Puhsari, und alle meine so aufmerksamen Zuhörer — strömten zum Götzendienst.

Etwas niedergeschlagen gingen wir noch zwei Meilen weiter im Walde in ein anderes Dorf. Da wohnten vornehme Leute. Sechs bis acht unter ihnen predigten wir, zusammen mit ihnen unter einem Kokosblattdache sitzend. Wir fanden aufmerksame und freundliche Aufnahme bei ihnen, besonders bei einem Greise mit edlen Gesichtszügen, den ich liebte, als ich ihn anschaute. Wir saßen zwei Stunden, und es wurde finster. Eiligst brachen wir auf und eilten in Sturmschritt auf unsern Wagen zu, nicht wenig besorgt um den Fuhrmann und seine schönen Ochsen, da der Wald von Räubern voll ist. Als wir durch das vorhin erwähnte Dorf eilten, saßen Hunderte zusammen im jungen Mondschein. Als sie uns erblickten, riefen viele: „Missionar dableiben, dableiben! Wir waren vorher nicht da, haben nichts gehört! Dableiben!"

„Ein andermal!"

„Wann?"

„Bald."

„Morgen?"

„Ja, sehr bald."

„Komm aber gewiß, Missionar!" riefen sie, und einer noch zu allerletzt: „und mache uns alle zu großen Herren!"

Das war weniger schön. Aber ob dem Rufen nach Wiederkommen war unser Herz doch fröhlich geworden, und im Wagen sitzend sangen wir ein Loblied ums andere.

# Einundzwanzigstes Kapitel.

## Mehr aus Heidenpredigten in Pudukottai.

### 1. Karambagudi.

Karambagudi liegt 25 Meilen nordöstlich von hier und ist die Stadt No. 2 im Pudukottailande. Unsere Mission hatte da seit 30 Jahren etwa eine Heidenschule, die aber in der letzten Zeit, wohl hauptsächlich der schlechten Lehrer halben, nur wenig besucht war, so daß ich sie endlich ganz eingehen ließ. Indes auf Petitionen und Gesandtschaften der Heiden hin und nach einem ungeheuren Zulauf, dessen sich Kornelius bei einer Heidenpredigt daselbst zu erfreuen hatte, setzte ich wieder einen Lehrer hin, der privatim durch die Freundlichkeit Bruder O.'s, resp. der schwedischen Missionsfreunde, angestellt und besoldet ist. Nach kurzem behauptete dieser, 50 Kinder und Jünglinge gesammelt zu haben.

Ich bezweifelte das im stillen ein wenig und beschloß, ihn einmal zu überraschen.

So brach ich plötzlich an einem schönen Februarabend hier mit Kornelius auf und kam den andern Morgen vor der Schule an, wo ich richtig etwa 40 Jungen vorfand, die mir aus voller Kehle "Good morning!" zuschrieen. Ich war ordentlich beschämt. Der Lehrer war schnell weggelaufen, als er meinen Wagen nahen sah — er war im Negligé —, um bald mit Hosen, Rock, Schuhen europäischer Fasson und Turban triumphierender Miene wiederzukommen und mich zu begrüßen. Zunächst, während meine Leute das Schulzimmer für mich herrichteten und Tee kochten, machte ich mit den Kindern, wie die Tamulen sagen, ein wenig Liebe, um mit ihnen auf gutem Fuß zu stehen.

Da war ein Junge gefesselt, weil er immer weggelaufen war. Ich ließ die Bande lösen und sagte ihm ganz väterlich, ich vertraute, daß er hinfort aus freien Stücken bliebe. Er sagte auch ja, und als ich mich einmal umdrehte, war er verschwunden.

Nun schickte ich die Kinder nach Hause zum Essen und beorderte sie, bald wieder zur Prüfung zu erscheinen. Auch ich selbst wollte mich nach den nächtlichen und schlaflosen Fahrereien etwas erfrischen und erholen.

Aber bald sammelte sich ein Haufen Heiden vor der Tür, die mich neugierig zu sehen trachteten und sich darüber unterhielten,

warum wohl ein weißer Mann Heimat und Verwandte verlassen habe und in dies Land gekommen sei, da ich doch kein Kollektor oder so was sei. Einer mutmaßte, ich sei ein Gott (wenn man die Charaktere der indischen Götter ansieht — nicht sehr schmeichelhaft), und ein anderer sagte: „Sein ganzes Leben ist eine Wohltätigkeit und Verdienst (Darmam)." Ich lag inzwischen auf einem Ruhebette, das ein Heide mir eiligst gebracht hatte, hörte das alles an und freute mich der schönen Gelegenheit, ihnen das Evangelium verkündigen zu können. Ich rief also den stets fertigen Kornelius und bat ihn, den

**Das Volk zieht den Götzenwagen.**

Leuten zu sagen, weshalb ich in dies Land gekommen sei, und wer und was ich sei.

Kornelius sagte, sie sollten schön aufpassen, und erzählte, ich sei auf den ausdrücklichen Befehl des höchsten Gottes in dies Land gekommen, um alle Heiden zu Christen zu machen und zu taufen. Das alles sei nicht meine eigene Wahl noch Wunsch, sondern von Gott geboten. Dieses verstanden sie doch nicht ganz, und Kornelius sagte, er wolle ihnen ein Gleichnis erzählen, und gab nun das vom verlorenen Sohne in so drastischer, köstlicher Weise wieder, daß mir das Herz vor Freude im Leibe lachte. Sie, sagte er, fräßen immer Treber, und Treber in schrecklichem Elend, und dächten gar nicht daran, um-

zukehren zum Vaterhause; sie dazu zu locken, sei ich und jeder Verkündiger des Evangeliums zu ihnen gekommen.

Ich wünschte wohl, ich könnte das ganze liebliche Gespräch hier wiedergeben, denn willig und verständig hörten und antworteten die Heiden. Aber „was wissen wir? was haben wir gesehen?“ war ihre Antwort zuletzt doch, die sehr der des Pilatus ähnelte. Kornelius sagte ihnen von dem Licht, zu erleuchten die Heiden, von dem Aufgang aus der Höhe, zu erscheinen denen, die in Finsternis und Todesschatten sitzen, von JEsu Christo, der unsere Füße auf den Weg des Friedens zu richten, der Rechte ist. — — — Nur Gedankenstriche kann ich nach jeder Heidenpredigt machen.

Ich war inzwischen auch heraus auf die Veranda getreten und sah plötzlich eine Anzahl feingekleideter Jünglinge mit roten Schirmen, feinen Turbanen, goldgestickten Jacken, Juwelen ꝛc. ankommen. Frisch glänzten Maha Wischnus Namenszeichen in Rot und Weiß auf ihrer vielen brauner Stirne. Höflich begrüßte mich die Schar, und ich fragte sie erstaunt, wer sie wären. „Ihre Schulkinder, die englische Abteilung; kennen Sie uns nicht mehr?“ war die kichernde Antwort. Ei ja doch! die hatten sich fein gemacht zur Prüfung. Und geprüft wurden sie. Zuerst in der ersten Milch christlicher Lehre. So:

„Wer ist der HErr aller Dinge?“

„Gott.“

„Wie viele Götter gibt es?“

„Einen Gott.“

„Einen Gott? Wie heißt dein Gott?“

„Wischnu.“

„No. 1. Und dein Gott?“

„Siwa.“

„No. 2. Und dein Gott?“

„Allah.“

„No. 3. Und dein Gott?“

„Karuppen.“

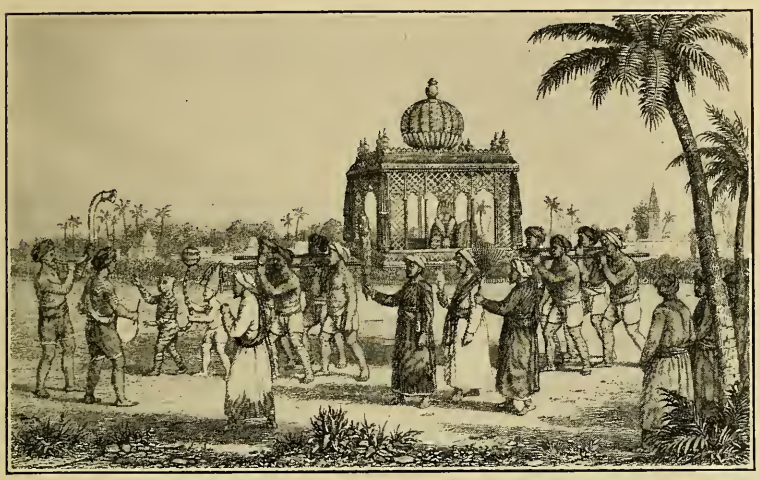
„No. 4. Und dein Gott?“

„Nur Gott ist Gott“, sagte da ein Junge, und „JEsus Christus“ rief ein anderer. „Drei Götter gibt es, Vater, Sohn und Heiliger Geist“, schrie ein dritter.

Also der Gottesbegriff der Kinder war noch etwas verwirrt, was freilich auch bei gelehrten Leuten vorkommt. Aber ich hoffe, die Kinder werden es bald besser wissen.

Die Jungen bestanden sonst die Prüfung ganz gut. Ganze Hefte voll hatten sie geschrieben, Verse des Kural sagten sie her, lesen konnten sie das Lukasevangelium, und der tamulischen Rechnung waren sie kundig, wie ich sah, als ich einen Brahminen ersuchte, sie darin zu examinieren.

Einer sagte: „Meine Eltern wollen mir nicht erlauben, meine



**Das Moharamfest.**

Zeit müßig hinzubringen damit, daß ich Ihre Weden (die Heilige Schrift) lerne.“ Ich wies ihn aus der Schule. Aber mit Tränen versprach er mir, das nächste Mal alles gelernt zu haben. So durfte er wiederkommen.

Nun sollten die andern Klassen geprüft werden, aber da trat erst ein Intermezzo ein. Nämlich: der mohammedanische Moharam *) kam, mir seine Aufwartung zu machen. Indische Musik, Geschrei und Getöse, große Menschenschar und in ihrer Mitte nackte, halbwüchsige Burschen, ganz greulich mit gelber und weißer Erde wie Tiger angemalt. An ihrer Spitze ein großer Mann, auch nackt, mit

*) Ein mohammedanischer Festzug.

fürchterlichem falschen Barte, Tigerfell, scheußlich bemalt, gar nicht mehr menschenähnlich. Und so noch viele Masken. Jener Große war Wortführer, pflanzte sich mit allen andern vor mich hin und wollte einige Aufführungen geben. Die verbat ich mir aber, indem ich sagte, hier sei Schulprüfung.

Ja, meinte er, dann möchte ich so etwas Geld geben.

„Wozu?"

„Zum Moscheebau."

„Komm in anständiger Bekleidung wieder, dann will ich dir sagen, warum ich das nicht tue."

Aber er bettelte mit allerlei Grimassen weiter. Die Leute lachten. Mir wurde es etwas zu viel. Da fragte Kornelius: „Stehen diese Geschichten im Koran?" „O nein", sagte die Maske, „das tun wir aus uns selbst, um unsere Kirche zu bauen." Das sagte der Greuliche so sanft und ernst, daß ich auch sanft und ernst wurde. Ich hielt ihm seine Narrheit ordentlich vor und auch seine Unverschämtheit, in solchem Aufputz zu einem Diener des Evangeliums zu kommen und um Gaben für etwas zu bitten, das zu zerstören samt allem andern falschen Gottesdienst die Aufgabe meines Lebens sei. Die Mohammedaner haben etwas „honneur" — ich will nicht sagen „Ehre" — im Leib, und der Greuliche schämte sich offenbar greulich, fing an sich zu entschuldigen, es geschehe das nur um der Dummheit der Leute willen, sonst kriegten sie kein Geld ꝛc. Aber ich ließ ihn nicht so los, sondern erlaubte mir sogar, eine Parallele zu ziehen zwischen der Entstellung seiner Person und der der Wahrheit im Mohammedanismus. Item, es wurde eine Predigt vor ansehnlicher Menge daraus, und der Greuliche war ganz verständig und ordentlich, gab die besten Antworten. Zuletzt sagte ich zu ihm, ich forderte nun von ihm etwas. Er war klug und sagte: „Herr, meine Seele; doch die kann ich Ihnen nicht geben." So zog die bunte Schar ab, ganz still. — Das war die eigentümlichste Hörerschar, die ich je gehabt habe.

Über dem nun folgenden Prüfen der beiden unteren Klassen wurde es etwa ein Uhr, und ich zog mich zum Essen zurück. Auch die Leute verloren sich etwas. Aber siehe, eine kleine Schar ehrsamer Frauen kam, mich zu sehen. Eine ältere Matrone hatte sie unter ihre Flügel genommen, und so ging es trotz indischer Sitte. Ich war

etwas überrascht, aber auch erfreut und sprach einige freundliche Worte mit ihnen, worauf sie gingen.

Da ich die vorige Nacht gar nicht geschlafen hatte, war ich sehr müde nach dem Essen und hätte gerne ein wenig Ruhe gehabt. Aber ich hörte schon, daß wieder ein Neues im Anzug war. Vor der Tür nämlich hatte der nicht weniger müde Kornelius sich gegen einen Heiden zu wehren, der durchaus wollte, daß ich in sein Haus kommen und seinen kranken Bruder gesund machen sollte, der von allen Ärzten aufgegeben sei.

„Der Missionar ist kein Arzt", sagte Kornelius.

„Aber gesund machen kann er doch", sagte der Heide.

„Nein", erwiderte Kornelius, „das steht nur Gott zu, an den du nicht glaubst."

Der Heide: „Aber der Missionar glaubt an ihn, und mein Bruder wird gesund werden, wenn er seinen Fuß in mein Haus setzt."

Kornelius: „Das einzige, was der Missionar tun kann, ist, Gott zu bitten, daß er helfe. Sonst nichts."

Das ergriff der Heide begierig und sagte, so sollte ich denn tun, und er (Kornelius) möchte mich drum bitten. Nach vielem Hin- und Herreden kam der Heide herein und bat mich dringend:

„Kommen Sie nur in mein Haus und beten Sie, so wird mein Bruder gesund."

Ich sagte ihm deutlich und verständlich dasselbe ungefähr, was Kornelius schon gesagt hatte, versprach aber, am Abend zu ihm zu kommen.

Gegen Abend ging ich mit Kornelius, dem Lehrer des Ortes, namens Adisajam, und einigen nachfolgenden Leuten aus, um die Stadt zu besehen und den Heiden zu predigen.

Karambagudi ist reizend. Die ganze Stadt ein Garten von Bambus, Palmen und Mangos. Am östlichen Ende sind ungeheure Steinbauten für Indigozubereitung. Große, terrassenförmige Teiche, einer sich an den andern reihend, durch mächtige Röhren verbunden, kolossale Brunnen. Ein europäisches Haus, das heißt, für einen Europäer berechnet (früher, vor sechzig Jahren etwa, hatte einer drin gewohnt), aber nun eine Wohnstätte der Fledermäuse. Von einem erhöhten Sitz aus sah man die See, 15 Meilen weit. Sonst in der

Stadt waren behäbige Häuser. Auch ein königlicher Palast, Vorratshäuser, Gefängnis, Gericht 2c.

Während wir so gingen, hatte sich unser Gefolge mehr und mehr vergrößert, bis wir auf dem großen Markte, größer als selbst der in der Hauptstadt, Posto faßten. Der Lehrer las mit lauter Stimme einen Traktat vor, und die Leute strömten herzu. Welch ein Haufe! Just neben mir standen zwei Mohammedanerpriester, wie sie genannt wurden. Auf der andern Seite Brahminen — das waren die Hauptleute. Sonst von allem Alter, Geschlecht und Kaste. Besonders viele Mohammedaner. Nachdem der Traktat verlesen war, wandte ich mich besonders an diese. Ich erzählte ihnen Mohammeds Auftreten, die Art seiner Bekehrungspraxis, wie er eine Strafe der abgefallenen Christen gewesen sei, und wie noch heute seine Anhänger das Christentum haßten. „Hier sind drei Religionen vertreten", sagte ich, mich an alle wendend, „Christen, Heiden und Mohammedaner. Ich will keine beschimpfen. Aber laßt uns als Menschen, die eine unsterbliche Seele haben, den Prüfstein an eine jegliche derselben legen und sehen, welche die Prüfung besteht. Denn es kann nur eine Wahrheit geben, da Gott ein Gott ist und wir Menschen eines Geschlechts." Und ich zeigte ihnen zunächst die Heiligkeit Gottes. Und unsere Sünde. Und Gottes notwendigen Zorn, der nicht ohne weiteres sich in Gnade wandeln kann. Und unser Unvermögen, uns zu erlösen.

Das nahmen alle an. Nun fragte ich: „Wie also werden wir selig?" und gab ihnen die Antwort, die von Christo sagte, und wie wir durch ihn zu Gott kommen und Gott angenehm werden.

Ernst hatten alle zugehört, und alle standen schweigend da, als ich aufgehört hatte. Nur ein alter Mann sagte, ob er meiner Rede Inhalt wiederholen dürfte, um sich zu vergewissern, daß er mich recht verstanden habe. Er hatte mich recht verstanden. Als niemand widersprach, sagte ich: „Zeigt mir einen bessern Weg zu Gott, so will ich ihn gehen; oder wo nicht, werdet alle Christen!" „Saib" (mich an den ältesten Mohammedanerpriester wendend), „antworte!" Der sagte, er wüßte nichts Besseres. Weil niemand redete, machte ich ihnen durch Gleichnisse und besonders eine Erzählung noch einmal die Versöhnung, die Stellvertretung Christi ganz klar, wobei ich

die Menge förmlich katechisierte — und ging dann, höflich entlassen, nicht recht wissend, was ich von den Leuten denken sollte.

In Karambagudi sind drei angesehene römische Familien. Von diesen kam nun ein Mann und bat mich, in ihre Hauskapelle zu kommen. Wir kamen an ein großes, schönes Haus indischen Musters. Da hatten sich die drei Familien versammelt, nette Leute. Die Kapelle wurde erleuchtet und ich hineingeführt. Die Leute hatten es sich was kosten lassen. Ein schöner Altar mit Leuchtern, die Masse von massivem Silber. Ein Kruzifix in der Mitte. Oben über eine Marienfigur, vergoldet, mit goldener Krone. Sonst St. Peter und Paul, der heilige Xaver, Antonius, der Erzengel Michael.

„Hier beten wir sonntäglich an", sagte der Hausherr, „und einmal im Jahr kommt der Priester, liest die Messe und reicht uns das Sakrament."

„Was betet ihr an, Goldkind?" (so hieß er) sagte ich. „Sei aufrichtig! Betet ihr diese Figuren an?"

„Ja", sagte er.

Ich drückte mein herzliches Leidwesen darüber aus, verwies auf das, was ich bei der Heidenpredigt gesagt und was die Männer gehört hatten, und bat sie endlich um eins, nämlich: anstatt sich vor diesen Figuren zu beugen, sollten sie das Kruzifix ins Auge fassen und denken: „So hat mein Heiland, der zur Rechten Gottes sitzt, für mich verfluchten Sünder gelitten und mich erlöst. Dafür will ich mein Lebenlang ihm dankbar sein." Das versprachen sie.

Nun gingen wir in das Haus jenes Heiden, dessen Bruder so krank sein sollte. Und welches Schmerzensbild! Auf der Veranda lag ein Knabe von etwa dreizehn Jahren, sprachlos, unbeweglich, mit hochaufgeschwollenen Beinen, blutunterlaufen, ebenso sein Hals. Er war eines Tages in unserer Schule umgefallen und so geworden. Sein Bruder, der mich gebeten hatte zu kommen, war nicht da. Aber sein Vater und mehrere Verwandte. Sie waren alle Anbeter des Teufels Karuppen, das heißt, des Schwarzen. Ich redete zu ihnen von ihrem Teufel und meinem Gott und Heiland. Von der Krankheit, die ärger als alle andern sei, von dem ewigen Tod. Von der rechten Heilung durch Christum. Sie antworteten mir nur mit Bitten und Flehen, den Jungen zu heilen, da alles vergeblich sei, was sie probiert hätten. Ich antwortete ihnen der Wahrheit gemäß und auf ihre Frage hin, daß ich glaubte, der Junge würde bald

sterben. Der wahre Gott könnte ihn zwar leichtlich gesund machen zu diesem Leben, aber da sie das Große nicht achteten, wüßte ich nicht, ob er ihnen das Kleinere gewähren wollte. Aber ich wollte ihn bitten, den Jungen zu heilen, so es sein weiser Wille wäre. Ich selbst könnte gar nichts tun. — Ich bat auch den HErrn inbrünstig, sich zu beweisen und ihre Seelen von des Teufels Banden zu erlösen.

**Eine junge Witwe.**

So ging ich. Unterwegs traf ich den Bruder, der mir nicht mehr von der Seite wich, mich mit Tränen und Bitten drängte, Gott zu bitten für den Knaben, und mich wohl hundertmal fragte, was ich dächte, ob es zum Tode sei, obwohl ich ihm ebenso oft gesagt hatte, ich glaubte, es sei zum Tode. Ich entließ ihn mit dem Rat, den Knaben auf einer Bahre ins Hospital nach Tanjore zu schaffen, an dessen Vorsteher ich einen Brief zu geben versprach.

Sie haben es nicht getan; denn ein paar Tage nachher erhielt ich hier die Nachricht, daß die Geschwülste sich geöffnet haben und der Knabe viel besser sei. Und daß alle Leute sehr wünschten, noch einmal eine Predigt zu hören. Weiter nichts Näheres.

Über diesen Sachen war die Sonne unter- und der Mond aufgegangen. Ich trank meinen Tee und hatte noch Plackereien mit unserm Landpächter dort. Um zehn Uhr fuhr ich ab, sehr, sehr müde, aber sehr froh und fröhlich. Ein Mann ging noch 15 Meilen mit, um den Weg zu zeigen; mit dem redete ich noch viel. Und seinen Dank zeigte er dadurch, daß er durchaus nichts für sein Mitgehen annehmen wollte.

Aber, aber — ein armes Menschenherz ist leicht versucht zu fragen und zu sagen: gar keine Frucht, o HErr? Doch die Sache ist des HErrn. Auf unser Aussäen haben wir nicht zu pochen. Und können andere der Wahrheit gemäß sagen, daß sie viel gesät und gearbeitet haben — ich leider nicht.

### 2. Wie ein vornehmer Heide sich zur Kaste stellt.

Von Leuten, die der reformierten Kastenpraxis huldigen, ist die Behauptung aufgestellt worden, daß, wenn Christus als Paria geboren wäre, kein Kastenmann mit ihm gegessen haben würde. Solche Behauptung ist für eine Widerlegung eigentlich nicht gemacht, denn es hört dabei, wie man sagt, alles auf. Doch möchte folgende Geschichte dartun, daß die Sachen anders liegen.

Kornelius und Njanamuttu waren im Januar 1874 auf eine zehntägige Predigtrunde gesandt. Am entferntesten Punkte, nachdem sie einen Weg von 60 bis 70 Meilen zurückgelegt hatten, kamen sie zu dem Hause eines reichen und angesehenen Heiden aus hoher Kaste. Sie sagten, daß sie vom Missionar von Pudukottai ausgesandt seien, das Evangelium zu predigen, ein Tun, das vom wahren und einigen Gott geboten sei.

„Sagt an", war die Erwiderung.

Es sammelte sich eine Gruppe von allerlei Leuten noch um sie, außer dem Hausherrn, und Kornelius nahm das Wort.

Er sagte: „Weit verbreitet, o Herr, ist der Ruf deiner Barmherzigkeitswerke, und dein Name wird mit Lippen der Ehrfurcht genannt; darf ich dich fragen, warum du solche Werke tust?"

„Aus keinem andern Grunde, als um mir die Gunst des Allmächtigen zu erwerben und das Ufer des Lebens zu besteigen."

„Es ist, o Herr, dein Ziel das höchste und beste und dein Tun ein löbliches. Aber zürne deinem Knechte nicht, wenn ich dir sage, daß du trotzdem damit weder die Gunst des Allmächtigen noch die Seligkeit je erlangen wirst."

„Deine Rede ist seltsam. Wenn nicht durch Wohltun, wodurch sonst soll ich die Seligkeit erlangen?"

„Lege, Herr, die herzliche Begierde deiner Seele in diese Frage, so wirst du durch die Antwort Sättigung empfangen", sagte Kornelius und hob an, von des Menschen geistlichem Tod und völligem Unvermögen zu reden. „Kann ein an Händen und Füßen Gefesselter auch irgend etwas tun, einem reißenden Tiere zu entrinnen? Werden all seine schwachen und eitlen Versuche ihm etwas nützen?"

Aber der Mann bestritt alles das, konnte nicht einsehen, in welchen Fesseln er läge.

Da redete Kornelius scharf von des Menschen Sünde, von dem verzehrenden Feuer des Zornes Gottes, von Hölle und ewiger Verdammnis — „und Zittern und Angst befiel den Mann, Herr", sagten mir nachher Njanamuttu und noch ein anderer Zeuge dieses Gesprächs. Und lange, lange redete Kornelius von der Gnade Gottes in Christo JEsu.

Da sagte der Heide das hier so volkstümliche Wort der Emmausjünger: „Bleibt bei mir, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt — ich will euch Wasser geben, eure staubigen Füße zu waschen, und ihr sollt unter meinem Dache mit mir essen und trinken und ruhen, und morgen sagt mir mehr von diesen Worten von Christo."

„Nein, Herr", sagte Kornelius, „unsere Reise ist uns vorgezeichnet und — ich bin ein Paria."

Der Mann war erst etwas verdutzt, sagte aber dann: „Solches sage nicht; das Wort deines Mundes und die Weisheit deines Herzens erhebt dich weit über mich. Komm, iß mit mir, und meine Frauen sollen dir Wasser gießen."

„Du bist gütig, Herr, aber vielleicht würde dich morgen reuen, was du heute getan hast. Glaube an das Evangelium, folge Christo, das ist meine beste Speise. Ich gehe, Herr."

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

### Vier Tage auf Heidenpredigt im Pudukottailande.

Es war einmal an einem Donnerstag um Mitternacht, als ich mich nach kurzer Ruhe erhob und einen ungeheuren Alarm schlug. Nun, der war nicht so bös gemeint — aber sonst wären Fuhrmann, Koch, Wächter (der schläft vortrefflich des Nachts) und sonst noch allerlei Leute nicht aufgewacht. Und aufwachen mußten sie ja doch. Denn der Reisekarren stand völlig gepackt vor der Tür, und es sollte nach Koteikarenpatti gehen. Also ich schlug Alarm. „Herr, ich bin schon da!" rief der Fuhrmann und schlief weiter. Der Koch steckte Licht an, und der Wächter sagte „Hmmmm!" und drehte sich einmal um. Aber ich war hartnäckig und kam richtig um halb zwei Uhr fort. War um zehn Uhr (Freitagmorgen) an Ort und Stelle. Nebenbei bemerkt, war das der 11. Dezember 1874.

Schon acht Tage vorher hatte ich meinen unermüdlichen Kornelius hingesandt, um mit dem dasigen Katecheten Njanarettinam den Heiden zu predigen. Unser lieber HErr wußte, warum er je zwei und zwei aussandte. „Er kennt das arm Gemächte." Ich mag auch nicht gern allein ausgehen. Die beiden erwarteten mich erst abends und waren deshalb nicht da bei meiner Ankunft, eine Wahrnehmung, die mich recht zufriedenstellte. Man macht oft entgegengesetzte. Sie waren schon mit Tagesgrauen auf ein entferntes Dorf zum Predigen gegangen, und die gute alte Großmutter des Katecheten jammerte, daß sie noch nicht einmal gegessen hätten — nämlich die beiden. In der Kapelle dort habe ich ein kleines Zimmer und ein Bett (ein Holzbrett mit vier Beinen) und ein Tischlein und einen Stuhl — nicht ohne Wanzen alles — und ein Baderäumchen und eine kleine Küche. Und zunächst wußte ich nichts Besseres zu tun, als mich schlafen zu legen, denn ich hatte Kopfweh. Und als ich emporfuhr — nicht ums Morgenrot, es war zwölf Uhr mittags — standen die beiden an meinem Lager.

In einem Dorfe nahebei wohnt ein Verwandter meines Rajah, ein großer und reicher Herr, dem drei Dörfer mit Haut und Haar gehören. Der heißt Renganadasamirajer. Er ist noch ein ziemlich junger Mann, aber alterfahren in allerlei bösen Dingen. Gott der HErr hat ihm vor einiger Zeit beide Beine verdorren lassen, ganz

plötzlich. Und obwohl ich den Spruch vom Kamel und vom Nadelöhr kenne, habe ich doch auch die Antwort gelesen, die der HErr JEsus den Jüngern gab, als sie sagten: „Je, wer kann denn selig werden?“ Item, ich dachte, ich will einmal zu dem gehen. Durch so einen Besuch wird man unter Umständen auch gleich fünf Meilen im Umkreis bekannt samt dem, was man gesagt hat. Und das ist auch etwas. Also ich ging. Erst in die Schule des Ortes und sandte unterdes meinen Katecheten in den „Palast“ zur Anmeldung. Die Anführungszeichen hätten eigentlich wegbleiben können von „Palast“, denn es ist wirklich ein hübsches, stattliches Haus und sehr nett und rein. Bald wurde ich geholt. Leute genug waren da zusammengelaufen, aber der Empfang war doch schlecht: der edle Herr hatte mir buchstäblich den Stuhl vor die Tür gestellt, meinte wohl, ich sollte so von außen hinein reden. Was er sich eigentlich dabei dachte, weiß ich nicht recht, jedenfalls *nicht*, daß er nicht wert sei, daß ein Diener Christi unter sein Dach komme. Wie dem immer sei — ich guckte den Stuhl an und sagte: „Stellt den mal eben mitten in die Halle hinein!“ half auch noch ein wenig nach und setzte mich dann und sagte: „Eine sehr schöne Halle und luftig, gut so.“ Der gute Herr sah mich ganz erstaunt an und schaukelte sich verlegen auf seinem Hängebette hin und her, das mit vier Ketten am Dach befestigt war. Er war aber sehr gnädig, und auf meine desfallsige Frage sagte er, daß er ganz bereit sei, mich anzuhören.

Ich sagte erst ein wenig etwas Einleitendes, Freundliches, Höfliches; wurde aber dann ernst und fragte ihn, ob er auch, wie so viele, an dem vergänglichen und elenden Gut dieser Welt klebe mit Leib und Seele, oder einen Blick habe, der in die Ewigkeit zu schauen trachte. Die Antwort drauf war erst ein verlegenes “hem, hem!” und dann fragte er, ob ich meine Brille immer aufhabe. Nachdem ich ihm hierauf gehörig Bescheid gegeben hatte, kam ich wieder auf meine Frage zurück und sprach ein wenig von einem Ruhefinden der Seele in Gott, das nötig sei. Nun saß da so ein alter Onkel des Hausherrn, der fing folgendermaßen an: „Was — Ruhefinden der Seele in Gott! Mit solchen Sachen können Sie uns hier nicht kommen. Ihre Missionsdiener haben uns neulich schon so etwas erzählt. Nicht als ob das alles nicht gut sei, aber es ist nicht für *uns*. Man sät nicht Reis auf Steinboden. Hier ist alles Lüge,

Schufterei, Spitzbüberei, Gemeinheit, Greuel, Sünde und Schande.“ (Es tut mir leid, daß ich euch nicht dies im ordentlich donnernden Bergstrome tamulischer Rede sagen kann!) „Das mag für Sie und Ihresgleichen gut sein — dafür behalten Sie es!“

Der Mann war ordentlich unwillig, und es machte auf mich einen eigentümlichen und durchaus nicht ungünstigen Eindruck. Ich sagte: „Sie haben recht und reden aus Erfahrung. Aber darin sind

**Wie der Tamule trinkt.**

Sie im Irrtum, daß das ‚Ruhefinden‘ nichts für Sie sei. Ich denke, das ist Ruhelosigkeit im höchsten Grade, was Sie da sagen, und gerade für Müde ist das Ruhehaus —.“

Ich ging dann, um allen gerecht zu werden, auf handgreiflichere Dinge über und redete von den Strafen solcher Sünden, Krankheit, Tod, Verdammnis. Sagte dann, auch wir Christen seien Sünder und dieser Vergänglichkeit unterworfen. Aber da träte unser „Weg“ ein und wandelte alles, was dunkel sei, in ewiges liebliches Licht. Besonders redete ich von Tod und Ewigkeit und stellte den der Gott-

losen und den der Gerechten gegenüber, und der Gegensatz fiel in die Augen, obwohl ich nicht Jung Stillingsche Phantasien hege. Wir hatten lange geredet. "Hem, hem!" hatte der Reiche gesagt. „Haben Sie je einen Toten wiederkehren sehen?" fragte der Onkel, und Njanarettinam sagte: „Ja! JEsum Christum, unsern Heiland." Und dann meinten die Leute, wenn man nur das höchste Wesen anbetete, einerlei auf welchem Wege, so würde man ja wohl selig.

Da erhob sich vor der Tür eine Stimme, laut und scharf, und was sie sagte, war licht und hell.

Es war die des Kornelius. „Nun wollt Ihr das höchste Wesen anbeten, deren Gott der Bauch und Heiland der Mammon ist! — Das höchste Wesen ist in Christo, dem, der für verfluchte Sünder sein Leben gegeben hat, und in ihm, durch ihn will Gott erkannt und verehrt werden —." Der Onkel wollte bös werden; ich sagte: „Der sagt ja nur, was Sie vorher selbst gesagt haben." Nun war es Zeit zum Aufstehen — eine besondere Wissenschaft des Heidenpredigers, die zu erkennen —, und wir gingen.

Das war am Freitagabend passiert, und als wir nach Hause kamen, war es sehr spät und dunkel. Am Sonnabendmorgen in aller Frühe hatte ich Beichte und Absolution mit 35 Gemeindegliedern. Nachdem die fertig war, fuhren wir wieder auf die Heidenpredigt und fanden auch eine Anzahl alter Leute unter einem schattigen Tamarindenbaume versammelt. Es waren aber zu meiner Enttäuschung keine Heiden, sondern Römer, so daß ich sagte, wir wollten weitergehen. Aber die Leute meinten, ich sollte nur ein wenig zu ihnen reden.

„So", sagte ich, „soll ich reden? — Seht, wenn Heiden Götzen anbeten und in Blindheit herumlaufen, so ist das eben heidnisch; aber schrecklich ist, daß auf den Namen des dreieinigen Gottes getaufte Christen Christo die Heilandskrone rauben und sie toten Heiligen und guten Werken aufsetzen."

„Unsere Priester lehren so", sagten sie.

„Eure Priester lehren so und müssen so lehren, denn sie sind gesalbt zum Dienste dessen, der in Schlangengestalt Adam und Eva besuchte und sie von Gottes Wort abführte, dessen, der Christum ans Kreuz gebracht und nun als Widerchrist sein Wesen hat bis zum Jüngsten Tage. Sie sind Wölfe, die die Schafe zerreißen —."

Das sollte ich beweisen. Ich bewies es aus dem ersten Gebot und dem Glauben, den ich sie selbst hersagen ließ.

Sie wären zu ungelehrt, mit mir zu streiten; ihre Priester hätten alles zu verantworten.

Ich sagte: „Ich will gewiß mit euch streitend nicht Ehre einlegen, ihr armen Leute; aber ihr müßt wissen, was ihr glaubt, und eure Priester werden nichts anderes zu euch sagen am Tage des Gerichts als: Da seht ihr zu! Ihr sollt eure Priester nicht hören, ihr sollt auch mich nicht hören, sondern Gottes Wort."

„Wie das erkennen?"

„Aus der Schrift."

Ob ich auch vor ihnen mit ihrem Priester disputieren wolle?

„Mit tausend Freuden — aber er nie mit mir; denn seine Torheit würde stinken."

So redeten wir viel und scharf. Denn es ist mein Grundsatz nicht, Römer aufzusuchen; fragen sie mich aber, wie hier, aufs allerschärfste zu zeugen.

Als ich gegangen war, liefen die Leutlein zu ihrem zwei Meilen entfernten Priester und erzählten ihm das. Der sagte, ich sollte nur kommen, und er wolle mir Bescheid sagen. Aber der Mann kann weder 1. Englisch, noch 2. Tamulisch, noch 3. Lateinisch (von welchem ich freilich auch bekennen muß, daß ich nunmehr viel vergessen habe und zungegebunden bin; denn daß unser alter Direktor auf dem Gymnasium mit uns latine sprach, ist sehr lange her). Also was machen? Ich hatte schon die Vulgata bereit, ihn damit zu bestürmen — aber der gute Mann ist sicher.

Frucht dieser Predigt übrigens war, daß alle jene Leute ihre Kinder in unsere Schule anmeldeten und sich zu Schulgeldzahlung verpflichteten.

Um zwölf mittags waren wir in heißer Sonne nach Hause gekommen und gingen um vier Uhr wieder aus auf ein ziemlich entferntes Dorf, und zwar ließen wir uns da in einem Tempel Subramaniens, des Kriegsgottes, nieder. Leute kamen herzu, setzten sich, und ich redete über das erste Gebot und über die Sünde. Darüber wurden wir ziemlich einig. Dann kam die Frage der Sündentilgung, und ich zeigte ihnen das heilige Bild unsers HErrn JEsu Christi, seinen Tod und seine Auferstehung, und sagte, daß auf ihn der Welt

Sünde gelegt und durch ihn getilgt worden sei. Da sich die Leute auch damit einverstanden erklärten, redete ich von Buße und Glauben und „von der Gerechtigkeit und Keuschheit und dem zukünftigen Gericht". Da fingen sie an, sich zu entschuldigen —: „Die Welt! — —." Kornelius sagte, wenn einer süßen Honig begehre, so dürfe er die Höhe des Baumes und etwaige Bienenstiche nicht fürchten. Da meinten sie: „Es wird dunkel, und Ihr Weg ist weit."

Das war Sonnabend-Abend. Am Sonntagmorgen hatte ich Privatbeichte und Gottesdienst mit Abendmahl. Wie hat sich diese Gemeinde schon verändert, seit der tüchtige treue Njanarettinam

**Landung.**

da ist! Die Leute kommen rechtzeitig und ordentlich zur Kirche, und die Widerspenstigen werden von einer Gemeindeversammlung ermahnt und gestraft. Auch hat er der ganzen Gemeinde durch die Bank die sechs Hauptstücke, die „erste Milch christlicher Lehre" (ein herrlich Büchlein in Frage und Antwort) und das Kirchenjahr beigebracht, so daß sie schön antworten. Sonntag für Sonntag und Andacht für Andacht hat er die Leute gelehrt auf seine köstliche, derbe Weise, die dabei doch ehrerbietig ist. Köstlich hausbacken und ad hominem und anregend sind seine Erläuterungen und Erklärungen. Am Sonnabend-Abend saß ich in meinem Stüblein und hörte mit Entzücken zu, wie er in der Kapelle die versammelte Gemeinde examinierte.

Abends fuhren wir wieder auf ein einige Meilen entferntes Dorf, das Perambur heißt. Dort ist ein niederer Gerichtshof, und im Gerichtshof postierte ich mich. Man brachte mir höflich einen Stuhl, und die Halle füllte sich bald mit Brahminen und vielen andern. Einer brachte einen großen Geldbeutel voll Geld mit, und ich fragte, was er wohl dächte, daß die Seligkeit koste.

„Ha, ha, ha!"

„Manche Leute", fuhr ich fort, „sorgen nur für dies Leben, aber sich nun jenes zu bemühen, ist die Hauptsache."

„Hi, hi, hi!"

„Na, na! Ist euch das so etwas Außerordentliches? Brahminen? Wedakundige?"

„Ja, es gibt Brahminen, die der Weden kundig sind."

„Ihr nicht?"

„Wir", lautete es lang gedehnt, „haben zu viel zu tun."

„Nun, wir wollen sehen", sagte ich, „es gibt auch unter euch Leute, die ihre Ohren nicht wahrer Weisheit verschließen; ich habe schon manche gefunden dieser Art. Ich pflege die Dörfer zu besuchen und dahingehende Gespräche anzuknüpfen — — ich will euch nun einmal eine Frage stellen und sehen, wer die beantwortet: Was ist der Schatz aller Schätze?"

„Das wissen wir nicht", meinte einer (ein Brahmine), „der Sehrweisaren" (ein angesehener reicher Mann aus einer Sudrakaste) „muß her, der wird auf alle Fragen antworten."

„Gut, holt ihn!"

Während der geholt wurde, sprachen wir über gleichgültige Dinge. Es dauerte mir aber dessen Kommen zu lange, war mir auch zweifelhaft, und so stellte ich die Frage noch einmal: „Was ist der Schatz aller Schätze?"

„Mukti", sagte ein Brahmine, das heißt, Seligkeit.

„Richtig", sagte ich; „doch wie kriegen wir sie?"

„Durch wahren Gottesdienst", antwortete derselbe.

„Auch richtig", sagte ich, „durch Gottesdienst. Aber nun seht: Gott, der HErr aller Welt, der alles geschaffen hat und vollkommen und heilig ist — warum hat der den Menschen so miserabel gemacht? Krankheit, Tod, Not, Armut, Unzufriedenheit, böses Gewissen, Unsicherheit, Angst, Mißtrauen und noch sonst ein ganzes

Heer Übel — das sind alles miserabele Sachen, mit denen der Mensch bekleidet ist, wie mit einem Gewande, nur daß er es nicht ausziehen kann, wie ein solches. Warum hat Gott den Menschen so geschaffen?"

Der Brahmine sagte: „Gott hat den Menschen nicht so geschaffen."

„Nicht? Wir bringen doch das alles von Mutterleibe mit? Wie ist's denn?"

„Das ist durch die Sünde gekommen", sagte mein wackerer Mann.

„Recht so! durch die Sünde und den Zorn des heiligen Gottes."

Ich erzählte nun ein Beispiel von mir selbst. Nämlich ich sei auf ein paar Diener wegen eines Vergehens bös geworden, und da haben sie nicht eher geruht, als bis sie —

„Vergebung erhalten haben", rief der Brahmine.

„Ja", sagte ich, „denn erst dann konnten sie hoffen, von mir wieder Gutes zu erhalten. So ist's auch mit uns. Gott zürnt ob unserer Sünde, und sein Zorn frißt an unserm Leben, wie wir sehen. Also — was ist der Schatz aller Schätze?"

„Vergebung der Sünden", rief ein voller Chor.

„Wie kriegen wir die? An dieser Frage und ihrer rechten Beantwortung hängt Tod und Leben", rief ich und zeigte den Widerspruch in sich selbst, wenn jemand sagte, daß man sich Vergebung erwerben könne, was uns Verderbten auch unmöglich sei.

Nun erzählte jener Brahmine eine lange Geschichte von einem gewissen Jäger Válmigen, deren Kern war, daß Gott selbst eine Art zeigen müsse, ihm zu gefallen (die Art war in diesem Falle furchtbar dumm). Ich nahm das auch an und sagte: „Gut, Gott selbst muß uns zeigen, wie Vergebung der Sünden zu erwerben, item, zu erhalten sei."

Da kam der erwartete Sehrweikaren, ein alter freundlicher, liebenswürdiger Herr, mit einem so netten Gesicht, daß man ihn notwendig lieb haben muß, aber die Stirn voll Siwa-Asche. Der führte nun ausschließlich das Gespräch mit mir. Ich rekapitulierte alles Gesagte und stellte die letzte Frage noch einmal an ihn: „Wie kriegen wir Vergebung der Sünden?"

„Dadurch, daß wir den Gurus (Priestern) folgen", sagte der.

Das kam mir fast unerwartet, und ich fragte: „Wie so?"

„Dadurch, daß wir uns von den Gurus sagen lassen, was Gott will, das wir tun sollen, und was die Geistesrichtung ist, die Gott von uns fordert."

„Schön", erwiderte ich, „nun handelt es sich nur darum, ob die betreffenden Gurus wahre oder falsche sind."

Der Mann verstand mich nicht, meinte, ich redete von der sittlichen Charakterbeschaffenheit der Gurus, und sagte deshalb: „Wie die Gurus auch immer sein mögen, wenn ihre Lehre nur die rechte ist, so müssen wir sie hören."

**Der Rajah von Pudukottai fährt spazieren.**

„Sicherlich", sagte ich; „aber nun sieh! Ich bin ein Guru, und Ihre Brahminen" (die umsitzenden Herren spitzten die Ohren) „wollen Gurus sein. Meine Lehre ist ihnen völlig entgegengesetzt — wer hat nun die rechte?"

„Wenn Sie", sagte mein Sehrweikaren, „römischer Katholik sind, so sind Sie kein rechter Guru, so viel weiß ich."

„Römischer Katholik bin ich nicht; römische Katholiken sind solche Leute, die die rechte Gotteslehre in den Schmutz teuflischer Lüge getreten haben; ein solcher bin ich nicht. Sagen Sie mir, was Sie für das Kennzeichen eines wahren Gurus halten, dann wollen wir sehen."

Darauf antwortete der alte liebe Mann folgendes: „Wir Menschen vermögen Gott den Höchsten, sein Wesen und seinen Willen, nicht zu erkennen. Ein rechter Guru ist der, der, von Gott selbst gelehrt, uns Gottes Willen verkündigt. Hören Sie ein Gleichnis. Ein Mann, den ich gerne sehen und sprechen wollte, steht auf meinem Dache. Wie komme ich zu ihm? Doch durch Treppenstufen, die zu ihm führen. Solche Stufen sind die rechten Gurus."

„Ja", sagte ich, „lieber alter Herr, solche Stufen sind die Gurus. Von Gott gelehrt, lehren sie die Völker. — Erlauben Sie nun, daß ich Ihnen den Quell und Ursprung aller rechten Lehre und den rechten einigen Guru vor die Seele führe, dann werden wir uns leichtlich einigen, welche die rechten Gurus sind. Es dreht sich alles um das Mittel, Vergebung der Sünden zu erhalten, wie wir schon gesehen haben."

Nun ging ich aus von unserer Sünde und Blindheit und Gottes Zorn, über welche Punkte wir uns schon vorher geeinigt hatten. Und dann redete ich von dem Reislein des HErrn, das aus dürrem Erdreich, von einer Jungfrau geboren, aufschoß, und malte das heilige Bild unsers HErrn JEsu den Leuten vor und sagte, daß auf ihn der Welt Sünde gelegt sei, die er gebüßt habe durch Leiden und Sterben, und wie Gott die Vollendung dieses Werkes durch die Auferweckung seines Sohnes besiegelt habe, und wie nun im Namen JEsu Vergebung der Sünden allen Völkern gepredigt werden müsse, und wie sich aller Kniee in seinem Namen beugen müssen. Der alte Herr und alle Anwesenden lauschten gespannt, zeigten ihr Verständnis durch allerlei Fragen und Antworten, und wahrlich! ich entsinne mich nicht, je mit solcher Freude und Freudigkeit Heiden gepredigt zu haben.

Nun, auch hier war das Ende, daß — wir gingen. Und weiter können wir auch nichts tun, als daß wir säen. Fleisch und Blut ärgert sich, wenn's nicht gleich aufschießt. Soll aber Fleisch und Blut das Wort haben und recht behalten? Ich habe auch Stunden des Zagens —. Aber Mark. 4 sagt der HErr alles Säens und Gedeihens selbst: „Das Reich Gottes hat sich also, als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und steht auf Nacht und Tag, und der Same gehet auf und wächset, daß er's nicht weiß." Also er geht auf, aber so, daß der Säemann es nicht weiß. Auch hat

man erst nach vielen Jahren treuer Arbeit eine Art Recht, nach Frucht zu schauen. Auch ist manches pures Unkraut, was für Frucht gehalten wird. Also sehen wir nicht, sondern säen und glauben.

Abends spät war noch Gottesdienst in der Kapelle, und am andern Morgen um zehn Uhr wollte ich mit Kornelius und Njanarettinam auf der Nachhausefahrt einen Wochenmarkt besuchen. Es regnete aber heftig; und da fiel noch eine komische Scene vor. „Es regnet, Herr", sagte Njanarettinam mit ahnungsvollem Gesicht. Ich sagte aber nur: „Gut." Eine halbe Stunde später kam er wieder und sagte: „Es regnet, und wir haben noch nicht gegessen, Herr." Ich sagte: „Noch nicht gegessen? O weh, wenn ihr nicht zur rechten Zeit fertig seid, gibt's ja Strafe." (Das ist bei mir — ich gestehe — Brauch.) Nun, um zehn Uhr, als ich einstieg und es heftig goß, standen meine beiden Gefährten doch fröhlichen Antlitzes bereit, mitzugehen. Da sagte ich aber: „Bleibt nur da." „Warum?" „O, es regnet zu sehr, ich wollte nur eure Energie prüfen." Da blieben sie auch ganz zufrieden da, und ich fuhr nach Hause.

Kornelius bleibt noch eine Woche zur Heidenpredigt dort, wie er überhaupt monatlich 15 Tage in einem Stück auswärts ist. An den andern 15 Tagen begleitet er mich.

---

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

### Heidenpredigt in Kudumiamalei.

Dieses verzwickten Namens Bedeutung ist „Zopfberg", und so heißt ein 15 Meilen von hier entfernter Ort, der am Fuße eines Felsenkegels liegt, in dem eine berühmte Siwa-Pagode und andere Heiligtümer sind, auch Scharen von Brahminen, kugelrund-bäuchigen, und Tempeldirnen, jener steter Konsorten. Dort pflegte der König von Pudukottai früher — von seinen Jagden auszuruhen; nun, seit er nicht mehr jagt, geht er so hin, um — seinem Götzen zu dienen. Woher jener Name? Denn es ist offenbar, daß es ein Kâranapér ist, wie die Tamulen sagen, das heißt, ein Name, der von einem bestimmten Faktum her entstanden ist. Und so ist's hier. Nämlich einst kam, so erzählt die Legende des Tempels, ein König in die

Pagode, anzubeten. Nun ist's üblich, wenn ein König anbetet, so kriegt er von den Blumen, mit welchen der Gott geschmückt ist. An jenem „Einst" indes hatte der Priester unglücklicherweise die heiligen Blumen einer Dirne umgewunden und war also in Verlegenheit.

Lief zu ihr und sagte: „He, Dirne, die Blumen her, daß ich den großen König damit bekränze!"

Eilig wurden die Blumen aus dem Haar und von dem Hals des Mädchens genommen und dem Priester gegeben; der hing sie dem Gotte und vom Gotte dem Könige an.

„Sami", sagte der König, „hier ist ein Haar in den Blumen, woher kommt das?"

„O König, das ist aus des Gottes Zopf."

„Was? der Gott, der von Stein ist, soll einen Haarzopf haben?!"

„Morgen, o König", sagte der Priester, „will ich dir es zeigen."

Und als er allein mit dem Gotte war, der „heilige" Spitzbube, warf er sich vor ihm nieder, betete und sprach: „O Siwa, Siwa! Ochsenreiter, Kálitänzer! großer Gott und Ende aller Dinge! hilf mir aus dieser meiner Not und mache meine Lüge wahr, o Siwa!"

Und siehe! Siwas steinernes Antlitz erhellte sich zu freundlichem Lächeln, sein Mund öffnete sich und sprach: „Morgen soll deine Lüge wahr werden."

Am Morgen kam der König, den göttlichen Zopf zu sehen, und zagend der Priester, zagend, ob auch der Gott nicht gelogen habe. Aber nein! ein gewaltiger Zopf war dem steinernen Scheitel entsprossen. Es staunte der König, und Betrug witternd, sandte er nach Kneifzangen, ein Haar auszuziehen, zu sehen, ob's auch wirklich im Kopf säße. Man zog, riß, ein Haar wurde entwurzelt, und ein Strom Blut sprang hervor und netzte das Heiligtum, es unnahbar machend. Alle beteten an, und die Ehre des Priesters war gerettet.

So sagt die „heilige" Legende des Ortes, und sie wurde mir mit „frommer Begeisterung" vorgetragen. Kann es greulichere Dinge geben?

Zu diesem Orte gingen Kornelius, ich und der Katechet von Wailocham am Sonntagnachmittag, den 17. Januar 1875. Wohl noch nie ist das Evangelium dort gepredigt worden. Ein rechtes, echtes Heidennest. Durch allerlei freundliche Straßen kamen wir auf

einen weiten Platz, in dessen Hintergrund die Pagode sich stattlich erhebt. Ringsherum gewaltige Mandapams, Säulenhallen, und Götzenwagen. An einer Seite eine mächtige „Kirche“ des Wickinēswara, des Sohnes Siwas, des Gottes mit dem Rüssel. Noch nie habe ich einen so großen Tempel dieses „Gottes der Wissenschaften und der Öffentlichkeit“ gesehen. In den weitläufigen buntsäuligen Hallen davor lernten an 50 Kinder, Knaben und Mädchen, und zu den Füßen des bekränzten Gottes saß ein alter beschmierter Schullehrer, Verse auf Palmblätter schreibend. Eine Tamulenschule bedeutet hier so viel als zu Hause eine Judenschule, woraus man auf das Getöse schließen kann. Ich trat ein, musterte die Kinder, unter welchen ich eine Schar netter Mägdlein von vier bis zehn Jahren sah, und schritt, um dem Getöse einigermaßen zu entgehen, bis in den Bereich heiliger Götzenstille und ließ mich, nahe bei dem Schullehrer, zu den Füßen Wickinēswaras nieder. Meine Leute blieben etwas scheu draußen stehen, doch ich rief sie, sich bei den Kindern niederzulassen. Der Herr Schulmeister meinte, weshalb ich mich da niederließe? eine Frage, die ich „nicht verstand“ und mit einem freundlichen „Schön!“ nur erwiderte.

Nun dauerte es gar nicht lange, so taten sich die Häuser und sogar der Tempel auf und entließen und entsandten Scharen von Männern, Weibern, Kindern, Brahminen und etwa einige Dutzend Tanzmädchen oder Tempeldirnen. Ich ersuchte sie alle, sich um mich her niederzulassen, welcher Aufforderung von dem männlichen Teil meines Publikums bereitwillig Genüge geleistet wurde.

Ich sprach nun zuerst meine Freude aus, daß auch Mädchen lernten in der Schule, wurde aber zu meinem Schrecken belehrt, daß die armen Kindlein zu Dēwadials oder Dēwadāsigel, das heißt, Gottesmägden, richtiger Tempeldirnen, ausgebildet würden. Ich legte mir diese Kunde für den weiteren Verlauf des Gesprächs zurück. Dann besah ich die Schulbücher, das heißt, Palmblattbündel, und als allmählich etwas Stille eintrat, forderte ich alle mit erhobener Stimme auf, eine Geschichte anzuhören, und erzählte in freier und tamulischer Weise das Gleichnis von dem unter die Mörder gefallenen Menschen und dem barmherzigen Samariter, Luk. 10, 30—37. Ich zeigte ihnen zunächst unser sündliches Verderben, von dem ich ja hier gleichsam „im höhern Chor singen“ konnte, und ich zeigte es

ihnen nicht nur „im allgemeinen“, sondern ganz deutlich und anschaulich; ich brauchte ja nicht weit nach Illustrationen zu suchen: die Tempeldirnen standen umher, und die kleinen Schlachtopfer — jene Mägdlein der Schule — saßen sehr nahe bei. Einem hohen Herrn wurde das zu handgreiflich, und er schüttelte sich wie ein Pudel und suchte die Sache von sich fernzuhalten dadurch, daß er die Dirnen schalt. Aber ich tat dem sofort Einhalt, indem ich sagte: „Wo keine Käufer sind, ist kein Markt, Alter! Du und dein verfluchter Götzendienst und deine unflätige Lust hat diese Dirnen zu dem gemacht, was sie sind.“

„Ja, Gott im Himmel“, sagte er, „es ist nicht allen Menschen beschieden, so heilig zu sein wie Sie.“

Ich sagte: „Wir, du und ich, sind ein Schlag. Aber Gottes Gnade hat mir gegeben, was sie durch mich euch nun, heute, anbietet: Vergebung der Sünden und ein neues Herz“ — und dann predigte ich den barmherzigen Samariter: Jesum Christum, gekreuzigt und auferstanden, und Öl und Wein, das er in unsere Wunden gießt, und die Herberge, darein er uns führt.

Nun erhob sich der Hauptbrahmine des Ortes, ein Mann von schärfstem Verstande und einer Folgerichtigkeit des Denkens, die mich in Erstaunen setzte und mir Freude machte. Zugleich besaß er seltene Ehrlichkeit, sowohl in Anerkennung gewisser Fakta als im Deutschherausſagen seiner Meinung und seiner Zweifel. Mit ihm hatte ich denn ein längeres Gespräch, etwa eine Stunde, dem die ganze Menge gespannt folgte, und bei dem wir beide uns so anstrengten, daß er und ich heiser wurden und in Schweiß gerieten.

Ja, das beiderseitige genaue Eingehen auf alles, was in Frage kam, ließ nichts zu wünschen übrig. Und soll das etwa nicht so sein? Soll der Missionar zurückhalten mit den klaren, schriftgemäßen und bestimmten Antworten, die unser kirchliches Bekenntnis auf viele der Fragen, die immer wieder vorkommen, schon gegeben hat? Freilich, man sagt oft, Konfession und ihre Markiertheit sei in der Heimat gut, nicht aber im Heidenlande, und es würde gar Entsetzen erregen, wenn Missionare „mit den lutherischen Bekenntnisschriften unter dem Arm zu den Heiden gehen“ wollten. Aber das ist ein unwürdiges Karikaturbild. Die Sache ist so: „Unter dem Arm“ darf man unsere Bekenntnisschriften freilich nicht bloß haben, aber im Kopf und im

Herzen und auf der Zungenspitze. Die, welche keine Konfession wollen, sagen, man solle nur die allgemeinen christlichen Wahrheiten den Heiden predigen. Nun, ich verachte die „allgemeinen christlichen Wahrheiten" gewiß nicht und hoffe zu Gott, daß die, die sie und nur sie predigen, etwas ausrichten zu Gottes Ehre. Aber deshalb verwerfe ich doch mit bewußter Entschiedenheit jene Forderung, man solle *nur* sie und sie „nur so allgemein" predigen. Wem sind denn die Schätze der Reformation gegeben? Nur etlichen Theologen etwa zur vornehmen Bemäkelung und als historische Antiquitäten, oder dem Volke zur Speise? Ja, gewiß, dem Volke zur Speise, daß die Seele „fett" werde in der Erkenntnis Gottes und seines Heils. Gewiß dem Volk, und den Theologen *fürs* Volk. Und „Volk" sind unsere Tamulen gerade so gut wie der Deutsche, wenn sie auch ein braunes Fell haben. Man mißverstehe mich nicht. Gerade mir, der ich dies schreibe und behaupte, ist noch nie vorgeworfen (seit ich Prediger bin), daß ich „zu hoch" predige; ich weiß recht gut, daß man nicht auf der Kanzel zu stehen hat, um über die Köpfe weg zu predigen, und bemühe mich, zum Volk in seiner Sprache und seinen Ideen zu reden, werde auch verstanden. Aber in all das kann man recht gut den Inhalt, und den *vollen*, ungeschmälerten Inhalt unserer Bekenntnisschriften füllen und dem Volke applizieren. Und **soll's**.

„Aber den *Heiden* kann man doch nicht damit kommen?!"

Den Heiden tut man zuerst die Augen auf, daß sie sehen, in welchem Kot sie sich wälzen, nämlich in dem Kot verdammlicher Sünden, und welche Treber sie fressen, nämlich die einer „dahingegebenen" menschlichen Weisheit und blinden Vernunft. Und dann erzählt man ihnen von Christo, der Welt Heiland, *der ihnen schon Rechtfertigung und ewiges Leben erworben und gebracht hat*, welche Güter ihnen nahe sind, *ganz nahe*, und ergreifbar in dem Wort, das dermalen ihre Ohren und Herzen umtönt, einschließt und durchdringt in Kraft des Heiligen Geistes.

So ist's doch recht — nicht wahr? Oder sind das nicht die rechten „allgemeinen christlichen Wahrheiten"? Jedenfalls sollte man doch nicht, wie häufig geschieht, in den Begriff „allgemein christlich" die Irrlehren Roms und aller Sekten und alle Einfälle moderner Theologen und Nichttheologen hereinziehen, oder nur das darunter verstehen, was von der christlichen Wahrheit *überbleibt*, wenn

man nur das sagen will, was nicht gegen obengenannte Irrlehren verstößt. Denn Gott den HErrn anzutasten in seinem heiligen Worte geniert man sich heutzutage nicht, wohl aber sehr, diesen und jenen großen Mann anzutasten in seinen Hirngespinsten. — Sind die „allgemein christlichen" Wahrheiten die wahren, so wird auch überall der volle Inhalt unsers lutherischen Bekenntnisses aus ihnen hervorleuchten, freundlich und klar und tröstlich, und ganz hervortreten — bei Nachfragen.

Ja, bei Nachfragen, denn die Heiden Indiens sind nicht so dumm, daß sie sich „mit Allgemeinheiten" zufriedenstellen lassen, ohne näher nachzufragen und genauen Bescheid zu begehren. Das habe ich oft erlebt und gesehen, und dafür diene auch folgendes als Beweis.

Also jener Brahmine fing das Fragen an und fragte zunächst, ob alle Menschen gleich seien. Da er sich auf meine Predigt bezog, antwortete ich: Ja. Darauf folgte seinerseits ein schnelles Nein! und das begründete er so: 1. Das Christentum ist gut. Aber 2. nicht alle Menschen haben a) Gelegenheit, b) Einsicht, c) Kraft, es zu erfassen. Also sei ein Unterschied sowohl in der göttlich geordneten Position als in der sittlichen Beschaffenheit der Menschen. — Ich setzte ihm zunächst, um ihn selbst zu weiterem Fragen und Nachdenken zu veranlassen, die Lehre von der Erbsünde und ihren beiden Teilen, göttliches Mißfallen mit ewiger Verdammnis und sittliche Unfreiheit des Menschen, auseinander.

Seine nächste Frage war: „Was fordern Sie denn von uns!?"

Ich sagte: „Ich fordere nicht sowohl, als ich eröffne und gebe, nämlich" (die Güter, von denen ich gepredigt hatte) „Gottes Gnade, Erleuchtung der Vernunft und Freiheit des Willens. Und dann fordere ich im Namen Gottes, dem Heiligen Geiste nicht zu widerstreben."

Er: „Ich will die Gnade Gottes, aber ich sehe sie nicht. Wo soll ich sie ergreifen und wie?"

Ich: „Die Gnade Gottes ist dir gegenwärtig nahe. Sehen sollst du sie in dem Wort, das ich in Gottes Auftrage dir predige; ergreifen sollst du sie, als gegenwärtig, in demselben Wort mit **Glauben** von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen Kräften."

Er: „Warum soll ich glauben, so das Heil doch erworben ist?“

Ich: „Gottes Wille ist's so und unverbrüchliche Ordnung.“

„So schuldige ich dich“, schrie er roh fast und ohne mich „Sie“ zu nennen.

Ich: „Warum?“

Er: „Sie sind drei Jahre in Pudukottai; dies Dorf ist 15 Meilen nur entfernt; heute sind Sie zum ersten Male hier, und wie viele Leute sind seitdem gestorben ohne Ihr Wort!“

Meine Missionsdiener wollten mich verteidigen, aber ich sagte: „Ich gebe mich schuldig. Jene Leute wird Gott richten. Mich auch. Rede weiter!“

Er: „Sie meinen mich. Aber wenn ein Mensch nun nicht glauben kann?“

Ich: „Daß wir glauben können und wirklich glauben, gibt uns Gott.“

Er: „Darf ich denn nicht bei mir überlegen?“ (Hier wollte er mich fangen.)

Ich: „Überlege!“

Er: „Wenn ich aber im Geteiltsein, im Zweifel, im Überlegen sterbe?“

Ich: „So richtet der, der Herzen und Nieren erforscht und dein Innerstes erkennt. Es gibt keine völlige Unentschiedenheit — **vor Gott.**“

Kornelius erzählte mir nachher, bei der letzten Frage des Brahminen sei ihm ganz angst geworden, was zu antworten sei.

Er, der Brahmine, fragte noch, ob ich ihn sofort aufnehmen würde in meine Gemeinde, wenn er bekenne, zu suchen, aber noch nicht gefunden zu haben.

Ich sagte: „Ich bin ein Diener Christi. Und Christus breitet seine Arme nach dir aus. Also auch ich. Aber in den äußeren Verband der Gemeinde nehme ich dich erst auf, wenn du bekennst und ich glaube, daß du Erkenntnis habest.“

Damit stand ich auf und ging, von vielen gefolgt, bis vor das Dorf. Ich glaube nicht, daß der Brahmine mit „Allgemeinheiten“ zufrieden gewesen wäre.

# Vierundzwanzigstes Kapitel.

## Ende gut, alles gut.

„Mein lieber Jesudasen", sagte ich zu meinem Katecheten, „so hart es Ihnen auch fallen mag: wir müssen morgen nach Muttunadu. Kornelius soll sich auch bereit halten. Sagen Sie es ihm. Und bestellen Sie auf morgen abend sechs Uhr einen Wagen und gute Pasus."

Muttunadu, zu deutsch Perlenland, war, wie wir wissen, ein Filial von Pudukottai, und die Reise dahin eine von meinen Missionsdienern sehr gefürchtete. Denn es war nicht allein 40 Meilen entfernt, welche sie zu Fuß hinter meinem Wagen hergehend zurückzulegen hatten, sondern die letzten 20 Meilen Wegs waren öde Heide mit Salzsumpfboden teils und teils durch große Teiche führend. Und da über das alles ein Menschenschlag dort wohnte, bei welchem sie nicht essen konnten, da es eben ein anderer Menschenschlag war als sie, so krauten sich meine lieben Leute immer sehr bedenklich hinter den Ohren, wenn sie von der Tour hörten, wurden auch gerne „krank", um nur zu Hause bleiben zu können. Ich kündigte ihnen daher die Reise stets so spät wie möglich an und erkundigte mich gewöhnlich zuerst sehr teilnehmend nach ihrem Wohlbefinden, und wenn sie dann ahnungslos und freundlich mir versicherten, es gehe ihnen sehr gut, so hieß es: „Muttunadu!"

Zur festgesetzten Stunde stand der bekannte Karren vor der Tür und wurde gepackt. Gepackt? Ja, das heißt, es wurde eine dicke Lage Stroh hineingelegt. Hinten ward eine Kiste mit 18 Flaschen voll Trinkwasser mit Beiseiteschieben des Strohes auf den Boden des Karrens gestellt und auf diese eine andere mit Kochgeräten und Viktualien und Tellern ꝛc. Vorne wurde ebenso ein Koffer mit Kleidern, Talar, Abendmahlsgeräten und -Elementen placiert. Der Koch, Katechet, Kornelius, die Kleider hochgeschürzt, kamen an und hingen ihre Reisebündel am Wagen auf. Matratze, Kopfkissen und wollene Decke wurden auf das Stroh gelegt, und dann kroch meine Wenigkeit in den Wagen. Ich sah hübsch aus. An den Füßen hatte ich Schuhe mit dicken Sohlen, aber sonst von Segeltuch — sie sollten eigentlich weiß sein und waren es auch einmal gewesen. Meine Beine staken in

blauen Pumphosen. Ein rotes Hemd wallte über dieselben, um die Taille von einem Ledergürtel umschlossen, an welchem ein Tabaksbeutel hing, aber mit Zigarren, Messer, Feuerzeug gefüllt, und auf dem Haupte hatte ich ein Samtkäppchen — der Riesensonnenhut hing an der Seitenwand des Wagens. „Ottu!“ rief ich. „Hei!“ rief der Fuhrmann und ab ging's.

Um zwölf Uhr nachts kamen wir in ein Dorf. Die Bewohner desselben feierten ein kleines Götzenfest und waren noch auf. Ich ließ anhalten, stieg aus, nahm meine Zuckerdose und einen silbernen Teelöffel zur Hand, ließ die Männer und Jünglinge sich setzen und steckte jedem einen Löffel voll Zucker in den Mund. „Schmeckt's?“ „O ja.“ „Mehr kriegt ihr aber nicht.“ „Hm, na, es ist auch genug.“ „Aber eine Geschichte will ich euch erzählen.“ Und ich erzählte von der Schöpfung, dem Sündenfall, der Erbsünde, dem daraus entspringenden Heidentum, Gottes Zorn und Verdammnis, der Verheißung, der Geburt, dem Leiden und der Auferstehung Christi, der Vergebung der Sünden, dem Glauben, der Gotteskindschaft und dem ewigen Leben. Dann stieg ich, diese Saat Gott befehlend, in den Karren und fuhr weiter.

Gegen fünf Uhr morgens kamen wir nach Nedungudi, wo einer meiner Lehrer residierte und einer Heidenschule vorstand, das heißt, einer Schule, in welcher Heidenkinder im Christentum, sowie auch im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet wurden. Auch im Englischen. Und dieses letztere zog besonders, so daß sie *trotz* der Religion, die gelehrt wurde, die Schule besuchten. Angekommen, ließ ich mir im Schulzimmer ein Lager herrichten, schlief, wachte auf, badete, aß, prüfte die Schule, trieb Pachtzins ein — denn die Mission besaß da Ländereien — und predigte den Heiden. Da gab's aber Rede und Antwort, Einwurf und Widerlegung, denn die Heiden dort hatten das Evangelium schon oft gehört und „entschuldigten“ sich nun auf die Weise, wie im Evangelium zu lesen.

Abends ging's weiter. Aber schon um vier Uhr. Und mit Sonnenuntergang waren wir bei einem großen Dorfe angekommen, dessen Namen ich vergessen habe. Eine Strecke hinter dem Dorf war ein Hain mit einem Teufelstempel. Dicht dabei eine kleine Baracke, die früher zum Schulehalten gedient hatte, und ein großer, mächtiger Baum. Dieser Platz hat sich mit allen Einzelheiten tief in mein Ge-

dächtnis geprägt. Es war auch noch ein Teich dabei. Hier habe ich oft kampiert, aber stets nur bei Nacht, wenn die Feuer und Lichter des Teufelstempels glutrot leuchteten, wenn die Teufelspriester das Blut der Hähne und Böcke fließen ließen, wenn das eintönige Tam-Tam die klagende Klarinette begleitete und das betrogene Volk herzulockte. Hier kampierte ich auch heute. Unter den Zweigen des Riesenbaumes ließ ich ein Feuer anzünden, eine Matte ausbreiten und mein Mahl mir bereiten: Tee, Brot und einige Eier. Ei, wie schön war es da! Mond und Sterne blinkten durch die belaubten Äste, ein leiser, balsamischer Wind wehte dem heißen Körper Kühlung zu — doch eine indische Nacht läßt sich nicht beschreiben. Man muß den entsetzlich heißen Tag selbst und unter anstrengender Arbeit und rütteligem Fahren durchgemacht haben, um dann die süße Nacht mit ihren Erquickungen und Wohltaten zu genießen und so zu verstehen. Aber daß der Teufel mitten in dieser herrlichen Gottesnatur unter den Menschen sein Wesen trieb, daran brauchte mich die Schlange nicht zu mahnen, die durch die dürren Blätter raschelnd einen Frosch verfolgte: der nahe Tempel predigte das ja deutlich genug. Ich rief Kornelius.

„Kornelius, Gott hat Ihnen die Gabe des Gesanges in reichem Maße verliehen", so ermunterte ich; „singen Sie mit heller, schallender und doch weicher Stimme ein Loblied auf Christum, unsern Heiland. Rufen Sie das arme Volk von den Götzen und Teufeln zu Ihm."

Und Kornelius sang in tamulischer Weise und Zunge ein Lied, vom Geiste Gottes gelehrt.

„Was ist das Licht im Erdendunkel, im Sündengreuel, in Todesnacht? Was ist die Sonne, die ins Herz uns leuchtet und alles licht und helle macht? Wer ist der Held, der mit dem Satan streitet und die Gefangenen ledig macht? Wer ist das Lamm, das selbst sich opfert und ewige Versöhnung bracht'? Du bist, o JEsu, Licht, Sonne, Lamm und starker Held. Lob, Lob, Lob sei dir, o JEsu! — O JEsu, Licht in Teufelslüge, du einiger gerader Himmelsweg, der du uns ewiges Leben schenkest, des Wort uns ewige Genüge gibt, des Geist die Herzen zu dir neiget, des Arme uns umschlingen, des allmächtige Kraft uns wider alles, alles schützt: Lob, Lob, Lob sei dir, o JEsu!"

So etwa tönte es in die Nacht hinein und lockte etliche und mehrere und viele herzu. Und der Baum wurde ein Tempel, und bekehrte Heiden waren Prediger und Lobredner Gottes und Christi und blinde Heiden stille Lauscher. Einer aus letzteren, ein Polizeisoldat, hatte eben Opferblut getrunken, sein Gewand, mit dem er sich die Lippen getrocknet, war noch rot davon — das legte uns aus Gottes Wort genugsame Predigt in den Mund. Wir predigten von dem Lamme Gottes, das der Welt Sünde trägt, und von dem Blute Christi, das uns rein wäscht von allen unsern Sünden, und von seinem Tode, der uns Leben gibt.

Ob eine solche Predigt Früchte trägt? Gesehen habe ich nur wenige. Aber „die Sach' und Ehr', HErr JEsu Christ, nicht unser, sondern dein ja ist", singen wir.

Gegen elf Uhr legten wir uns in die alte Schulbaracke mit dem Vorsatz, um zwei Uhr aufzuwachen und weiterzufahren. Ja, meine guten Leute hatten diesen Vorsatz vergessen, sowie ihr erster tiefer Atemzug den Schlaf, der sich auf sie gesenkt, verkündete, und ich mußte wachen, das heißt, ich duselte so ein wenig und blickte alle halbe Stunden auf die Uhr. Um zwei Uhr machte ich Spektakel. Die Ochsen wurden eingespannt, ich stieg in den Wagen, die armen Schläfer gingen hinterher. Glaubst du, Leser, daß ich zu solchen Zeiten alle die, welche schön bequem im guten Bette liegen durften, herzinnig beneidet habe? Glaub's nur!

Und diesmal verirrten wir uns auch noch. Um sechs Uhr hätten wir am Ziele sein sollen, aber um zehn Uhr befanden wir uns noch auf dürrer Heide, die, mit spärlichem Kraut bewachsen und hin und wieder mit einer Gruppe Palmen besetzt, hie und da kleine Herden hungriger Ziegen nährte. Heiß brannte die Sonne hernieder und machte mich ganz flau und elend, denn ich hatte ja nichts im Magen. Endlich, endlich, gegen elf Uhr, kamen wir zur Missionskapelle von Muttunadu. Erwünschter Anblick! Und doch, fürwahr, es war nichts Liebliches an ihr zu erblicken. Einsam und verlassen lag sie in der Mitte zwischen drei Dörflein, die das Auge von ihr aus kaum erspähen konnte. Vier elende Lehmmauern, ein löcherbesätes Palmblätterdach, ein sumpfiger, salzhaltiger Fußboden, das war's, was sie war. Kornelius lief nach Stroh und schüttete es auf den Boden, und ich sank darauf. Der Katechet trieb Milch auf, die tat mir wohl.

Mein Koch kochte das Mittagsmahl. Alles drehte sich — was leibliche Versorgung anlangte, um mich elenden Menschen. Aber die Eingeborenen konnten auch mehr vertragen. War ich doch im Vaterlande schon ein gebrechlich Gefäß. Nachmittags sammelte sich meine kleine, arme, höchst traurige Gemeinde herzu. Was waren das für Leute? Ich kenne sie noch alle einzeln. Sinappen, ein Ehebrecher, der oft, wenigstens öffentlich, Buße getan hatte und immer wieder gefallen war. Maria, seine unfruchtbare Frau, die selbst ihm ein Kebsweib immer wieder beilegte. Saveriammal, dies Kebsweib, öfters, wie sie selbst sagte, vom Teufel besessen, übrigens die Ehefrau eines andern, den wir bald kennen lernen werden. Saverimuttu, ein roher, gutmütiger, unwissender Kerl, und seine Frau. Eine Witwe, Nondi Saveriammal, die sehr geschickt und geschwind auf den Händen lief, denn ihre Beine lagen verdorrt auf ihrer Brust, die Kniee bis ans Kinn in die Höhe gezogen. Noch eine Witwe, die stets gerne abfallen wollte. Ein junges Ehepaar, Muttu und seine Frau. Und dann noch Kinder, große und kleine, dieser Leute. Diesen predigte ich, aber ich hielt ihnen keine gelehrte Predigt. Die erste Milch, sehr tropfenweise, gab ich ihnen, ob doch der Heilige Geist durch dieselbe sie nähren wollte zum ewigen Leben. Nach der Predigt gab's Strafen, Ermahnungen, Aussöhnungen. Der Katechet, der dort stationiert war, war weggelaufen. Ich versprach ihnen, sie sollten den besten und treuesten aller meiner Leute haben, und sie erhielten ihn auch. Gott segne ihn für sein treues Ausharren auf diesem öden Platz, wo sonst keiner bleiben wollte!

Um fünf Uhr etwa ging ich in eins der drei Dörfer und erlebte da etwas, was, schrecklich und ermutigend zugleich, sich mir unauslöschlich samt allen damit verbundenen Umständen eingeprägt hat.

Als ich nämlich zwischen den Häusern einherging, hörte ich plötzlich eine schwache Stimme "Eya!" (Herr!) rufen. Ich sah mich um und sah mitten auf der Straße einen offenbar kranken Menschen liegen, in welchem ich, hinzutretend, Amarabadi, einen meiner Christen und den Mann jener Ehebrecherin Saveriammal, erkannte. Ein entsetzlicher Gestank verpestete die ganze Luft um ihn. Nackt lag er auf der Erde, nur ein zerrissenes schmutziges Tuch bedeckte ihn. „Was ist dir, Amarabadi, und warum liegst du hier mitten auf der Straße?" „Sie haben mich hierher gelegt", antwortete er. „Warum

habt ihr das getan?“ wandte ich mich an die herzueilenden Verwandten. „Hm, Sie sehen doch, daß man's im Hause nicht aushalten kann mit ihm, und er stirbt doch heute noch“, erwiderten sie und zogen das schmutzige Tuch von seinen Beinen weg. O Grausen! Seine Beine und sein Unterleib waren schon ganz verfault, tot und zerfressen, das Fleisch als Schmutz und Stank von den Knochen gefallen. Ja freilich, da war keine Hilfe, der Tod fraß ihn schon. Eine böse Krankheit, der Lohn seiner Laster, hatte ihn so weit gebracht. Schon lange war er nicht mehr zum heiligen Abendmahl zugelassen worden. „Was willst du von mir, Amarabadi?“ fragte ich. „Vergebung der Sünden und das heilige Abendmahl und die Seligkeit“, war sein Begehr. „Das sollst du haben“, sagte ich und sandte einen Mann in die anderthalb Meilen entfernte Kapelle, die Elemente und Geräte zu holen. Unterdes wollte ich ihn in sein Haus schaffen lassen, konnte es jedoch nicht durchsetzen. Er wollte es selber nicht. Er selbst begehrte der frischen Luft. Eine Menge Heiden sammelten sich herzu, während ich neben ihm saß und ihm aus Gottes Wort seine Sünde, Gottes Zorn und die ewige Verdammnis predigte. Er gab alles zu, er hörte und fühlte den Fluch Gottes an seinem Leibe und in seinem Geiste. Dann predigte ich ihm auch und vornehmlich das Evangelium, daß Christus auch alle seine Sünden getragen habe und herzlich geneigt sei, ihm alle seine Sünden zu vergeben und ihn selig zu machen, so er nur Christum nicht von sich stoßen wollte. Das wollte er nicht. Ich unterrichtete ihn auch von der Absolution und dem heiligen Abendmahl. Und er lauschte aufmerksam.

Der Mann kam mit den Sachen.

Ich zog meinen Talar an, ließ einen Reismörser umgekehrt neben den Kranken stellen, breitete ein reines Taschentuch drüber und stellte die Elemente darauf. Den Wein aber mußte ich in eine halbe Kokosnußschale gießen, die ich hinwiederum in den Kelch setzte, denn Amarabadi war tödlich giftig, und niemand würde nach ihm aus dem Kelch getrunken haben.

Ehe ich die feierliche Handlung begann, wandte ich mich zu den in Hunderten herumstehenden Heiden und sagte ihnen, daß sie zwar dabei bleiben dürften, aber ganz still sein müßten, keiner dürfe einen Laut von sich geben. So bildeten Heiden die Kirchenwände und der offene Himmel das Dach. Da lag der arme Schächer. Als ich ihn

bei der Beichte fragte, ob er ein Sünder sei, sagte er „Nein!“ mit lauter Stimme. Ich war ganz erstaunt, glaubte, der Teufel habe wieder alle Macht an ihm gewonnen. Aber er hatte mich falsch verstanden. Er meinte, ich habe ihn gefragt, ob er noch ein Gottloser, Ungläubiger sei — das wollte er verneinen. So sprach ich ihm denn Vergebung seiner Sünden an Christi Statt und gab ihm Christi Leib und Blut zur Versiegelung solcher Vergebung. Und was lag denn näher, als den versammelten Heiden zu predigen von Sünde und Verdammnis und Christi Blut und Gerechtigkeit? Es schien auch, als ob die Leute bewegt seien. — Am andern Tage starb Amarabadi mit dem Bekenntnis JEsu auf seinen Lippen. Man schaufelte dicht dabei ein Grab, schob die Leiche auf ein Tuch und zog sie, die man ja nicht anfassen konnte, auf dem Tuche, mit dem Tuche ins Grab. Da das aber voll Wasser stand, so mußte man den Körper mit Stangen niederhalten und Rasenstücke und Steine drauf werfen. Aber wir dürfen hoffen, daß in all dies Dunkel JEsus geleuchtet hatte und daß derweilen Amarabadis Seele an JEsu Brust selig ruhte. — So bringt der HErr im Heidenlande seine Ernte heim!

Ein fröhlicheres Bild, als das vorige war, stellt sich uns dar, wenn wir das Ende des Arulappen Pillay, eines Aspiranten des heiligen Predigtamts, betrachten.

Arulappen war bis zu seinem zwölften Jahr Heide, wurde mit seinen Verwandten getauft, in Leipziger Missionsschulen erzogen und für den Missionsdienst vorbereitet. Er wurde dann Katechet in seiner Heimat Pudukottai und als solcher der eigentliche Seelsorger der im Lande zerstreuten Christen und Pfleger der ganzen Mission daselbst, weil ja ein eigener Missionar in Pudukottai lange nicht stationiert war. Aber auch als dieses geschah, war er die rechte Hand und treue Stütze des Missionars. Ich war nur etwa ein halbes Jahr mit ihm zusammen. Im Herbst 1872 kam er nach Tranquebar in das theologische Seminar, ein schon gereifter Mann, Familienvater mit sechs Kindern. Drei Jahre lang lernte er fleißig und war seinem Ziele schon nah, als ihn eine schwere Krankheit befiel. Alle in Tranquebar versuchten Kuren schlugen nicht an. Man hoffte, daß die Luft seiner Heimat das Beste tun werde, meinte, die Seeluft — Tranquebar liegt hart an der Küste des Bengalischen Meerbusens — sei ihm besonders schädlich. So kam er Ende Oktober 1875 bei uns an,

ein schwacher, kranker Mann. Die Luftveränderung hatte aber nicht die gewünschte Wirkung.

Ende November war sein Ende nahe. Er lag in einem kleinen, nach eingeborener Sitte leeren Raume seines Lehmhauses auf einer über den Lehmboden gebreiteten Matte, ein kleines Kopfkissen unter dem Haupt, ein weißes Gewand über sich gebreitet. Ich hatte ihn alle Tage besucht und reichte ihm am 28. November das heilige Abendmahl, mit seiner Frau zusammen, wobei ich Ps. 23, 4 ihm auslegte, weil er immer über Todesfurcht geklagt hatte. Recht fröhlich und selig lag er da, wiewohl der nahende Tod ihm seinen Stempel aufgeprägt hatte. Nach der Feier bat er, daß der Vers „Wie bin ich doch so herzlich froh, daß mein Schatz ist das A und O" gesungen werde, und wir Anwesenden taten es.

Dann ließ er sich aufrichten, und in den Armen seines älteren Bruders Njanasigámani, eines meiner Gemeindeglieder, lehnend und sich zu seinen Verwandten, nämlich seinem Neffen Njanarettinam, meinem trefflichen Katecheten, seiner alten Mutter, seiner Schwester, seiner Frau, seinen Kindern und zu mir wendend, hielt er mit verhältnismäßig lauter und kräftiger Stimme eine förmliche Abschiedsrede, wie ich sie schöner und lieblicher wohl nie gehört habe. Der Hauptinhalt, ja einige Sätze derselben sind mir noch erinnerlich.

Er fing an: „Ich, ein vierzig Jahre alter, sündiger Sünder, gehe nun zur Ruhe des HErrn. Früher hatte ich Angst vor dem Sterben, ja bis vor kurzem noch — jetzt aber habe ich völligen Frieden erlangt. Während meines Lebens habe ich oft eitlen Dingen nachgejagt. Waren diese auch nicht irdisches Besitztum, so war es doch irdischer Ruhm bei sterblichen Menschen: ich wollte für einen eifrigen Diener Gottes geachtet sein. Nun habe ich alles andere Verlangen aufgegeben; nur eins wünsche ich mir: Vergebung der Sünden und Schauen des Angesichtes Gottes. Aber das erste habe ich ja schon, und das andere wird mir bald werden. — Für mein Weib und meine Kinder sorge ich nicht mehr, bete auch nicht mehr für sie, denn das *habe* ich getan, und Gott weiß alles; er wird sie versorgen. — Ich bitte die Missionare, für mich zu beten, daß der HErr mir einen seligen Tod und ein schönes Erbe gebe — um sonst nichts! —: meinen geliebten Lehrer, Herrn H. und Herrn Magister B. und meinen Paten" (hier fing er an zu weinen) „Schw.,

den alten Vater Schw., und Sie, den Stationsgeistlichen." Hierauf legte er beide Hände an die Stirn und sagte: „Ich grüße die drei Erstgenannten demütig in alter Liebe, auch Herrn Missionar O., der mich jahrelang wie ein Kind gehalten hat. Ja, er hat mich jahrelang wie ein Kind gehalten. Ich bitte jene und Sie, mir alles Unrecht zu verzeihen, das ich je wider sie begangen habe." Er wandte sich dann zu mir und sprach: „Ich weiß, meine Verwandten wollen mich nach Wailocham" (sein Geburtsort und zehn Meilen von Pudukottai entfernt) „schleppen, und da meine meisten Verwandten Römer sind, so wird man dann römisches, ja heidnisches Gepränge bei meinem Begräbnis machen. Aber ich erkläre vor Ihnen: ich will nicht hin! Ich will hier von Ihnen begraben werden. Ich bin Gottes Kind. Mein Leib ist auch von Christo erlöst, ist heilig und wird auferstehen zum ewigen Leben: ich will ihn nicht teuflisch schänden lassen. Meine Zunge hat Christum gepredigt, sie ist heilig; meine Lippen haben von seinem Namen Zeugnis abgelegt; sie sind heilig, sie sind JEsu, wie meine Seele; sie sollen nicht geschändet werden, als wären sie die eines Heiden und Römers."

Wie fein hatte der Mann die Hoffnung von der Toten Auferstehung gefaßt und den Spruch gelernt: „Er aber, der Gott des Friedens, heilige euch durch und durch, und euer Geist ganz, samt der Seele und Leib, müsse behalten werden unsträflich auf die Zukunft unsers HErrn JEsu Christi", 1 Thess. 5, 23. Sein Glaube war in ihm Wesen und Leben geworden, und er wollte auch nach dem Tode noch zeugen wider alles ungöttliche Wesen und für die Hoffnung, die ihm beigelegt war im Himmel.

Er bat mich dann ferner, mit den Christen zu Pudukottai Geduld zu haben, sie seien ja unwissend, wie er es auch gewesen sei. Er gehe nun zu seinen Vätern, das seien die abgeschiedenen Gläubigen — „o meine lieben Verwandten, Mutter, Bruder, Schwestern, Weib, Kinder, folgt mir nach!" Er betete sodann, die Arme gen Himmel gehoben, für die Pudukottaileute, Heiden und Christen, und besonders für seine Verwandten. Auch sonst sprach er viel und lieblich, aber dies ist das Hauptsächlichste.

Mir blutete das Herz, daß wir einen solchen Mann verlieren sollten. Während der ganzen Rede war er frei von allem gemachten und sentimentalen Wesen; mit tiefernstem Gesicht, das oft selig auf-

strahlte, lehnte er in seines Bruders Armen. Doch nun überfiel ihn eine Schwäche. Mit den Worten: „HErr, öffne mir die Tür durch die Vergebung der Sünden! Ich fürchte mich nicht, denn du bist bei mir", sank er auf sein Lager zurück.

Am andern Morgen fand eine unangenehme Scene statt. Etwa fünfzig Leute von Wailocham kamen mit einer Sänfte, den sterbenden Mann dahin zu bringen, und ließen ihm keinen Frieden. Es waren Römer und Heiden. Sogar seine meiner Gemeinde angehörigen Verwandten bestürmten mich mit Bitten, ihn zu überreden, daß er sich nach Wailocham tragen und dort von seiner ganzen zahlreichen Verwandtschaft „feierlich" begraben lasse. Er gehörte einer sehr angesehenen Familie aus höherer Kaste an. Ich ging zu dem Kranken und fragte ihn: „Arulappen, wollen Sie nach Wailocham oder nicht?" „Nein", sagte er. Ei, wie fuhr ich da unter das Volk und wie freute es mich, daß ich durch jene Prinzenerziehungsgeschichten so gestellt war, daß ich das mit Erfolg konnte. Im Nu waren Palankin und Träger und Gefolge unsichtbar geworden. Seine Verwandten sahen es übrigens auch ein, daß er besser in Pudukottai bleibe.

Am 1. Dezember lag er wehklagend da. Als ich aber mit ihm redete und betete, wurde er still. In der Nacht darauf wurde ich geholt. Er sagte: „Ich gehe zum HErrn." Bat, daß ihm unausgesetzt die Verse „Wenn ich einmal soll scheiden" und „Erscheine mir zum Schilde" und das Lied „Komm, du schlummergleicher Tod" (im Tamulischen sehr schön) vorgebetet werden. Das geschah auch. Doch ich sah wohl, daß der Tod noch nicht unmittelbar bevorstand. Er nahm Abschied von den Seinen, küßte und segnete jeden. Seinen Neffen beschwor er bei den heiligen fünf Wunden Christi, sein Sterben nicht durch das in Indien übliche Geheule stören lassen zu wollen. Auch ich versprach ihm, Ruhe zu halten. Später in der Nacht sagte er, er fühle seine Fassungskraft schwinden und könne nicht beten. Ich betete ihm vor, und er sprach es nach mit verklärtem Antlitz. Auf die Frage, ob er alles verstünde, sagte er: „Nicht alles." „Was verstehen und wissen Sie denn, Arulappen?" fragte ich. „Jesus hat für mich gelitten, er liebt mich — nur dies verstehe ich, sonst weiter nichts", war seine heilige Antwort. Er fiel dann in einen ruhigen Schlummer, und ich ging nach Hause.

Am nächsten Morgen war die Sprache weg, aber er verstand offenbar, was ich sagte. Um halb zwei Uhr ging ich wieder hin und sah, daß der Tod nahe war. Man sagte ihm: „Der Missionar ist da!“ Da legte er seine erkaltete Hand auf seine Stirne voll Todesschweiß zum Gruß. Als er beim Gebet meine Stimme hörte, wandte er sein Antlitz zu mir, und seine Lippen bewegten sich, als wollten sie das Lamm Gottes preisen, das unschuldig für ihn am Stamm des Kreuzes geschlachtet. Ich ging einen Augenblick hinaus. Da rief mich seine älteste Tochter: „Er stirbt.“ Ich eilte hinein. Sein Bruder hielt die Kinnlade des — Toten, er hatte eben den letzten Hauch getan. — Ich drückte ihm die Augen zu, kniete mit allen Anwesenden nieder, betete und lobte Gott für einen so sanften, süßen und seligen Tod. Unmerklich war er hinübergegangen. Ich betete und redete sehr lange, um, wie ich versprochen, die Leiche in aller Stille und ohne Geschrei kalt werden zu lassen. Legte ihn dann fein christlich hin und war schon hocherfreut, daß die Leute von den alten heidnischen Sitten des Wehklagens abließen. Still weinten die Weiber.

Plötzlich hörte ich einen durchdringenden Schrei und dröhnende Schläge. Einige weibliche Verwandte hatten sich und der Witwe die Kleider vom Leibe gerissen, rauften sich die Haare, schlugen sich mit Fäusten Brust und Leib und schrieen wie besessen. „Njanarettinam“, sagte ich zu meinem Katecheten, „tu deine Pflicht!“ Der erhob sich und, mit eiserner Faust die Weiber ergreifend, warf er sie vor die Tür. Es ging nicht anders. Das Schreien verwandelte sich in Schimpfen. Aber der Katechet war der Bitte des Sterbenden eingedenk. Die älteste Tochter des Entschlafenen, ein Kind von dreizehn Jahren, ging zu den bösen Weibern hinaus und sagte: „Wir sind ja keine Heiden, wir sind Christen, und der Vater ist bei Christo im Himmel. Wir wollen nicht schreien und heulen, sondern loben und danken.“ Dabei flossen dem lieben Mädchen die Tränen über die Wangen.

Meine Frau und ich gingen abends in das Sterbehaus und fanden die Leute sehr gefaßt. Seine alte, ehrwürdige Mutter sagte: „Ich weine nicht. Mein Kind ist bei Gott. Ich lege mich still zu seinen Überresten.“ Damit streckte sie sich neben der Leiche aus, Gesicht an Gesicht.

Sinnammal, seine Schwester, eine Witwe und eine liebe Christin, saß zu den Häupten des Toten, weinte leise und klagte auf die eigentümliche, rührende Weise der Indier. Sie sang nämlich: „O mein Bruder, o du Königskind, o wo bist du hingegangen? Sind deine Augen gebrochen? ist dein Mund verstummt? O du Perle, o du Sonnenschein meines Lebens! o mein Bruder! —" Diese letzten Worte gingen in ein — man verzeihe den Ausdruck! es war wirklich so — melodisches Weinen über. Sie sang weiter: „O kleiner Bruder, ich habe dich auf meinen Armen getragen, da du klein warst, ich habe dich gehegt wie eine Mutter. Und du hast mich JEsum kennen gelehrt. O mein Bruder! wo bist du? Du bist bei JEsu. O mein kleiner Bruder!" — „O Kind des großen Königs, du bist selig. Und diese Glieder werden auferstehen. O ich folge dir nach, denn ich glaube an JEsum. O mein Königskind! o mein kleiner Bruder! —" So sang sie den Abend und die ganze Nacht.

Am folgenden Tage, den 3. Dezember, war das Begräbnis. Morgens um zehn Uhr fand es statt. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich versammelt, denn der Verstorbene hatte, wie gesagt, eine große Verwandtschaft und war unter den Heiden weit und breit bekannt und geachtet. Im Talar und das Haupt durch einen dichten Schirm gegen die glühende Sonne schützend, ging ich ans Trauerhaus, das sich dicht neben dem Missionsgehöft befand. Die Leiche war auf eine von Bambusstäben gemachte Bahre *gesetzt*, in sitzender, etwas zurücklehnender Stellung. Sie war fein in weiße Gewänder gekleidet, auf dem Haupt ein Turban. Aber in jedem Ohr und in jedem Nasenloch stak ein Blumensträußchen! Doch da muß man den Geschmack der Eingeborenen walten lassen. Über der Leiche erhob sich ein ebenfalls von Bambusstäben gefertigter und mit Blumen und Flittergold reich ausgeschmückter Baldachin. Als ich anlangte, hoben vier Totengräber aus niedriger Kaste die Bahre mit der Leiche auf ihre Schultern, ich stellte mich an die Spitze des Zuges, die Träger folgten mir und die Verwandten, junge Bananenpflanzen und Palmzweige in den Händen tragend, sonst aber in schmutzigen Kleidern und ohne Turban. Die Frauen, mit ungekämmtem Haar, gingen zur Seite und folgten. Zwei Männer breiteten Gewänder vor mir auf die Erde, nahmen sie hinter der Leiche wieder auf, und nachdem zwei andere dasselbe getan hatten, kamen sie wieder an die Reihe, so daß ich und die Träger den Boden nicht berührten.

Zunächst ging der Zug in die Schule. Die Leiche wurde vor den zu einem Altar umgestalteten Tisch gesetzt. Dichte Weihrauchdämpfe erfüllten das gedrängt volle Zimmer. Ich hielt die Leichenrede und sprach von dem ewigen Ruhetag, dem Sabbat der Christen.

Dann zogen wir in derselben Weise auf den Kirchhof. Die Leiche wurde von der Bahre genommen und neben das in steinigen Boden gehauene, viel zu kurze und sehr enge Grab gelegt. Die Bahre wurde zertrümmert und zerstreut. Zwei der Träger stiegen in das Grab, stellten sich zu den Häupten und zu den Füßen, ergriffen die Leiche, klappten sie zusammen, so daß die Füße gegen das Gesicht kamen, nahmen die Juwelen aus den Ohren und reichten sie den Verwandten und ließen sie dann hinunter. Zu den Häupten wurde ein Kopfkissen gelegt, und dann stiegen die beiden Männer heraus, und indem sie die Leiche losließen, fiel deren Kopf auf das Kissen und die Füße auf den Grund. Es war ein trauriger Anblick, und auch die Männer konnten sich der Zähre nicht erwehren. Ich ließ ein Gewand auf das Gesicht werfen und die Leiche mit Blumen bedecken. Bald erhob sich ein Hügel über den sterblichen Resten Arulappens — von denen nach vier Stunden gewiß nichts mehr als ein weißes, abgenagtes Skelett übrig war; dafür sorgten die Ameisen. Kein Laut der Klage wurde gehört.

Beim Nachhausegehen fragte ich Sinnammal, die Schwester, ob sie getröstet sei. „Seine Seele ist bei Christo und Erde haben wir zur Erde gelegt. Und diese wird sie nicht ewig halten. Was soll ich noch klagen?“

Auch solche Ernten bringt der HErr im Heidenlande heim.

JAN 29 1903

LIBRARY OF CONGRESS
0 019 652 466 6